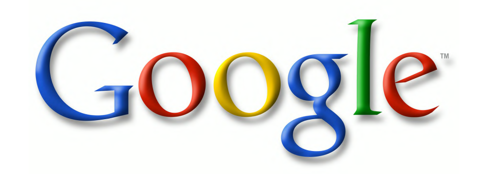
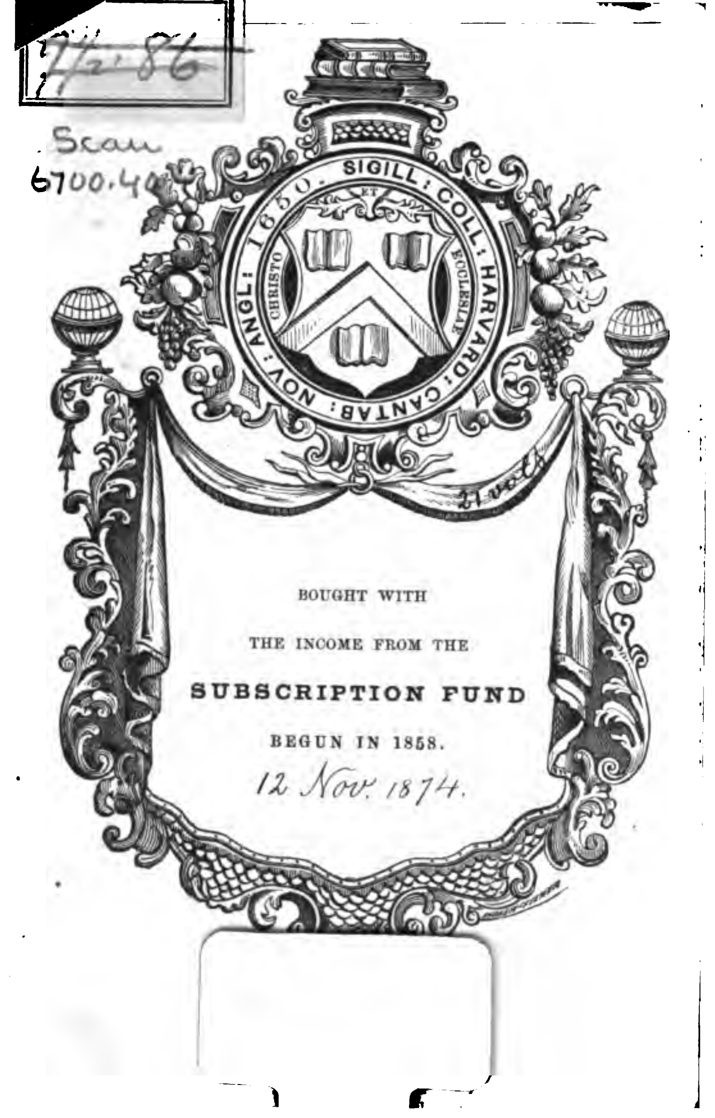
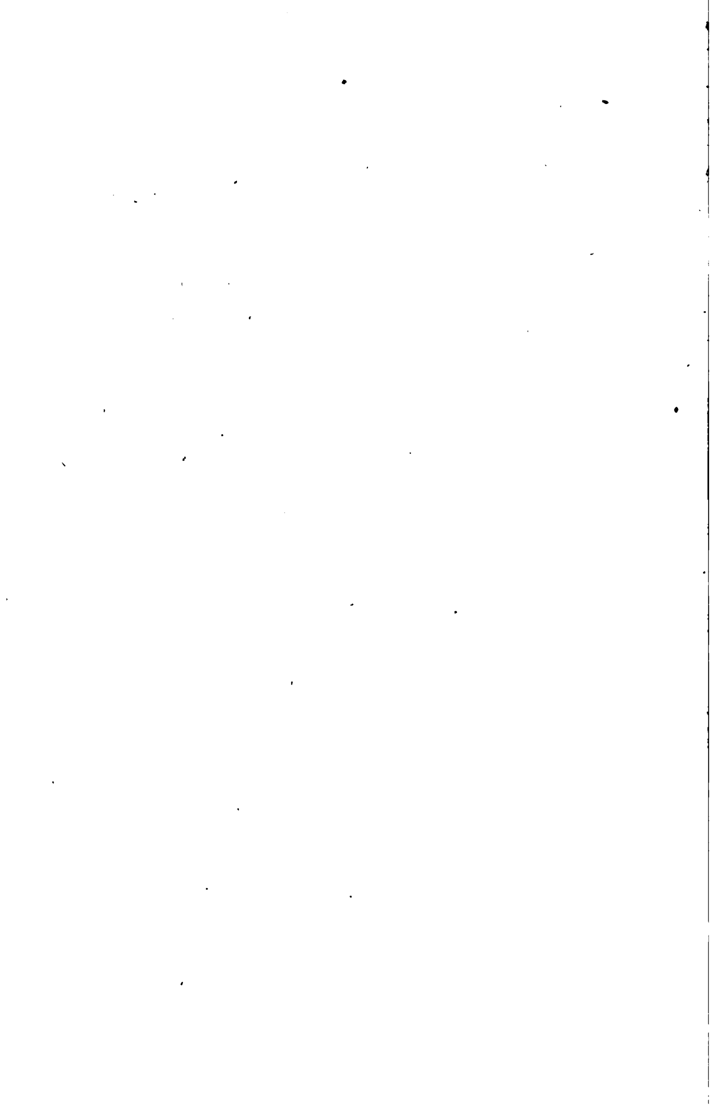





SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE
21 vols
BOUGHT WITH
THE INCOME FROM THE
SUBSCRIPTION FUND
BEGUN IN 1858.
12 Nov. 1874.





Adam Oehlenschlägers

W e r k e.

Erstes Bändchen.



Adam Oehlenschlägers

Werke.

Zum zweiten Male gesammelt,
vermehrt und verbessert.

Erstes Bändchen.

Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.

1839.

1874, Nov. 12.
Subscription Fund.

(Ies – XXIes Bdchn.)

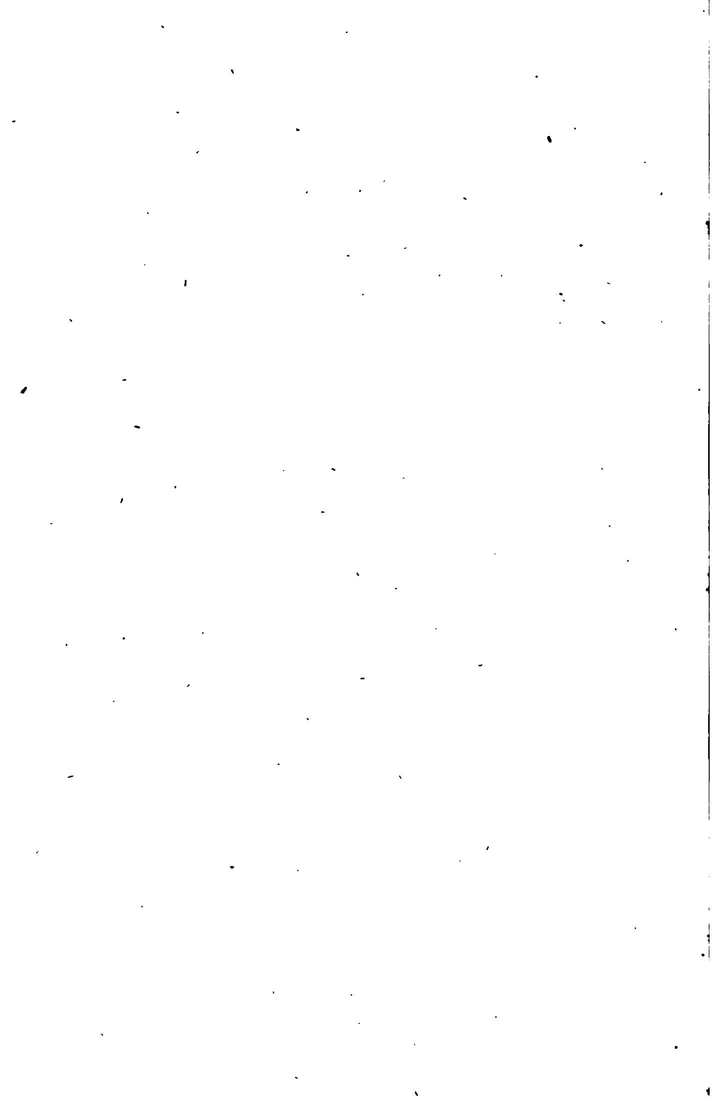
Adam Oehlenschlägers

Selbstbiographie.

Erstes Bändchen.

Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.

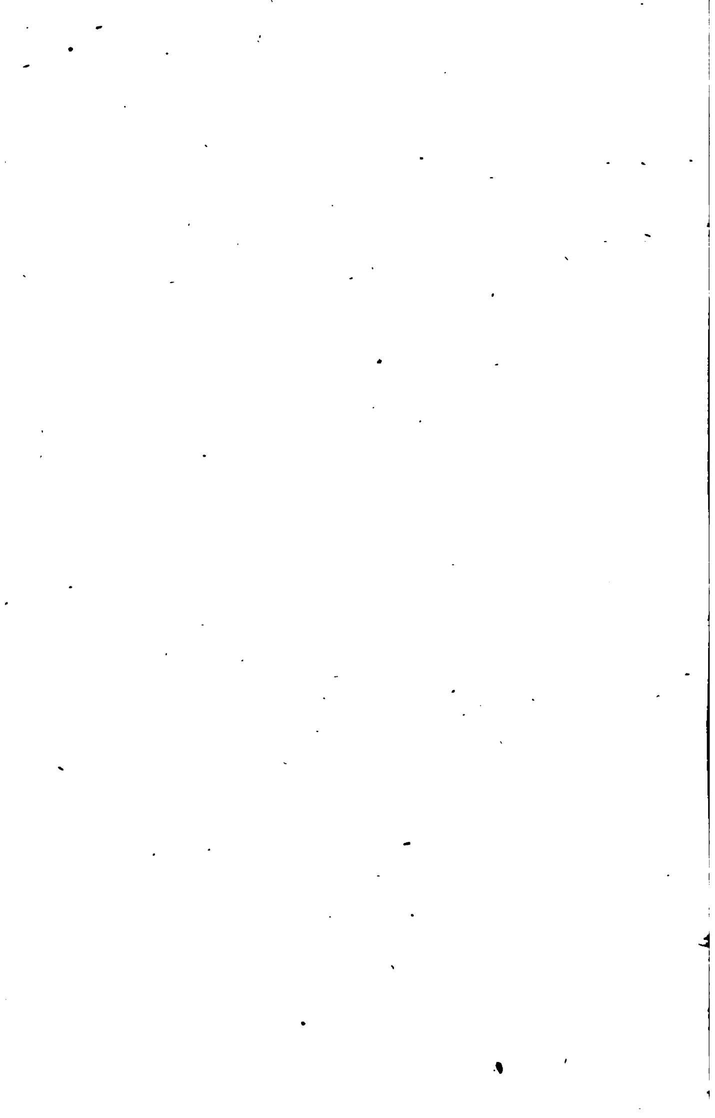
1839.



An

Seine Majestät,

König Ludwig von Baiern.



Die Dichtung ist so alt, wie die Geschichte;
Aus Blut und Morden, Wüthen und Verrath
Entfaltete sich in dem Frühgedichte,
Für Menschensinn und Geist, die erste That.
Denn nur im wunderbaren Zauberlichte
Die alte Welt sich unserm Auge naht,
Und nur durch Sänger haben wir erfahren
Die Weltbegebenheit vor tausend Jahren.

Und „könnte die Geschichte davon schweigen,“
Daß je ein kühnes Heldenvolk gelebt,
„Es würden tausend Steine redend zeugen,
Die noch man aus dem Schooß der Erde gräbt.“
Nur Lied und Marmor uns die Spuren zeigen,
Was eine große Vorzeit groß gestrebt;
„Drum darf der Künstler mit dem König gehen,
Denn beide wohnen auf der Menschheit Höhen.“

Zwar zeigte sich als Großes oft das Kleine,
Der Sänger lieh der Zeit sein eignes Herz;
So seh'n im Berg verbunden mit dem Steine
In reichen Adern wir ein edles Erz.
Im Grabe modern längst die Todtenbeine;
Der Heldenhügel hebt sich himmelwärts,
Und frisch im Grase da, in warmer Sonne,
Sproßt manche Blume noch in Frühlingswonne.

Verstand! Einbildungskraft! der Seele Schwingen,
Ihr hebt allein uns von dem Erdenrand!
Denn ohne Bild — nichts weiß ich von den Dingen,
Und Einsicht, Ordnung, schenkt nur der Verstand.
Soll dir der Schwung zum Höchsten denn gelingen,
Zerreiße nie das schwesterliche Band!
Den Flügel lähme nicht, halt' ihn im Zügel!
Ein schlechter Adler fliegt mit einem Flügel.

Mit einem Flügel flogen meist die Alten,
Dem bunten Flügel kühner Phantasie;
Lang war der wilde Zug nicht auszuhalten,
Im Nebel tappte träumend Poesie.
Und in den neuen Zeiten, in den kalten,
Man fragte nach der Kraft der Schwinge nie;
Ein flügelloser Strauß ließ sich nur sehen
Der Geist, um, wie ein Stier, im Joch zu gehen.

Hellas! Ein schöner Augenblick! verschwunden
Beinahe, wie gereift; doch ewig nicht;
Wir haben wieder Griechenland gefunden,
In Stein und Rede, Kunst und in Gedicht.
Ein neuentsproßner Lorbeer hat umwunden
Die Trümmer, wo's an Hoffnung nicht gebricht;
Und mit dem Geist des Christenthums vermählen
Sich Schönheitliebende, wie Heldenseelen.

Es spielt nicht mehr die wilde Zeit im Traume,
Auch sich nicht länger seichte Klugheit bläht;
Zwar pflücken wir von dem Erkenntnißbaume,
Doch ist der Sänger wieder ein Profet;
Das Werk der Kunst — nicht länger mit dem Schaume
Vergleichen wir's; und halbe Wahrheit steht
Nicht mehr und wiegt den Werth auf schiefen Schaalen,
Oft ungerechter noch, als die Vandalen!

Nie haben Nordenkönige verachtet
Das alte Lied und auch den Skalden nicht;
Denn Odins That, von langer Zeit unmachtet,
Geht zu dem Skiolbung nur durch das Gedicht.
Oft, wackre Deutsche! was Ihr schön vollbrachtet,
Erkannten Sie, und Eure Großen nicht;
Und Claudius und Klopstock — edle Namen! —
Vom Dänenkönig ihren Kranz bekamen.

O schöne Sprache! Güte, die mir Norden,
Und die mir selbst das edle Schweden zeigt.
Doch bin ich deutscher Sänger auch geworden;
Die Sprachen sind ja schwesterlich verzweigt.
Ein Bruderstamm Germanien und Norden!
Drum meine kühne Harfe dort nicht schweigt;
Die Töne von des Sundes fernem Lande
Weh'n zu des Rheines, zu der Donau Strande.

Wo find' ich aber dort den großen Kenner,
Um dessen Baum sich meine Rebe schlingt?
Als Freunde dort zähl' ich zwar viele Männer,
Die wohl verstehn, wie eine Harfe klingt;
Doch braucht der Dichter einen starken Gönner,
Der auch verzeiht, wenn der Gesang mißlingt,
Und der mit Edelmuth ihn kann erheben,
Zu schwacher Stunde, wenn die Kräfte beben.

Geh ich nach Weimar? Ach, es schläft schon lange
Der theure Fürst bei seinem Schiller dort.
Der Dichtergreis verjüngt sich im Gesange,
Verlassen hat Apoll noch nicht den Ort.
Die bunte Haut verliert die schöne Schlange
Der Ewigkeit — erneut sie immerfort!
Deutschlands Athen — in München steht es wieder,
Bei Bild und Marmor tönen frische Lieder.

Als Jüngling hat der König selbst gesungen,
Wie David, Ossian, Heinrich es gethan;
Jetzt hat Er einen größern Kranz errungen,
Weil Land und Leute sind Ihm unterthan;
Doch aus dem Herzen ist Ihm nicht verklungen
Die alte Liebe zu dem schönen Wahn,
Und hört der Völkerhirt die Harfe beben,
Gewinnen Jugendträume wieder Leben.

Zwar weit entfernt, darf ich es immer wagen;
In doppeltem Bezug bin ich ja Sein!
Christoph von Baiern baute Kopenhagen,
Als Kopenhagner, Fürst, bin ich auch Dein!
Verbunden durch das Blut, durch treue Sagen
Ist Dänemark und Baiern. Aus dem Hain'
Des alten Bragi meine Lieder gehen,
Du wirst sie, edler Ludwig, nicht verschmähen!

Es sammeln lauter fröhliche Gesichter
Um Deinen Thron sich, Herr, seit kurzer Frist;
Wo treff' ich einen kunsterfahrnen Richter,
Den Freund des Schönen, Ludwig, wie Du bist?
Der Dichter doch am besten fühlt den Dichter,
Heil mir, daß auch ein König Dichter ist,
Der nicht verschmäht, in Seinen Heldentagen
Den Sängerlorbeer in dem Helm zu tragen!

Vorrede.

Ein eigenes Gefühl ergreift mich, indem ich eine zweite, mit mehrern neuen Arbeiten vermehrte, Gesammtausgabe meiner deutschen Schriften besorge. Zwei und dreißig Sommer sind verschwunden, seit Göthe, Tieck, Jean Paul, Steffens, Schleiermacher, Voß mich aufmunterten, auch ein deutscher Dichter zu werden. Zwei und dreißig Jahre hindurch habe ich deutsch gedichtet. Wenige der jetzt lebenden namhaften Autoren Deutschlands können sich eines längern Schriftstellerlebens rühmen; und so kann ich mich wohl auch einen deutschen Dichter nennen, obschon ich als geborner Däne bis zu meinem vier und zwanzigsten Jahre keine Sylbe deutsch schrieb, und die meisten meiner Werke erst in dänischer Sprache gedichtet wurden. Allein man beurtheilt sie ganz schief, wenn man sie als bloße

Uebersetzungen betrachtet. Es sind freie Umdichtungen, die bei dieser Wiedergeburt nichts verloren, vielleicht sogar gewonnen haben. Wie oft hat nicht ein Maler auch ein Bild zwei Mal gemalt — das zweite ist keine Kopie: hier und da hat er Veränderungen gemacht, hier etwas ausgelassen, dort etwas Neues hinzugefügt; er hat die Aehnlichkeit des ersten Bildes nicht ängstlich in kleinen Zügen nachgepinselt; die Idee hat ihn neu durchdrungen und sich neu gestaltet. So bitte ich diese Schriften zu betrachten.

Könnte ich mich nun auch vielleicht ein wenig darüber beschweren, daß ich gar zu oft als ein Fremder betrachtet wurde, wenn von namhaften deutschen Dichtern die Rede war, so erfreue ich mich doch auf der andern Seite des Lobes und der Liebe manches edeln deutschen Kenners und Lesers. „Lob und Tadel muß ja sein!" sagt Göthe. Alle Dichter trifft besonders dies letzte Loos, die guten, wie die schlechten; wie sollte ich frei ausgehen? Die besten Werke sind oft bei ihrem ersten Erscheinen am ärgsten herunter gerissen worden. Was gut ist, muß aber siegen, wird es auch eine Zeit lang verkannt. Das bloß Glänzende kann als Mode eine große Rolle spielen, sie dauert aber nicht lange. Was nie bemerkt wird, verdient es auch nicht.

Freilich kann selbst das Beste ganze Jahrhunderte lang verkannt und vergessen sein, bis es an's Licht gefördert wird. Der Dichter lebt aber nicht bloß für diese kurze Erdenzeit; das ist sein Trost; und dann muß er mit Göthes Harfenspieler sagen:

„Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet!"

Was mich betrifft, so waren meine Schriften nie nach dem Zeitgeschmack gemodelt und konnten also nie Modelectüre werden; ich hatte aber, wie gesagt, immer die Freude, daß ausgezeichnete Kenner die Hauptwerke schätzten; und mein Publikum habe ich auch. Jeder Schriftsteller muß in dieser bewegten Zeit das seinige haben.

Der Geschmack ist ein zartes Ding, zwar göttlichen Ursprungs, aber schwach zum Kampf und Widerstande, und läßt sich leicht wie ein schönes schüchternes Mädchen wegscheuchen, wo viel Lärm und Zank ist. Besonders mag er das burschikose Geschrei, und den politischen und metaphysischen Tabacksrauch nicht vertragen.

Ich hatte das Glück, daß ich meine Jugend in einer Periode und in einem Staate verlebte, wo der Geschmack

sich ziemlich bilden konnte. Kopenhagen war dazu ganz geeignet. Holberg hatte schon ein halbes Jahrhundert vorher mit dem Pulverdampf seiner Laune, seines treffenden Witzes und gesunden Verstandes die Tempelhalle von den ärgsten Dünsten der alten Vorurtheile gereinigt; Johann Elias Schlegel, der erste bedeutende Dramatiker Deutschlands, lebte in Kopenhagen, war ein Freund Holbergs, seine Stücke wurden zuerst in Dänemark in Uebersetzungen aufgeführt, er schrieb eine Wochenschrift: Der Fremde, und trug viel zu der früheren ästhetischen Bildung in Kopenhagen bei. Klopstock, vom Dänenkönige belohnt und unterstützt, schrieb sechs Gesänge seines Messias in Kopenhagen. Ewald und Wessel, die dänischen Dichter, blüheten hier in den Jahren 1770 — 80, und lieferten treffliche Werke, in denen besonders die schöne Dichtersprache der der besten Werke Göthes zu vergleichen ist. Claudius bekam eine dänische Pension und hatte viel Verkehr mit uns. Gerstenberg besuchte uns oft. Als Schiller blühete, sendete er dem Herzog von Augustenburg und dem Grafen von Schimmelmann immer seine Werke zuerst im Manuskript, aus Dankbarkeit, da seine Bewunderer ihn auf höchst edle Weise unterstützten; so wurden seine Meisterstücke in Dänemark in gebildeten

Kreisen eher gelesen und bewundert, bevor sie in Deutschland in Druck erschienen. Rahbek, selbst Dichter und vorzüglicher Literator, ein Mann von feinem Geiste, gutem Witze, gefühlvollem Herzen, großen Kenntnissen, in der Jugend reich und selbstständig, hatte sich lange in Deutschland aufgehalten, war ein Freund Lessings und Schröders, und brachte den guten Geschmack und die Liebe für die Bühne mit nach Hause. Von allen diesen Einflüssen erzogen und gebildet stand ich da, als der geistreiche, liebenswürdige Steffens, glühend und begeistert, als ein neuer Ansgarius nach dem Norden zurückkehrte, die reine Lehre predigend. Durch ihn lernte ich nun die Werke und Meinungen der romantischen Schule kennen. Zuerst die herrlichen Tieckschen Gedichte; dann ging mir der wahre Sinn für Göthe auf. Wie leicht war es, poetische Gemüther in Dänemark für den großen Shakespeare zu entflammen, der, ein Engländer in Warwik geboren, vielleicht von unsern Voreltern stammte, und dessen großes Werk Hamlet aus unsern alten Sagen genommen ist. Keine Sprache ist der englischen in Geist und Wort so nah' verwandt, als die dänische; in keiner andern Sprache kann man Shakespeare so kräftig, treu und ähnlich übersetzen.

Von der romantischen Schule lernte ich Vieles. Ich freute mich ihrer Schönheiten; ich frohlockte darüber, daß die Phantasie endlich einmal zu Ehren gekommen war; ich verachtete im Geiste jener Schule den hausbackenen Verstand und die Salbaderei, die sich eine vornehme Miene giebt, noch mehr die falsche affektirte Sentimentalität; indem ich zugleich den schlichten gesunden Menschensinn und das tiefe Gefühl des Herzens für die Tugend zu bewahren strebte, das vom echten Christenthume nie getrennt werden kann. Ich betete Shakespeare in seinen großen Werken fast an; allein den Ausschweifungen seiner Zeit huldigte ich nicht; ich bewunderte den Geschmack, mit welchem er sich aus der Geschmacklosigkeit und Kindheit der Kunst als ein Riese hervorgehoben; wenn ihm auch hier und da noch etwas davon anklebte, wunderte ich mich nicht darüber, ich fand es höchst natürlich, nur bewundern konnt' ich es nicht. Der herrliche Lessing war mir immer ein Muster, besonders in seinem Nathan, wo er die Aufgabe so schön gelöst hat, einen starken Verstand mit Phantasie und zartem Gefühl zu vermählen. In den Jean Paulschen Wäldern muß ich noch immer wandeln, trotz der Sümpfe und der verwachsenen Gesträuche, womit man oft zu kämpfen hat; trotz des Nebels und der Irrlichter,

um die schönen Engelskinder aufzusuchen, die sich da versteckt haben, um die tiefen Gedanken und Offenbarungen der frommen Einsiedler zu hören, während lustige Vögel mit ihrem drolligen Gesange mir den Weg verkürzen. An Schiller bewunderte ich, wie bei Jean Paul, das große Menschenherz, den Tiefsinn, er hatte aber die Form, das kräftige männliche Pathos, die gebildete Phantasie in Charakterschilderungen und Erfindungen voraus. Bei Göthe entzückt mich noch immer vor Allem das göttliche frische Naturgefühl, die klare, lebendige Darstellung, die Originalität, die Grazie, die Meisterschaft der Sprache, die heitere, kecke Gesundheit. Allein die Göthesche Originalität finde ich eigentlich nur in seinen jüngern gothischen Werken („Die Göthe nicht erkennen, sind nur Gothen" sagt A. W. Schlegel; ich erkannte und bewunderte aber immer in ihm eben den großen Gothen, der aus Schweden stammt), in seinem Werther, Götz, Faust, Egmont, in den Liedern und Romanzen, den Sing- und Puppenspielen, in Wilhelm Meister und endlich in Hermann und Dorothea, zwar antik an Form, aber deutsch an Charakter und Denkart. In seiner späteren Objektivitätslehre, in seinem vornehmen polemischen Griechengeschmack und Haß gegen alles Nordische konnte ich ihm eben so wenig folgen, wie

in seiner Farbenlehre; und für mich starb immer Faust poetisch mit Gretchen im ersten Theil des Gedichts; im zweiten Theile sah ich nur in Nebel und Dampf das metaphysische Gespenst des Verstorbenen trübselig spuken. Ich weiß wohl, daß man mehrere Abhandlungen geschrieben hat, um das Entgegengesetzte zu beweisen, weiß aber auch, daß viele Kunstverständige meine Meinung theilen.

Auf der letzten Reise in Deutschland hatte ich die große Freude, mit meinem Jugendfreunde Ludwig Tieck einige herrliche Tage zu verleben. Wie Vieles habe ich von diesem trefflichen Dichter gelernt! Wie haben mich seine dramatischen Satyren, seine Mährchen, Genoveva, Oktavianus, Fortunat 2c. erquickt und erfreut! Wir waren und sind vielleicht noch in gewissen Dingen etwas uneinig, in der Hauptsache aber nicht, und wir lieben und schätzen einander. Unvergeßlich bleiben mir die Tage, als ich ihn im Sommer 1831 mit meiner seligen Tochter Charlotte in Dresden besuchte, wo er mir die Worte in mein Stammbuch schrieb, die noch nie gedruckt sind, und die ich hier abschreibe, weil ich es als eine Ehre betrachte, von ihm geliebt und gerühmt zu sein.

Freud' ist mir jetzt geworden,
Es bringt mir lieben Gruß

Der Dichter aus dem Norden,
Und seinen Bruderkuß.
Er sprach: Warum denn richten,
Da noch die Kraft gesund?
Weit besser klingt das Dichten
Von einem Sänger-Mund. —
So darf der Dichter sprechen,
Dem hold die Muse lacht,
Er wird die Lorbeern brechen,
Die sie ihm zugedacht.
Dein freundliches Gemüthe
Hat sich mir längst bewährt,
Mit Deines Kindes Blüthe
Bist Du zurückgekehrt.
Sie spricht des Vaters Wahrheit,
Sie lächelt seinen Blick,
So bleibt denn Lieb' und Klarheit
Der Zukunft auch zurück.
Und neu mit Dir verbunden,
Reich' ich die Freundes-Hand,
Wie wir uns früh gefunden,
Hast Du mich nie verkannt.
Wir Sanges-Brüder wallten
Durch manchen schönen Raum,
Lebendig fest zu halten
Des Lebens Wunder-Traum:
Seh' ich einst Deine Auen?

Kehrst Du zu unsern Gauen?
Grüß' ich Dich dorten, hie?
Doch wie sich's mag gestalten,
Wir bleiben stets die Alten!
Entfremdet sind wir nie!!

Dein treuer Freund und Bruder
Ludwig Tieck.

Ich habe in den späteren Jahren wenig Verkehr mit neuern deutschen Schriftstellern gehabt. Auf meiner letzten Reise machte ich die Bekanntschaft Theodor Mundts, der mir mit Liebe entgegenkam, und es freute mich, bei ihm die schönen Keime zu entdecken, die jetzt blühen; auch den liebenswürdigen Stieglitz lernte ich kennen.

Tieck, Steffens, Wolf, Enk, Menzel und mehrere Andere haben meiner ehrenvoll erwähnt; Letzterer meint aber, daß unsere moderne Bühne viel zu klein sei für die Riesengestalten der nordischen Sage, und daß ich weit anziehender in meiner Bearbeitung der Insel Felsenburg und in den morgenländischen Mährchen sei. — In dreißig Jahren hat man jedoch diese Stücke mit Erfolg auf der Kopenhagener Bühne aufgeführt, und meinen meisten Ruhm und besten Dank habe ich von Dänen, Norwegern und Schweden durch die Bearbeitung der vaterländischen Sagen erworben.

Daß jene Heldenthaten keinen so starken Eindruck auf den Deutschen, wie auf den Skandinavier machen können, ist natürlich; daß aber dramatische Darstellungen der nordischen Geschichte für unsere große Bruder-Nation, eine Nation, die sich mit so vielem Eifer sogar alles Fremde und Weitentfernte aneignet, Interesse haben, muß ich auch glauben. Wir sind alle germanischen Stammes; das Altgermanische hat sich aber im Norden länger, als in Deutschland erhalten, weil das Christenthum dort später eingeführt wurde. Der ganze Ton, der ganze Schwung des Geistes war, ehe das Ritterthum sich entwickelte, in den alten deutschen Sagen, wie in den unsern; das ersehen wir aus dem Liede der Nibelungen. In seinem gelehrten Werke über die deutsche Mythologie hat der treffliche Grimm aus unzähligen kleinen Ueberbleibseln bewiesen, daß die nordischen Götter auch in Deutschland einheimisch, daß die Sagen von ihnen in Deutschland weit verbreitet waren.

In dieser Sammlung sind vier Tragödien: Stärkodder, Hagbarth und Signe, Baldur der Gute und Helge, aus der ältesten Fabel- und Heldenzeit. Einige von den andern Stücken spielen an der Grenze, wo Heidenthum und Christenthum sich kämpfend begegnen, und

geben eben dadurch dem Dichter einen trefflichen Stoff zur Bearbeitung. Meine andern nordischen Dramen sind aus der christlichen Heldenzeit. Keiner dieser Stoffe hat etwas Riesenhaftes, Baldur der Gute ausgenommen, wo Götter und Riesen als Feinde gegen einander auftreten. Das Idealisch-Heroische ist nicht riesenhaft; sonst müßten wir ja auch die Helden des Aeschylos, Sophokles und Euripides Riesen nennen.

In allen meinen historischen Dramen sind die Personen ganz natürliche Menschen. Freilich haben die Helden in den alten nordischen Sagen noch etwas vom ältesten, derben Schnitt; sie sind nicht so fein, sie schwärmen aber auch nicht, wie die südlichen Ritter; sie sind nicht so stolz auf ihre Geburt, wohl aber stolz im Selbstbewußtsein ihrer männlichen Kraft. Darum habe ich sie eben auch immer so lieb gehabt; und darum liebte ich auch besonders Göthes Götz von Berlichingen und Schillers Wilhelm Tell, weil sie so viel Aehnlichkeit mit meinen alten derben, braven nordischen Helden hatten.

In dieser neuen Ausgabe erscheinen zum ersten Mal: 1) Baldur der Gute, eine nordisch-mythologische Tragödie; 2) Helge, Romanzen und Tragödie; 3) Sokrates, Tragödie; 4) Olaf der Heilige, Tragödie; 5) der

kleine Schauspieler, Lustspiel. Sie sind zu sehr verschiedener Zeit gedichtet. Baldur 1807, Helge 1814, Sokrates 1835, der kleine Schauspieler 1836, Olaf der Heilige 1837.

Baldur schrieb ich gleich nach Hakon Jarl. Die große einfache Handlung, wo besonders das Pathos herrschen sollte, und wo von späterer individueller Persönlichkeit nicht die Rede sein konnte, wies mich ganz natürlich hin auf die einfache erhabene Form der griechischen Tragödie, die ich frei benutzte, ohne ängstlich das Besondere nachzuahmen, und ohne dem nordischen Geiste zu entsagen.

Helge habe ich theils in Romanzen, theils als Tragödie bearbeitet, wie es der Stoff verlangte. Lange wagte ich nicht, dies Gedicht zu übersetzen, obschon ich hoffen konnte, nach dem verdienten Glücke, das meines Freundes Tegners späterer Frithiof in Deutschland machte, daß auch Helge gut aufgenommen werden würde, obschon diese zwei Dichtungen, der Form nach ähnlich, dem Ton nach ziemlich verschieden sind: Frithiof mehr lyrisch-gefühlvoll, Helge mehr episch-naiv. — Ich hatte aber noch sehr wenige meiner lyrischen und keine meiner epischen Gedichte in's Deutsche übertragen, und würde mich vielleicht nie an diese Arbeit gewagt haben, wenn nicht ein deutscher

Freund meiner dänischen Muse, Herr J. D. Voß, königlicher Gevollmächtigter in der deutschen Kanzlei in Kopenhagen, mir die größte Mühe erspart hätte, indem er mir unverhofft die Romanzen so schön übersetzt brachte, wie sie ein Fremder übersetzen kann, der sich streng an das Original hält und nichts von eigener Erfindung hinzufügt. Herr Voß gab mir seine Arbeit zum freien Gebrauch, und indem ich sie nun an vielen Stellen um- und überarbeitete, wo der naive Ausdruck, der rasche Schwung im Original sich nicht übersetzen ließ, sondern neuerschaffen sein mußte, um Kraft und Frische zu behalten, bekamen die Romanzen mit den dänischen die größte Aehnlichkeit, auch das Gepräge meines eigenen Dichtercharakters. Und nun übersetzte ich selbst noch den zweiten Theil des Gedichts, die Tragödie, um deutschen Lesern das Ganze mitzutheilen.

Von der Tragödie Sokrates ist schon im literarischen Unterhaltungsblatte gesprochen; ein Recensent hat große poetische Schönheiten darin gefunden, meint aber, daß ich zu parteiisch gegen die Feinde des großen Mannes gewesen. Herr Professor Forchhammer in Kiel hat ein Buch geschrieben, worin er behauptet, daß Sokrates ein Verbrecher war, der sein Schicksal verdiente. Er meint, daß ich Aristophanes verunglimpft habe, rühmt aber die Toch-

ter im Stück, Daphne, sehr, als das Herz, welches Sokrates (der Vater) eigentlich gehabt haben sollte, aber nicht hatte.

Ich kann mich in diese Sache nicht weiter einlassen; drittehalbtausend Jahre hat die Welt Platos und Xenophons Meinung getheilt, daß Sokrates ein Mann von außerordentlicher Herzensgröße und Tugend war; das mag dem Dichter genug sein. Aristophanes habe ich mit Liebe als einen edeln Gegensatz zum Helden dargestellt. Er hat den Philosophen in jüngern Jahren beleidigt, weil er ihn nicht recht kannte, in seinem Lustspiele die Wolken. Deßhalb kann dieses Stück, für sich als Gedicht betrachtet, immer sehr schön und meisterhaft sein. In meiner Tragödie versöhnt er sich wieder mit Sokrates. Sokrates gesteht selbst, daß er in Etwas gefehlt, daß er ein Sonderling gewesen, und zu wenig Achtung und Liebe für das Schöne gehabt, wenn es nicht moralische Schönheit war. In der Versöhnungsscene im letzten Akt umarmen sich Sokrates und Aristophanes (Ethik und Aesthetik) als Freunde.

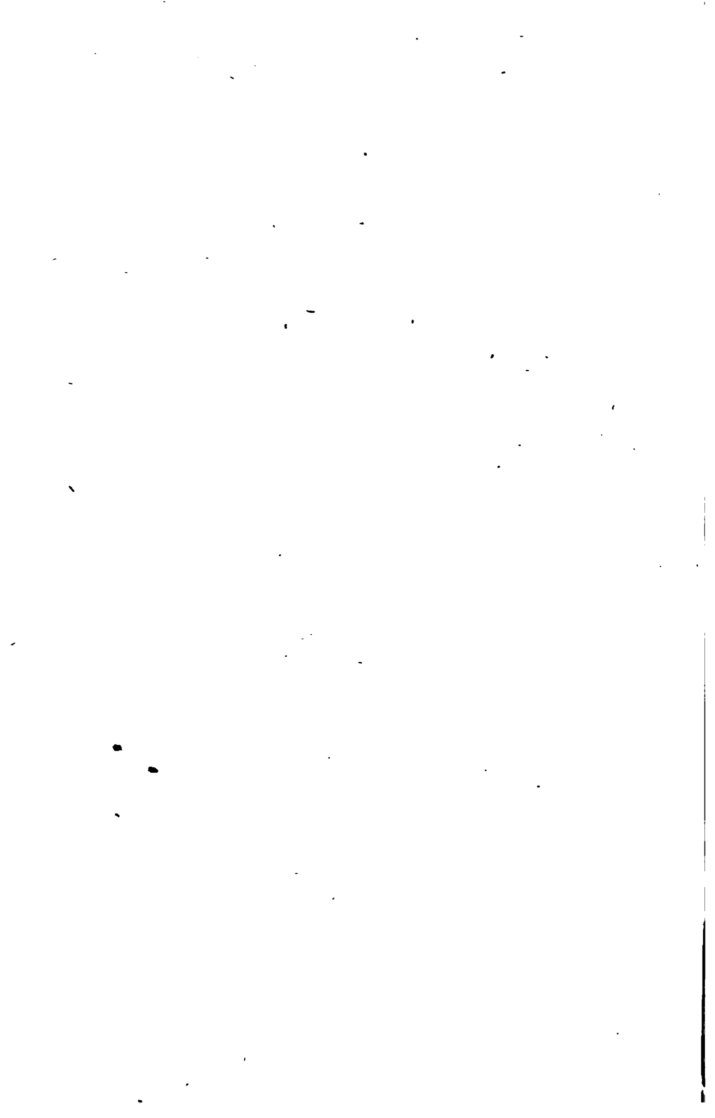
Von dem Lustspiele: „Der kleine Schauspieler“ und der Tragödie: „Olaf der Heilige“ habe ich weiter nichts zu sagen, als daß diese Stücke meine neuesten Arbeiten sind

Olaf der Heilige schließt sich genau in der Geschichte an Hakon Jarl; dreißig Jahre in meinem Leben liegen aber zwischen der Abfassung beider Dichtungen. Möge der deutsche Leser finden (wie es der dänische schon gefunden hat), daß Olaf seines Vorgängers nicht unwürdig sei, und daß Olafs Verfasser, in seinem 58sten Jahre Gott Lob noch in voller Lebensfrische, auch noch als Dichter blühe.

Kopenhagen, den 28. Juni 1838.

Adam Oehlenschläger.

Inhalt.



Selbstbiographie

des

Verfassers,

bis zu seinem dreißigsten Jahre.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Erstes Kapitel.

Die Kinderjahre.

Ich bin am 14. November 1779 in einer Vorstadt Kopenhagens geboren, die nach dem schönen Lustschlosse Friedrichsberg hinausliegt; gerade an dem Eingange einer herrlichen langen Allee, die nachher viele Jahre mein täglicher Spaziergang gewesen ist. Mein Vater, Joachim Conrad, war aus Schleswig gebürtig. Ein altes Stammbuch beweist, daß unsre Familie dort und in Holstein wenigstens seit der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts gewohnt hat; weil nun der berühmte Adam Olearius oder Oehlenschläger ohngefähr zur selben Zeit und aus derselben Gegend gebürtig war, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß er mit uns verwandt gewesen ist. Alle meine Vorfahren in Holstein und Schleswig waren Organisten und Schullehrer. Dazu war mein Vater auch auferzogen; er kam als Jüngling von zwanzig Jahren nach Kopenhagen, hatte recht gut das Clavierspielen gelernt und von einem Prediger das Zeugniß erhalten, daß er ein recht guter Schullehrer werden könne. Zu jener Zeit konnte aber nichts gedeihen, was nicht einen Protektor unter den Großen hatte. Der Graf Adam Gottlob Moltke vermochte damals Alles. Er hatte meinen Vater nach Kopenhagen kommen

lassen, nahm ihn in seine Dienste, ließ ihn den jungen Gräfinnen in der Musik Unterricht geben und beförderte ihn nachher zum Organisten auf Friedrichsberg. Hier ward er auch Gevollmächtigter bei dem königlichen Schlosse; und nachdem er sich während meiner Kindheit und Jugend sehr knapp durchgeschlagen hatte, wurde er endlich Schloßverwalter; so daß er in seinen alten Tagen ein reichliches Einkommen hatte und vielen Menschen Wohlthaten erweisen konnte, welches seine größte Freude war.

Meine Mutter hieß Martha Maria Hansen. Ihr Vater, ebenfalls königlicher Gevollmächtigter bei einem Schlosse, war auch ein Deutscher; seine Frau aber war die Tochter eines Copenhagener Bürgers, Namens Severin. Meines Vaters Mutter war eine Jütländerin, ihr Familienname war Tolstrup. So stamme ich von Deutschen, wie von Dänen, und es scheint, als ob das Schicksal bestimmt hätte, daß ich beiden Nationen angehören sollte.

Das erste, dessen ich mich aus meiner Kindheit erinnere, ist, daß ich eines Morgens als kleiner Knabe, an der Seite meines Vaters schlafend, von einem Tumulte erweckt wurde. Man hatte eine große Eule in dem Kamin unseres Schlafzimmers gefunden, die durch den Schornstein herunter gefallen war. Mein Vater öffnete das Fenster, und ich sehe sie noch über die Bäume wegfliegen. Kurz darauf ward meine Schwester Sophia Wilhelmine Bertha geboren. Ehrfurchtsvoll trat ich eines Morgens in's Zimmer meiner Mutter und sah die kleine Puppe bei ihr im Bette liegen, die uns der Storch verwichene Nacht gebracht hatte. Meine Schwester war nur drittehalb Jahr jünger, als ich; und doch stehen diese zwei Erscheinungen deutlich vor meiner Seele.

Meine Aeltern nannten mich Adam Gottlob nach dem alten Grafen Moltke. Einen Sohn dieses Namens hatten sie schon ein Jahr vor meiner Geburt verloren, der nur vier und zwanzig Stunden alt ward. Mein Vater, der ein lustiger Mann war, voll Feuer und Witz, pflegte oft nachher im Leben zu sagen, wenn er von seinen Kindern sprach: „Ja, mein ältester Sohn, das war ein ganz anderer Kerl, als dieser Poete da!“ —

Sie schickten mich in eine Kinderschule zu einer alten grämlichen Frau, wo ich viel ausstehen mußte; nicht des Lernens wegen, sondern durch den gewaltigen Zwang, den sie uns auflegte. Wir mußten Stundenlang auf Schemeln sitzen, ohne uns zu rühren. Unsere einzige Freude bestand darin, kleine Flocken aus unsern Jäckchen zu pflükken und daraus Kugeln zu machen; sie klopfte uns aber auf den Kopf mit ihrem Fingerhute, wenn sie es entdeckte. Einige von den Aermsten schlug sie wohl auch mitunter mit einem Stück Holz, wenn nichts Anderes bei der Hand war. Ich weiß noch, wie ich die Hühner und Enten in ihrem Hofe beneidete, die so frei herum gehen konnten, und gakkern, ohne gestraft zu werden.

Mein Trost war Hübners biblische Geschichte. Wenn wir unsere Lektionen gelernt hatten, bekamen wir Erlaubniß, ein Stück laut daraus vorzulesen; und so ward ich früh mit den Schicksalen Mosis, Josephs, Davids und Salomons vertraut. Die Leidensgeschichte Jesu schmolz mein Herz, so wie die Begebenheiten seiner Kindheit, als die lieblichste Idylle, mich erfreuten. Meine Mutter war sehr fromm, sehr verständig und sehr ernst. Sie war in ihrer Jugend in dem Hause des Kanzler Cramers gewesen, hatte Klopstock gesehen, aber liebte ihn nicht sehr. Er

war ihr zu hochtrabend, sagte sie; sie zog die Psalmen Gellerts den seinigen weit vor, weil sie schlichter waren und mehr vom Herzen kamen. In der Kirche war ich alle Sonntage mit meinem Vater auf der Orgel; und weil ich eine gute Singstimme hatte, war ich freiwilligerweise Vorsänger geworden. Mit Begeisterung sang ich die geistlichen Lieder, und mit Aufmerksamkeit hörte ich den Prediger das Evangelium lesen; wenn es aber zur Erklärung des Textes kam, war es mit meiner Andacht vorbei; dann ging ich gewöhnlich mit einigen Kameraden hinter die Orgel, wo wir, in einem Kreise sitzend, eine Art von Klub bildeten und von weltlichen Dingen sprachen, bis ich wieder singen sollte.

Der Küster hielt auch eine Schule, in welche die Jungen des Dorfes gingen. Als ich nun die ersten Kinderschuhe ausgetreten hatte, avancirte ich da hinauf. Die meisten von diesen Jungen waren aber schlimme Gassenbuben, und weil wir dort nichts mehr lernten, als bei der alten Frau, so hatte ich eigentlich durch den Tausch mehr verloren, als gewonnen; denn dort ging es doch sittlich und ehrbar zu. Der Küster war ein sehr dicker Mann, der alle Sonntage erbärmlich wie eine Katze in der Kirche miaute, doch mangelte es ihm nicht an Kopf. Er hatte einen Substituten, dem es auch nicht an Kopf fehlte; er war aber eben so dick, wie der Küster, und während dieser herumging und Visiten bei seiner Gemeinde, im lichtgelben Rocke mit schwarzen Knöpfen, machte, ging der Substitut im Schlafrocke, mit einer langen Tabakspfeife schmauchend auf und ab in der Schulstube, und ließ uns Knaben machen, was wir wollten. Züchtigungen gab es nun freilich genug, aber damit war uns allen wenig geholfen.

Schon damals, in meinem neunten Jahre, hatte ich ein geistliches Lied verfaßt, welches der Küster zu sehen bekam. Gegen den Inhalt hatte er nichts einzuwenden, nur sagte er, das Lied sei nicht im richtigen Sylbenmaße gedichtet. Ich wagte das Gegentheil zu behaupten. Ein Gesangbuch ward als Schiedsrichter hervorgeholt, und ich hatte den Triumph, daß der Küster gestehen mußte, gegen die Pedes wäre nichts einzuwenden.

In meinen Freistunden spielte ich mit meiner Schwester Sophia, einem Mädchen von den herrlichsten Anlagen; und mit einem Knaben voll Kopf und Witz und einem ungeheuern Gedächtnisse, der nur ein Jahr jünger war, als ich. Freilich waren unsere Neigungen und Ansichten schon von Jugend an sehr verschieden, darum zankten und versöhnten wir uns auch immerfort; was ihm leicht war, war mir schwer, was ich konnte, konnte er nicht. Ich war ungeduldig, und er war hartnäckig. Ich ergriff Alles mit dem Gefühle und er wollte immer kritisiren; indeß erkannten wir beide, was wir einander waren, und viele meiner schönsten Kinderstunden habe ich mit ihm verlebt.

Das Lustschloß Friedrichsberg liegt auf einem anmuthigen Hügel, von wo man die schönste Aussicht über Kopenhagen, über das Meer und über die Insel Amack hat. Der König Friedrich der Vierte ließ es, nach seiner Zurückkunft aus Italien, wie das Schloß Frascati erbauen, und Christian der Sechste hat es mit Seitengebäuden und Bogengängen versehen. Die große Heerstraße geht dicht vorbei; jenseits liegt das Süderfeld, ein kleiner Wald am Abhange des Hügels, welcher schon in meiner Kindheit zu einem schönen englischen Park eingerichtet war. Der Garten unter dem Berge, jetzt auch ein Park, war in meiner

Kindheit noch im steifen französischen Geschmacke, mit geschornen Hecken, Springbrunnen und Taxuspyramiden. So hatte ich ein großes Bild englischer Natur und französischer Regelmäßigkeit vor Augen, und mitten darin das italienische Schloß voll schöner Gemächer und Gemälde. — Unsere Lebensart im Sommer und Winter war eben so verschieden, wie die Natur. Im Sommer wimmelte es bei uns von Menschen, von schönen geputzten Damen. Der ganze Hof war da; die schönste Tafelmusik konnten wir Kinder hören, wir konnten durch die Thüre die königliche Familie bei Tafel sitzen sehen. Janitscharenmusik war draußen des Sonntags Nachmittags und Volksgewimmel im Garten. — Der Park dagegen stand leer; der war für die königliche Familie allein bestimmt. Mein Vater hatte aber den Schlüssel dazu, und ich und meine Schwester machten viele Bekannten glücklich, wenn wir mit ihnen da spazieren gingen. Da war es still und einsam, wie zehn Meilen von der Stadt. Da besuchte man das norwegische Haus, wo die große Natur im Kleinen täuschend nachgemacht war, den Eremiten in seiner Klause, die Grotte mit Krystallen und Erzen wie in einer Feenwohnung, das chinesische Haus, mit bunten Bildern von Mandarinen und Frauenzimmern, und oben am Dache Glocken, die sich im Winde bewegten und klangen.

Ein Mal im Sommer machten wir gewöhnlich eine Wallfahrt zum schönen Thiergarten, zwei Meilen von der Stadt. Ein herrlicher Weg führt den Strand entlang dahin. Große Eichen und Buchen und eine reiche Quelle winken den Wanderer zum Schatten; in Buden und Zelten sind Seiltänzer und Puppenspieler. Da aßen wir im Grase, was wir mitgebracht hatten, und schnitten

unsere Namen in einen alten Baum, der sie noch trägt.

Kam der Spätherbst und zog die Herrschaft zur Stadt, so war auch die ganze Umgebung ganz anders. Keine Musik mehr, kein Spaziergänger; aber voll von Handwerkern und Arbeitern waren Schloß und Garten. Da ging ich denn herum bei den Maurern, Zimmerleuten, Tischlern, Tapezirern, Malern; auch wagte ich mich mitunter in die Höhe mit den Bleideckern. Und wie ich im Sommer die feine Lebensart der großen und schönen Welt bewunderte, so lauschte ich jetzt den Handwerkern ihre Eigenheiten und Launen ab, und sah den Gärtnern zu, wenn sie pflanzten, säeten oder Bäume beschnitten. Kam nun der eigentliche Winter, so waren wir im großen Schlosse ganz allein, mit zwei Wächtern und zwei großen lichtgelben Doggen. Das ganze Schloß gehörte uns allein. Dann ging ich in die königlichen Zimmer, betrachtete die Gemälde und bauete mir böhmische Dörfer. Da erlaubte mein Vater mir wohl auch bei schönem Wetter nach der Stadt zu gehen, um Bücher aus der Leihbibliothek zu holen. Mit einem solchen großen Bündel, auf einem kleinen Stecken getragen, kam ich dann bald wieder nach Hause; und dann kehrten wir uns weder an Sturm, noch Regen oder Schnee. Der Vater saß dann wohl, den kleinen Hund neben sich, im Schlafrocke und las laut vor; oder ich las selber leise, und folgte Albert Julius und Robinson Crusoe nach ihren Inseln, schwärmte umher im Feenlande mit Aladdin, oder unterhielt mich mit Tom Jones und lachte über Siegfried von Lindenbergs Albernheiten. Holbergs Komödien wußte ich schon auswendig.

Ich habe von dem kleinen Hunde gesprochen, den die

geworden. Selbst der Schnee in den Straßen, der bei den vielen Lichtern gelb aussah, glaubte ich, wäre gelber Sand, mit dem man das Pflaster zur Zierde bestreut hätte.

Uebrigens ging ich in meiner Kindheit nicht auf Rosen; denn meine Aeltern waren arm und litten von Nahrungssorgen. Dazu kam, daß meine zweite Schwester, Christine Maria, mit Wassersucht im Kopfe geboren ward und fünf Jahre in der Wiege lag, ehe sie starb; der Körper wie eines säugenden Kindes, das Haupt beinahe so groß, wie der übrige Körper. Durch dieses große Unglück verfiel meine Mutter in eine tiefe Melancholie, und war zuletzt für uns und sich selbst verloren.

Ich war zwölf Jahre alt geworden und hatte noch nichts gelernt; dreihundert Bände der Leihbibliothek hatte ich freilich verschlungen und so, ohne es selbst zu wissen, eine ziemliche Stärke in der Muttersprache bekommen; denn ich las nur dänisch, und meine Aeltern sprachen nur deutsch mit einander, wenn wir Kinder es nicht verstehen sollten.

So traf mich einmal auf einer seiner Wanderungen Edward Storm, ein Norweger, Dichter und Kinderfreund von funfzig Jahren, mit warmem Herzen, hellem Kopfe, der Vorsteher einer Realschule in Kopenhagen. Er erbarmte sich meiner und schlug vor, mich unentgeltlich in die Schule zu nehmen, wenn mein Vater mir Kost und Wohnung in der Stadt verschaffen wollte. Dazu war er behülflich, und so kam ich denn in eine ganz andere Umgebung.

Zweites Kapitel.

Knabenjahre.

Die schöne Natur, das große Schloß mußte ich jetzt verlassen und bei einer kleinen Familie in der Stadt in engen Zimmern wohnen. Doch waren die Wohnzimmer meiner Aeltern auch noch enger gewesen. Meine Pflegeältern waren gebildet und freundlich, und behandelten mich wie ihr eigenes Kind. Es waren da mehrere Kinder aus andern Familien; sie selbst hatten keine.

In der Schule fand ich Alles heiter und großartig. Die Schule, von einer Gesellschaft gestiftet, besaß ihr eignes Haus, luftige Höfe und einen geräumigen Garten, wo wir Kinder in den Freistunden spielten.

Viele Lehrer waren da für vier Klassen angestellt, und die Schüler lernten alle sogenannten Realwissenschaften; Französisch und Deutsch, nicht aber Latein und Griechisch. Denn die damals herrschende Rousseau-Basedowsche Mode hatte auch auf den guten Edward Storm gewirkt. Er wollte nährende, nicht zehrende Bürger im Staate bilden. Wir sollten Kaufleute, Baumeister, Handwerker ꝛc. werden, die Kenntnisse hätten, denken, fühlen und ihren Stand veredeln, könnten. Außer den Schulstunden hielten auch ausgezeichnete Gelehrte Vorlesungen über Mythologie,

Anatomie, ja, sogar über Oekonomie und Bergmannswissenschaften.

Was mich besonders anzog, war die nordische Mythologie, von Storm vorgetragen, und die Geschichte von Dichmann. Dieser herrliche Mann war auch ein Norweger, aber so verschieden von Storm, wie Plato von Sokrates. Er war bis zur Schwärmerei für das Schöne begeistert, besaß viel Scharfsinn und Witz, große Beredsamkeit, und wußte mit rührenden Zügen das Große und Seltene der Vorzeit darzustellen, während uns Storm mit Gellertscher Laune auf das Nützliche oder Schädliche der Gegenwart aufmerksam machte. Storm war selbst Dichter, und hat besonders in zwei Liedern, wovon das eine von mir in dieser Sammlung übersetzt ist, seine norwegische Vaterlandsliebe kräftig ausgesprochen.

Sehr früh schon fing ich an zu meinem eigenen Vergnügen Komödien zu schreiben, und sie mit meiner Schwester und dem Jugendfreunde W. auf Friedrichsberg, im königlichen Speisesaale zu spielen. Meistens hatten wir gar keine Zuschauer. W., der in eine lateinische Schule ging, brachte mitunter einen Schulkameraden mit, der aber wenig Sinn für solche dramatische Uebungen zu haben schien und gewöhnlich einschlief. W. hatte eine außerordentliche Fertigkeit im Werfen. Einmal, als unser Zuschauer am äußern Ende des Saales auf seinem Stuhle eingeschlafen war und wir ein Stück von mir spielten, die belohnte Gastfreiheit, (wo ein vornehmer Herr, bei armen Leuten inkognito einkehrend, ihre Freigebigkeit prüft und nachher belohnt) sagte W., um die Illusion nicht zu stören: „O erlauben Sie gütigst, ich habe noch einen kleinen Hund mitgenommen, den ich versorgen muß.“ Damit nahm er einen

faulen Apfel vom Teller und warf ihn dem eingeschlafenen Zuschauer grade an die Stirn, so daß er erwachte und mit größter Aufmerksamkeit das Stück zu Ende spielen sah.

So wußte W., obschon eigentlich das negative scherzende Princip meiner eifrigen ernsten Bemühungen, mit dem Spiele nur spielend, oft durch eine glückliche, kühne Idee mir in der Noth beizustehen.

Einst spielten wir zum Beispiel ein größeres Stück von mir, woran mehrere Kameraden Theil nahmen. Der Knabe, der den Vater machte, hatte eine von meines Vaters alten Perücken auf dem Kopf und sah sehr verzweifelt aus, weil er seine Rolle nicht wußte. Meine Schwester spielte die Tochter, die in Ohnmacht fiel, weil sie nicht gleich ihren heimlichen Liebhaber heirathen durfte. Der verzweifelte Vater, der seine Rolle nicht wußte, hatte dagegen die eingeklammerten Anmerkungen des Stücks sehr gut behalten. Wie die Tochter nun zu Boden sinkt, sagt er ganz gelassen: „Während der Zeit stehen die Andern ihr bei!“ und nun wollte er zur Thüre hinaus, weil er nichts mehr zu sagen wußte. Hier stand aber glücklicherweise W., und mit einem sehr geschickten Stoß in den Rücken wirft er ihn wieder grade mitten auf den Schauplatz, so daß das Stück wieder in sein Gleis kam; denn der Stoß hatte auf den Schauspieler eine magnetische Wirkung gehabt, und die vergessenen Repliken erwachten in seinem Gedächtnisse wieder.

Auch Storm sah uns einmal so Komödie spielen und sagte im Scherze zu mir: „J., mein liebes Kind, du bist ja ein größerer Dichter, als Moliere! Man hielt es für etwas Außerordentliches, daß er in acht Tagen ein Stück schreiben und aufführen konnte; das thust du aber Alles an einem

Tage!" Weder Storm, noch ich selber hatte eine Idee davon, daß ich jemals wirklich ein Dichter werden sollte. Auch Dichmann glaubte es nicht. Er hatte überhaupt keine großen Gedanken von mir, und doch liebte ich ihn. „Glauben Sie nicht, lieber Oehlenschläger," sagte er einmal in übler Laune, „daß Sie Genie haben, weil Sie mit Leichtigkeit Verse machen. Sie können ein guter Gelehrter, ein brauchbarer Geschäftsmann werden;" hier nannte er mir einen vornehmen Mann, der jährlich 3000 Thaler Einkünfte hatte und sehr schön wohnte. „Ein solcher," sagte er, „können Sie werden, Sie werden aber nie ein Edward Storm." — „Das ist möglich!" antwortete ich mit verbissenem Zorne und ballte die Faust in der Rocktasche, weil ich es nicht vor seinen Augen zu thun wagte. Ich sah es für eine ungeheure Beleidigung an; und doch hatte Storm nur 200 Thaler jährlich und bewohnte zwei kleine Zimmer im Hinterhause.

Weil doch immer meine Neigung mich zum Wissenschaftlichen trieb, so hatte ich mit andern Kameraden in der letzten Zeit angefangen, Privatunterricht bei Dichmann im Lateinischen zu nehmen.

Meiner Schwester, die allein auf Friedrichsberg saß, gab ich wieder Unterricht in einigen Sachen, wenn ich sie besuchte; sie brauchte nur wenig Anweisung, um Alles schnell aufzufassen und zu lernen.

Ich hatte von Kindheit an große Lust, Andere zu lehren, was ich selbst lernte, und wollte gern Vorlesungen halten. Auch in der Kirche, wenn ich mich da allein glaubte, bestieg ich die Kanzel und predigte laut. Der Prediger war einmal in der Sakristei, als ich eine solche Predigt hielt. Er hörte mir verborgen zu, ohne mich zu stören;

und rieth nachher meinem Vater, daß er mich Theologie studiren lassen sollte. Des Sommers ging ich alle Abende nach Friedrichsberg, nur im Winter blieb ich in der Stadt. Einst hatte ich einem Kameraden versprochen, ihn Anatomie zu lehren; ein kleines Kinderskelett hatte ich mir schon zu verschaffen gewußt. Es stand auf dem Tische, und ich schlief die Nacht bei dem Freunde, um den Morgen früh mit ihm nach dem Süderfelde zu gehen, Nüsse zu pflücken, was eigentlich nicht erlaubt war. Plötzlich hören wir etwas klopfen! Wir schweigen erschrocken im Bette und denken an das Skelett, das uns vermuthlich des beschlossenen Diebstahls wegen bestrafen will. Wie leicht schöpfte ich wieder Athem, als ich unser Dienstmädchen in die Stube hereintreten sah, mit meinem Nachtkamisol, das ich mitzunehmen vergessen hatte.

Mein Vater gab sich in jenen Jahren mit mir wenig ab und überließ mich meinen Lehrern. Ich erinnere mich, wie ich ihm zwei Mal, von der Stadt kommend, im Garten mit bangem Herzen begegnete. Das erste Mal hatte ich mich ohne seine Erlaubniß dazu überreden lassen, statt in die Schule zu gehen, einem Kameraden zu folgen, der ein großes Linienschiff auf der Rhede, den Elephanten, sehen sollte. Welche Freude, ein solches schönes Riesengebäude auf dem Wasser zu besteigen. Damals fühlte ich mich zum ersten Male von den Geistern unserer unsterblichen Seehelden, Christian des Vierten, Tordenskiolds, Juels Adelers und Hoidtfelds, gegrüßt. Das Tauwerk, die Segel, die schöne Kajüte, die Kanonen auf dem Verdeck, die lustigen Matrosen, die schöngekleideten Offiziere, das Manövriren, die gute Mahlzeit, Alles machte mir den Elephanten zum Zauberschlosse. — Wie ich aber nach Hause gehen sollte, fing mir das Herz im Busen zu klopfen an, ich war den

ganzen Tag ohne Erlaubniß weggeblieben und hatte die Schule versäumt. So begegnete ich dem Vater im Garten, wie Adam nach dem Sündenfalle. Wie er aber Alles hörte, hatte er nichts dagegen. Es wäre nicht Zeit dazu gewesen, sagte er, meine Aeltern vorher zu fragen, und ohne es darauf ankommen zu lassen, hätte ich der Freude und der nützlichen Erfahrung entbehren müssen.

Ein ander Mal begegnete ich ihm, ohngefähr an demselben Orte, auch vom Wasser kommend, aber pudelnaß, weil ich an einem weit entfernten Badeorte angekleidet hineingefallen war und so nach Hause gehen mußte. Weil aber alle meine Kleider ganz naß und also die Farben im Verhältniß alle dunkler geworden waren, so merkte der Vater, mit Jemand im Gespräche begriffen, nicht die Veränderung. Ich zog meinen Hut sehr ehrerbietig ab, glücklicherweise hielt er mich nicht auf! Ich lief zur Mutter hinauf, und die half mir denn bei dieser, wie bei so vielen andern Gelegenheiten, mit mütterlicher Liebe und dankte Gott dafür, daß ich nicht ertrunken wäre.

In wirklicher Lebensgefahr bin ich in meiner Kindheit nur ein Mal gewesen. Ich war damals ein ganz kleiner Knabe. Es war ein Vogelschießen für die Hofoffiziantender im Süderfelde angestellt, mein Vater war auch dabei; es war sehr schönes Wetter.

„Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen; es grünten und blühten Feld und Wald.“

Es wurde mit Bogen in horizontaler Linie nach dem Vogel geschossen, der wie eine Scheibe auf Schußweite vor einem kleinen Erdhügel aufgestellt war. Der leere Platz dazwischen war mit Schnüren eingefaßt. Aber in Gedanken vertieft, Blumen pflückend, vergaß ich Alles, kroch darun-

ter und wollte eben nach der andern Seite hinüber gehen, als ein stählerner Pfeil, wie ein Vogel schwirrend, meinem Haupte ganz nahe vorbei flog. — „Herr Jesus, mein Kind!" rief meine Mutter. Es hatte mich aber nicht erschreckt; ich kam eilig mit den Blumen in der Hand und glaubte nur, daß ich einen Verweis haben sollte, weil ich über die Schnur gehauen. Ein theilnehmender Freund brachte mir aus dem Zelte eine Schale Gefrornes, um mir einen Schrecken zu vergüten, den ich nicht gehabt hatte. Und während meine Mutter sich die Augen trocknete und dankbar zum Himmel hinaufblickte, aß ich ganz gelassen mein Gefrornes und konnte nicht begreifen, warum sie so gerührt war.

Die erste Volksversammlung, der ich beiwohnte, wo das Erhabene und Feierliche des Augenblicks, ohne kirchlich zu sein, mich erfreute und zur Andacht stimmte, war die Einweihung des Grundsteines zur Freiheits-Säule, außer der Stadt vom Kronprinzen gelegt und zum Andenken der Aufhebung der Leibeigenschaft unter den Bauern veranstaltet.

In der Schule war ich immer unter den Ersten, und im letzten Jahre war ich der Dux, wie sie es nannten. In unsern Spielen war ich auch meistens der Anführer. Im ersten Schuljahre hatte ich freilich viel auszustehen. Ich mußte beinahe von Vorn anfangen mit den Kleinen, und doch war ich ein langer Junge von zwölf Jahren und ragte über die Andern, wie der Münster über die Häuser in Straßburg. Dazu kam, daß ich sehr wunderbar angezogen war. Mein Vater, der nicht viel Geld hatte, mußte auf alle mögliche Arten sparen und zusehen, wie er mir Kleider wohlfeil verschaffen konnte. Nun hatte der Garderobemeister der königlichen Personen mehrere abgetragene Kleidungs-

stücke, die ihm zufielen, meinem Vater verkauft, und so ging ich lange Zeit in hochrothen gewandten Röcken des Kronprinzen, in steifen Stiefeln des Königs; und aus dem Tuche eines kassirten Billards hatte man mir Hosen genäht. Die schwarzen schlichten Haare hingen mir über die Schultern; und so gewann ich freilich unter den wohl- und oft elegantgekleideten Söhnen der Vermögenden und Vornehmen ein abenteuerliches Aussehen, welches die Phantasie meiner Schulkameraden dazu anreizte, mich bald mit diesem, bald mit jenem Thiere zu vergleichen. Weil ich nun von Natur freundlich und friedliebend bin, aber auch stolz und jähzornig, wenn man mich reizt, so suchte ich erst mit guten Worten und oft mit Thränen ihren Spott und Hohn von mir abzuwenden; weil aber das Uebel nur dadurch ärger wurde, hieb ich unbarmherzig auf sie ein, und kaum hatte ich einige von den kleinen Spöttern tüchtig abgeprügelt, so ließen die andern mich auch hübsch zur Ruhe.

Aus einer anderen Schule mußte ich aber bald wieder heraus treten, weil ich da nicht in Frieden bleiben konnte, und weil mir die Feinde zu stark waren. Ich liebte sehr das Zeichnen; unser Zeichnenlehrer fand, daß ich Talent dazu hatte. Weil er nun auch bei der Akademie der schönen Künste angestellt war, so rieth er mir, dort die Schule durchzumachen. Ich besuchte die Akademie. Mit welcher Ehrfurcht betrachtete ich die Gypsabgüsse der griechischen Meisterwerke! eine Schönheit ahnend und fühlend, die ich noch nicht verstand. Wie gern kopirte ich die verschiedenen Köpfe in der ersten Klasse und sehnte mich in eine höhere Klasse hinauf, nach den Zeichnungen des trefflichen Abildgaards, Thorwaldsons Lehrer. Von Thorwaldson wußte ich aber damals noch nichts weiter, als daß er ein

vorzüglicher Schüler gewesen war; denn viele Jahre blieb er in Rom, ohne etwas zu leisten. Ich war eben auf dem Punkte, in die zweite Klasse versetzt zu werden — als ich das Zeichnen aufgab. Wie ließen sich auch diese Uebungen mit meinen Schulstunden, mit dem Privatunterrichte bei Dichmann vereinigen?

Dazu kam, daß die Akademie zu einer gewissen Zeit des Jahres von den Malerburschen der Stadt besucht wurde. Diese großen Jungen schlugen sich immer bei'm Weggehen und mißhandelten oft aus Muthwillen hübscher Leute Kinder. Diesem wollten meine Aeltern mich nicht aussetzen, zumal da ich mit der rothen Kreide nicht sauber umzugehen wußte und in der Zeit meines Akademiegehens immer wie mit einem Heiligenscheine umgeben war. Ich gab also die Sache wieder auf.

Aber auch bei Dichmann waren mir die Privatstunden zu viel, wenn der Sommer kam und ich ganz Verzicht auf die schönen Abendstunden leisten sollte, die ich vorher in der freien Natur genossen hatte. Hiezu kam, daß der gute Dichmann, der von Nahrungssorgen und häuslichem Kummer litt, immer grämlicher wurde. Einmal, als er uns eine schwierige Stelle in einem lateinischen Autor erklärte, fragte er: „Verstehen Sie das nun alle?" — „Ja!" war die Antwort. — „Sie auch, Oehlenschläger?" — „Nicht ganz," antwortete ich. „Wenn Herr Dichmann vielleicht so gut sein wollte, es mir noch ein Mal zu übersetzen." — „Ach," antwortete er mit einem verächtlichen Achselzucken — „ich sehe wohl, woran es gebricht!" —

Er übersetzte es noch ein Mal. — Aber ich hörte kein Wort, ich war blaß, wie eine Leiche, und zitterte über meinen ganzen Körper. — Kein Genie? Das ließ ich gelten.

Aber nicht einmal Kopf zum Studiren? Ein schlechterer Kopf, als alle die Andern? Das war zu viel! — Ich ging zu meinem Vater und sagte ihm, daß ich bei mir keinen Beruf fühlte, ein Gelehrter zu werden; ich wollte gern Kaufmann sein und die Stunden bei Dichmann aufgeben. — Mein Vater ließ mich gewähren. Als ich Dichmann das letzte Geld brachte, war er sehr gutmüthig und wollte mich überreden, fortzufahren. „Lieber Oehlenschläger, sagte er, kehren Sie sich doch nicht an ein Wort, womit ich nichts gemeint habe! Fragen Sie alle meine Schüler, ob ich sie nicht oft härter angeredet habe." — Er brauchte nicht halb so viel zu sagen, um mich vollends zu versöhnen und die alte Liebe gegen ihn wieder zu erwecken. Aber ich hatte wirklich gar keine Lust zum Studiren, wenn das täglich in zwei Stunden geschehen sollte, nachdem ich schon sechs Stunden in der Schule gewesen war; und so blieb es denn dabei.

Dagegen suchte ich mich in der Schule in Dichmanns Stunden auszuzeichnen. Ich schrieb Hefte nach seinen Vorlesungen, mehrere dicke Bände; und als ich aus der Schule ging, examinirte er mich eine ganze Stunde in der allgemeinen Weltgeschichte, zur größten Zufriedenheit aller Anwesenden.

Kurz vorher starb der gute Storm, wobei die Schule einen wahren Vater verlor, und wir beweinten ihn alle herzlich.

Eben, als wir Kinder seinen Tod erfahren hatten und alle leidenschaftlich betrübt waren, wollte der Lehrer der Mathematik, daß wir unsre Uebungen ruhig fortsetzen sollten, und meinte, daß wir damit Storms Gedächtniß am meisten ehrten, wenn wir recht fleißig und aufmerksam wären. Damit fing er an, seine Striche und Zirkel auf die Tafel zu schreiben. Der Direktor der Schule fühlte aber

feiner, und wollte unsere kindliche Wehmuth nicht mit Kälte und Strenge bezwingen. Wir bekamen Erlaubniß nach Hause zu gehen, und Einige von uns eilten gleich nach dem Hospitale hinaus, wo Storm gestorben war, um das Gesicht des theuern Erziehers noch zum letzten Male als Leiche zu sehn.

Als wir über den Hof gingen, trugen sie eine bedeckte Leiche auf der Bahre vorbei nach dem Leichenzimmer. — „Wer ist das?" fragten wir. „Edward Storm!" war die Antwort. Wir begleiteten die Bahre; als sie in die Stube gesetzt war, entblößten sie sein Gesicht. Ich drückte seine kalte Hand und dankte ihm schweigend für alle die Wohlthaten, die er mir erzeigt hatte.

Zwei große Begebenheiten fielen in diesem Zeitraume ein und verbanden sich mit der Geschichte meiner Kindheit.

Eines Nachmittags, im Februar 1794, als ich auf Friedrichsberg mit meiner Schwester zeichnete und zum Scherze Spielkarten nachmachte, sieht der Vater zum Fenster hinaus und ruft: „Mein Gott! was ist das? Das kann doch nicht der Mond sein. Was ist das für eine rothe Glut über der Christiansburg?" (Das Residenzschloß in Kopenhagen.) — Bald entdeckten wir, daß es Flammen waren. Das große Schloß brannte lichterloh. Eine schöne Beschreibung von diesem Brande hat mein Freund Steffens schon deutschen Lesern in seinem Walseth und Leith mitgetheilt. Ich ging mit meinem Vater zur Stadt; und auf der Marmorbrücke, grade dem Schlosse gegenüber, sahen wir dem fürchterlichschönen Schauspiel zu. Das ungeheure Feuer war in der hohen, dicken Steinmasse zusammengedrängt, und wirbelte mit grünen, rothen, gelben Flammen hoch in die Luft durch die rabenschwarze Nacht. Das geschmolzene Kupferdach färbte das Feuer. Mitten im

Feuermeere stand der Schloßthurm noch still wie ein schwarzer Riese; endlich fing er zu wanken an, und mit drei Mal wiederholtem, dumpfem Getöse fiel er die drei Stockwerke durch. Da verdoppelten sich Rauch und Flammen. Die Rauchsäule stieg, und flog im Winde mit verbranntem Papier und Asche weit über die Stadt zum Lande hinaus; und eine halbe Meile von der Stadt konnte man bei'm Schloßfeuer deutlich einen Brief lesen.

Man glaubte gar nicht, daß das Schloß brennen könnte, weil es so gediegen von Stein erbaut war; und freilich, als alle Zimmer und Boden verbrannt waren, stand auch die große leere Hülse unverletzt da, und man hat das meiste von den Mauern nachher wieder gebraucht. Die Leute wollten im Anfange gar nicht ausziehen, und diese Sicherheit hat Manchem das Leben gekostet. Einige Matrosen kamen gleich und wollten etwas retten. „Nein," rief der Aufseher, „ich lasse nichts von der Stelle wegbringen, bevor ich Ordre habe." „Da ist die Ordre!" rief der eine Matrose, indem die lichten Flammen zum Fenster hereinschlugen.

Noch mehr bewegte mich der Brand im folgenden Jahre 1795, welcher einen großen Theil der Stadt in Asche legte. Es war mitten im Sommer in der größten Hitze, an dem hellsten Tageslichte, so daß man das ungeheure Feuer kaum sehen konnte, welches dem Unglück noch einen tragischen Zug mehr gab. In dieser schrecklichen Dürre fing Alles leicht Feuer, nachdem es in den Schiffszeughäusern entstanden war und beinahe zu derselben Zeit im Thurme der St. Nikolai-Kirche zu brennen anfing. Unzählige arme Leute irrten ohne Obdach, ohne etwas gerettet zu haben, umher. Allein hier kam die gütige Natur ihnen wieder

etwas zu Hülfe. Die schönen grünen Gärten nahmen sie auf, und die warme Sommerzeit ließ sie Dach und Fach vergessen.

Wie Biber und Termiten, bauten sie sich schnell kleine Dörfchen mitten in der Stadt, ja, sogar das im vorigen Jahre abgebrannte Schloß half ihnen; denn unzählige arme Leute bauten sich in den *Fenstern* des Schlosses (so dick waren die Mauern) geräumige Stuben, wie Vogelnester in einer ungeheuern Ruine.

Wie nun solche tragische Begebenheiten oft von kleinen komischen Zügen begleitet werden, so geschah es auch hier bei uns. Ein Dienstmädchen bei einer mir bekannten Familie hatte man im Rosenburgergarten den folgenden Tag bei einigen Möbeln zurückbleiben lassen, und sie den ganzen Tag vergessen. Hungrig und erschöpft kam sie des Abends nach Hause, und erzählte: Sie hätte es nicht länger aushalten können; und kein Mensch wäre in ihrer Nähe gewesen, den sie hätte bitten können, mit dem Zeuge ein Zusehen zu haben. So hätte sie denn zuletzt mit einem *Juden* vorlieb nehmen müssen!

Wenn ein Unglück, ein gefährliches Abenteuer vorbei und verschmerzt ist, ruft man sich im Gefühle seiner gegenwärtigen Ruhe und Sicherheit einige lustige Erinnerungen dabei zurück. Darum lachen die Kopenhagener auch nie lauter, als wenn sie eine Beschreibung der fürchterlichen Feuersbrunst im Jahre 1728 lesen, von einem gewissen *Reitzer* geschrieben, einem deutschen Barbier, der, ohne die deutsche Sprache zu verstehen, in den tollsten Germanismen immer von sich selbst redet, indem er die allgemeine Noth beschreiben will, und, ohne es selbst zu wissen, die traurigste Begebenheit zu dem lustigsten Spaße verwandelt.

+ Jüdische (?)

Drittes Kapitel.

Erste Jugend.

Ich war jetzt sechzehn Jahre alt und sollte konfirmirt werden. In der letzten Schulzeit war mir Alles leicht gewesen; ich bekam Fleiß, Belohnungen und öffentlichen Ruhm, und hatte doch noch Zeit genug übrig, Wochenblätter für meine Kameraden zu schreiben und vertrauter mit ihnen Komödien aufzuführen. Einmal spielten wir ein Stück: den Sklaven in Tunis, bei den Kindern eines berühmten Schauspielers, Herrn Schwarz. Ich machte die Hauptrolle, den Sklaven, der in seinen Ketten seufzte und sich nach seiner Familie sehnte. Es war eine ganze Gesellschaft erwachsener Leute da, als Zuschauer: Ich stellte den armen Sklaven recht rührend dar. die Damen fingen an zu weinen, und selbst Herr Schwarz lobte mich. — Das mochten meine Mitspielenden nicht leiden; in einem großen Hauptmonologe suchten sie mich aus der Fassung zu bringen, indem sie mir hinter den Coulissen Gesichter schnitten, Rüben schabten und mich bei einem alten Spitznamen riefen. Es half aber Alles nichts. Ich fühlte nur dadurch mein Unglück tiefer, und das paßte eben ganz vortrefflich zu meiner Rolle. Herr Schwarz

lobte mich wieder nach geendigtem Spiele; und so hat wohl dieses Ereigniß nicht wenig zu meinem folgenden Entschlusse beigetragen.

Ich wurde mit W. in der Friedrichsberger Kirche konfirmirt. Uns gegenüber standen zwei junge Damen, die wir nicht weiter kannten, weil der Prediger sie besonders unterrichtet hatte. Die eine, mir gerade gegenüber, war sehr schön, sehr reich gekleidet und sehr gerührt. Es war Gebrauch damals, daß nach der Konfirmation die Knaben den Mädchen den Arm reichten, und daß sie so Paarweise aus der Kirche zusammen hinausgingen. Allein, eben weil ich sehr große Lust dazu hatte, wagte ich es gar nicht, sondern ergriff die Flucht und lief meines Weges; nachher meine Albernheit und Blödigkeit verwünschend. Das schöne Mädchen wohnte in der Gegend und saß oft in einem Lusthause, das gegen den öffentlichen Spaziergang gewandt war. Da ging ich denn nachher oft vorbei und grüßte sie ehrerbietig. Erst viele Jahre nachher habe ich sie gesprochen und ihre Bekanntschaft gemacht.

Bei meiner Konfirmation war außer meinen Aeltern noch eine mir merkwürdige Person zugegen, die viel Aufsehen machte und zum Theil die Feierlichkeit störte; man mußte aber mit ihr ein inniges Mitleid haben. Das war die Tochter meiner alten Schulmeisterin. Diese alte Jungfer, die immer nicht verheirathet werden konnte, hatte zuletzt den Verstand verloren, hatte sich in eine hohe Person verliebt, und ging nun seltsam und abgeschmackt einher, wie eine travestirte Hamletsche Ophelia. Auch bei W.'s und meiner Konfirmation war sie in der Kirche zugegen, mit einem wunderlichen Kopfputze, der viel Aehnlichkeit mit einer Mandeltorte hatte.

Nach der Konfirmation kam ich aus der Schule heraus. Was sollte ich aber jetzt anfangen? Ich wußte sehr gut Geschichte, Geographie und die Muttersprache; ich schrieb eine gute Hand, zeichnete etwas, auch die Geometrie und Trigonometrie hatte ich begriffen. Deutsch verstand ich recht gut, konnte aber noch keine deutsche Zeile schreiben; mit dem Französischen ging es schlechter, von einigen Wissenschaften, Physik, Chemie, Anatomie, Oekonomie, hatte ich eine oberflächliche Kenntniß; ich rechnete schlecht. Etwas lateinische Grammatik hatte ich noch gelernt und einen leichten lateinischen Autor gelesen.

So sollte ich Kaufmann werden! Ohne Geld, ohne noch ein Wort englisch zu wissen ohne rechnen zu können, und ohne die mindeste Lust oder Anlage dazu zu haben. — Weil ich aber nicht wußte, was ich sonst werden sollte, ließ ich meinen Vater gewähren. Er hatte mit einem reichen Kaufmanne gesprochen, der mich auf sein Komtoir nehmen wollte, weil der junge Mensch krank lag, den er sonst brauchte. Ich ging mit dem Vater dahin, wie zu meinem Tode; mein einziger Trost war, daß der Kaufmann mich nicht annehmen würde, wenn er merkte, daß ich nicht bessere kaufmännische Kenntnisse besäße. Doch empörte sich auch mein Stolz gegen diese Demüthigung. — Glücklicherweise war der junge Mensch wieder genesen, und der Kaufmann entließ uns mit einer höflichen Entschuldigung.

Auf dem Heimwege erwachte die alte Lust zum Studiren wieder in mir. Ich glaubte, daß ich in zwei Jahren damit fertig werden könnte, mich dem Examen artium zu unterwerfen, welches mein Freund W. schon mit großem Ruhme bestanden hatte. Mein Vater willigte ein. Auf

Friedrichsberg war bei den Kindern des Hofgärtners ein Lehrer; dieser versprach mir in der Morgenstunde von 8 bis 9 Uhr (der einzigen, die er übrig hatte) Unterricht zu geben; und so hoffte er, mich in zwei Jahren für die Universität fertig zu machen.

In einem Jahre genoß ich seinen Unterricht, allein, obschon der gute Mann Kenntnisse besaß, mich das Nöthige zu lehren, und obschon ich mich keiner Versäumniß bei ihm schuldig machte, so sieht doch ein Jeder ein, daß eine Stunde täglich gar zu wenig war. Mein Pensum konnte ich auch beinahe in einer Stunde lernen, und so hatte ich die ganze übrige Zeit für mich. Daß nun ein junger Mensch von sechzehn Jahren, mitten in der schönen Natur, mit der größten Lust, belletristische Sachen zu lesen und selbst zu dichten (denn jetzt wuchs dieser Trieb gewaltig in mir), daß er aus freien Stücken, ohne Zwang, ohne die nöthige Hülfe sich hinsetzen sollte und schwierige Autoren so lange zu buchstabiren, bis er sie fließend lesen kann — ja, es giebt wohl solche Tugendhelden! Sie mögen sich aber mehr von der Grammatik der Sprachen, als von der Schönheit und Anmuth der Musen angezogen fühlen. Ich kann mich ihrer Tugend nicht rühmen. Ich that nur, was mir vorgeschrieben war, zum Theil, als ein nothwendiges Uebel — und kaum war das vorbei, so kehrte ich mit voller Seele zu meinen Komödien, Romanen, Lebens- und Reisebeschreibungen, Mährchen, zu meinen Spaziergängen, Schlittschuhlaufen, Spielen mit der Schwester und dem Freunde, zu meinen Träumen und Dichtungen zurück.

Das erste, was mich in der Poesie ansprach, war das Epische; nicht in einer rythmischen vollendeten Darstel-

tung, also noch kein episches Gedicht, sondern interessante prosaische Erzählungen und mährchenhafte Abenteuer, die ich doch weder zu bunt, noch zu gräßlich wünschte, sondern, wo möglich, in einem heitern Ton vorgetragen, mit einem glücklichen Ausfalle. Ich las gern von charakteristischen Menschen in sonderbaren Lebensverhältnissen, die nach überstandenen Beschwerlichkeiten zum Ziele gelangten; und ich gestehe, diese Lektüre rechne ich noch zu meinen liebsten.

Wie ich etwas älter ward, war es natürlich, daß die idyllische Behaglichkeit des Kindes vom knabenhaften Spaß aus Muthwillen etwas verdrängt wurde, und daß so die Satyre mir gefiel; um so viel mehr, da unser trefflicher Holberg mit seinen Komödien, mit seinen Peter Panis und Niels Klim, und unser Wessel mit seiner unvergleichlichen tragischen Parodie Liebe ohne Strümpfe, meiner Leselust die schönste Unterhaltung gewährten, und mich gleich mit klassischen Mustern dieser Gattung vertraut machten. Alle meine ersten Versuche (das Morgenlied ausgenommen) waren satyrisch, meistens auf Schulkameraden und Schulbegebenheiten gerichtet; aber nie beißend, nie bitter geißelnd, weil ich schon früh eine Ahnung davon hatte, daß üble Laune nichts Schönes erzeugen kann, und daß Spott und Persiflage Bastarde der Kunst sind, die den Witz mißbrauchen, der nur eine edle Naturgabe wird, wenn er sich mit Vernunft und Sinn für das Wahre und Ernste verbindet. So entsteht die heitere Ironie, die alle Disteln und Nesseln des Lebens in Blumen verwandelt.

Selbst versificirte Schauspiele wagte ich nach und nach zu schreiben, und ich besitze noch ein Stück aus dieser Periode, eine komische Tragödie in einem Akte: Gertrude (eine auf eigene Weise lächerliche Gefühlvolle), die bei mei-

nen Freunden viel Glück machte, und die ich willens bin, einmal in meinen dänischen Werken als ersten dramatischen Versuch aufzunehmen.

Wie viel gute Muster auf den Jüngling wirken können, fühle ich deutlich, wenn ich an meine erste Jugend denke; denn während ich von der guten Satyre einen ganz klaren Begriff hatte, während die schöne Diktion, die rednerische Hoheit in Ewalds Werken mich die tragische Würde und Schönheit deutlich fühlen ließ, riß doch meine nach Stoff und Kern hungrige Phantasie mich hin, in weit geringeren Gasthöfen die Nahrung zu suchen, woran es mir der zwar hohe, lyrischbegeisterte, aber nicht stoffreiche, nicht genug Menschen und Thaten schildernde Ewald ermangeln ließ.

Auch Ewald hat satyrische versificirte Schauspiele geschrieben, und ein kleines Nachspiel: die brutalen Klatscher (durch einen Streit im Schauspielhause veranlaßt), ergötzte mich sehr und thut es immer noch. Dagegen habe ich nie recht an einer größern Komödie: Harlekin dem Patrioten, aller witzigen Einfälle und einzelner Schönheiten ungeachtet, Geschmack finden können; weil der Dialog gar zu manierirt und unnatürlich in ewigen Unterbrechungen und Fragmenten fortgeht, und sich dadurch sehr unvortheilhaft von Wessels Liebe ohne Strümpfe unterscheidet, in welchem Stücke die Rede sich leicht und natürlich mit witziger Laune in den Idiotismen der Volkssprache bewegt.

Noch kannte ich keinen der großen deutschen Schriftsteller. In schlechten dänischen Uebersetzungen hatte ich König Lear und Othello von Shakespeare gelesen; aber ich hörte ihn so herunterreißen, daß ich kaum meine Bewunde-

rung für die, selbst in einer schlechten Uebersetzung unverwüstlichen Schönheiten zu äußern wagte.

Zu dieser Zeit schrieb Spieß seine Geistergeschichten, seine Reisen durch die Höhlen des Jammers und Gemächer des Elends. Ich verschlang seine Schriften mit Heißhunger, und nichts erfreute mich in jener Periode mehr, als eine belle horreur, wenn die Haare recht zu Berge stehen konnten. Auch mochte ich wohl mitunter mit Veit Weber einen Humpen leeren; aber Spieß war doch der rechte Mann, zu dem ich immer wiederkehrte. So verdrängte das Phantastische das Satyrische, wie das Satyrische das Idyllische verdrängt hatte.

Auch im wirklichen Leben suchte ich dieses Gefühl auszubilden. Es gab sich eine Gelegenheit von selbst.

Zwischen Friedrichsberg und Kopenhagen stand noch damals unweit der Heerstraße das Hochgericht auf einem öden Felde, gegen das Meer hinaus, Rad und Galgen! Ein gemauerter Galgen, woran nur die kopenhagener Bürger gehangen werden durften (andere mußten sich mit einem hölzernen begnügen), ward in meiner Kindheit heruntergerissen.

Jetzt, in der Spießischen Gräuelperiode, ward wieder ein Sünder hingerichtet. Ich gehe eines Nachmittags im Oktober mit meiner Schwester und unserm Dienstmädchen im Süderfelde, um einige welsche Nüsse von den höchsten Wipfeln zu schlagen, welche die Gärtner bei'm Einlesen vergessen hatten. — Das Mädchen war einsylbig, düster und melancholisch. Es war schon spät, die Sonne ging unter, und der Abend graute. Plötzlich sagte sie, nach langem Stillschweigen: „Wollen wir hinunter auf's Feld gehen und den Hingerichteten sehen?“ — „Ja!“ rief ich;

— und die Nuß, die ich eben aufgenommen hatte, fiel mir wieder, vor Entsetzen, aus der Hand. Kein Wort mehr ward unter uns gewechselt, wir gingen.

Als wir auf der Heerstraße dem Hochgerichte gegenüber standen, wagten meine Schwester und das Dienstmädchen nicht weiter zu gehen. Eine unsichtbare Gewalt trieb mich aber fort, wie den Vogel in den aufgesperrten Rachen der Klapperschlange. Ich war noch nie da gewesen; jetzt sprang ich aber über Graben und Zäune, um den Weg kürzer zu machen. Auf dem einsamen Felde näherte ich mich dem Schreckensorte. Die Sonne war untergegangen, und ein herbstlicher Abendschleier lag über der Natur. Ich wagte nicht hinauf zu sehen, sah nur auf die grüne Erde, und es war mir, als ob die Erdschollen wie Wellen unter meinen Füßen wogten. Endlich sah ich die schwarzen Pfähle gerade vor mir. Ich schlage die Augen auf! Ein bleiches, blutiges Haupt grinzt von der Stange, darunter eine abgehauene Hand. Auf dem Rade liegt ein kopfloser Rumpf, mit herunterhangendem Arme, mit wollenen Strümpfen an den Beinen. Ein panisches Schrecken ergriff mich, ich nahm die Flucht, es war, als ob der Hingerichtete mir auf den Fersen folgte, als ob er mich bei'm Schopfe greifen wollte. Erst weit davon, auf der Heerstraße, meine Schwester und die Magd einholend, schöpfte ich wieder Athem.

Mein Vater hatte aber keine große Gespensterfurcht; zum Beweise mag folgende Geschichte dienen. Einst, als er in der dunkeln Mitternachtstunde von einer Abend-Gesellschaft bei der Kirche vorbei nach Hause ging, sah er oben im Kirchthurme ein aufgesprungenes Fenster im Winde hin und herklappern. Weil er nun Kirchenvorsteher war,

so that es ihm um die Scheiben Leid, die jeden Augenblick in Gefahr standen, zerschlagen zu werden. Er beschloß deshalb, hinauf zu gehen und das Fenster zu schließen. Zufälligerweise ging eben ein ihm bekannter Gärtnergesell vorbei, den er fragte, ob er mitgehen wolle? Der Gesell schämte sich, nein zu sagen, und folgte mit bekümmertem Herzen. Erst öffnete mein Vater das Thor zum Kirchhof, sie gingen über den Gottesacker und kamen zu einer kleinen Thüre, der einzigen, die mein Vater mit dem Hauptschlüssel des Schlosses öffnen konnte. Es ging doch etwas schwierig, und er sagte: „Wir müssen diese Thüre offen stehen lassen, denn von Innen vermag ich sie mit diesem Schlüssel nicht wieder zu öffnen." Der Gärtnergesell machte die Thüre weit auf, und sie gingen hinein. Mein Vater stieg getrosten Muthes zur schmalen Treppe hinauf; sie standen jetzt im Thurme, und er schloß das Fenster. Eben, wie sie wieder hinunter steigen wollten, hören sie in der Kirche ein schreckliches Gepolter. „Herr Jesus," schrie der Gärtnergesell, „jetzt geht's los!" — „Nein," antwortete mein Vater verdrießlich, „jetzt geht's leider zu. Der Wind hat die Thüre zugeschlagen, und ich kann sie von Innen nicht wieder aufmachen." — „Ach, du mein Heiland!" rief der entsetzte Gesell und rang die Hände; „was haben wir gethan, wozu haben Sie mich verführt! Sollen wir jetzt die ganze Nacht in der Kirche bleiben?" — „Das wäre freilich schlimm," sagte mein Vater. „Aber fassen Sie Muth! Ich höre eben den Wächter auf der Straße singen. Ich will ihn rufen. Das Thor zum Kirchhof steht offen. Ich werde ihm den Schlüssel hinunterwerfen, dann kann er uns die kleine Thüre wieder aufmachen." — „Ach," antwortete der Gesell, „das thut er gewiß nicht. Glau-

ben Sie, daß der Wächter ein so gutherziger Narr sei wie ich bin? Er wird sich besser zu hüten wissen." — Indeß waren sie wieder hinaufgegangen, und mein Vater rief dem Wächter. Kaum aber hatte dieser das Gesicht im Thurmfenster gesehen und den Ruf vernommen, als er Reißaus nahm und in größter Geschwindigkeit sich entfernte. — „Das ist freilich schlimm," sagte mein Vater; „wir müssen jetzt das Letzte versuchen!" Sie gingen hinunter; mein Vater steckte den Schlüssel in's Loch, und mit großer Schwierigkeit drehete und drehete er, während die Angsttropfen auf der Stirne des Gesellen hervortraten. Endlich gelang es; die Thüre sprang auf. Aber einen solchen Sprung, versicherte mein Vater oft nachher, hätte er nie gesehen, als den des Gärtners, wie er durch die offene Thüre drei Gräber weit zum Kirchhof wieder hinaussprang.

Mein Vater war ein kleiner, starker, sehr gesunder Mann mit breiten Schultern, aber etwas krummen Beinen. Er war sehr rothbackig und hatte schöne blaue Augen. Dabei war er sehr gutmüthig, jähzornig und witzig. In der Kirche sang er immer begeistert mit starker Stimme die Psalmen, die er spielte, und auf dem Schlosse war er sehr geschäftig. Weil er oft gute und lustige Einfälle hatte, war er von Allen wohl gelitten. Einmal im Winter war Fuchs- und Kloppjagd im Süderfeld. Mein Vater stand im Thorwege. Eine hohe Person ging vorbei, und alle Hofkavaliere folgten nach. — „Nun, Oehlenschläger," war die Frage, „sind wohl einige Füchse da im Süderfeld?" — „Noch nicht, gnädigster Herr," antwortete mein Vater, „jetzt kommen sie aber gleich!"

Weil er immer in der Kirche war, immer bei Hoch-

zeiten und Leichenbegängnissen auf der Orgel spielte, so hatte er seinem sangreichen Temperamente gemäß sich daran gewöhnt, alle solche kirchliche, selbst traurige Ereignisse mit einer gewissen Heiterkeit des Geistes anzusehen. „Dem Heitern erscheint die Welt auch heiter" — sagt Göthe. — Man mußte ihn aber kennen, um keinen Anstoß daran zu nehmen. — So hatte er z. B. ein altes Dienstmädchen, dem noch gar nichts fehlte, und das sehr gern leben wollte. Mit ihr unterhielt er sich eines Tages sehr gutmüthig über ihr künftiges Begräbniß. „Es soll dir an nichts mangeln," sagte er; „einen guten starken Sarg sollst du haben; auch ein schönes feines Leichenhemd, und der Platz auf dem Kirchhofe soll deinen Anverwandten keinen Heller kosten. Das werde ich schon Alles besorgen!"

Er hatte einmal bei einem Bekannten zu Mittag gespeist; und obschon er der frugalste Mann von der Welt war, fand er doch, daß die Mahlzeit zu schlecht gewesen. Als er nach Hause kam und wir ihn fragten: „Nun, Vater, wie hast du gespeist?" Antwortete er: „O, ganz herrlich! Ich habe Essig, Galle und alle Leckerheiten genossen, die der Herrgott auf dem Kreuze bekam."

Meine Mutter war in ihrer Jugend schön gewesen; sie war schlank und edel gebaut, hatte einen starken schwarzen Haarwuchs, schneeweiße Haut und blaue Augen. Sie hatte viel Verstand und ein tiefes Gefühl, das sich zur Schwärmerei neigte. Zwar war sie sehr ernst, aber dabei gemüthlich. In ihren letzten Jahren, als ihre Gesundheit sehr litt, suchte sie ihren Trost in der Religion, betete oft, und las fleißig Predigten und geistliche Lieder, wenn sie nicht in die Kirche gehen konnte. Auch uns Kindern suchte sie ihre frommen Gefühle einzuflößen. Sie hegte und

pflegte uns als kleine Kinder mit aller Sorgfalt. Am Weihnachtabende setzten wir dann große zinnerne Teller auf einen Tisch und gingen in die andere Stube, wo wir das Evangelium hersagten und Weihnachtlieder sangen, während der Engel uns bescheerte. In früheren Jahren glaubten wir wirklich, daß ein schöner, geflügelter Engel käme, und uns das Spielzeug, die Farbenkasten, das Konfekt, die Nüsse und die Aepfel brächte. Eines Weihnachtabends ging ich vorher mit meiner Schwester in den Hof spielen. Der Himmel war bedeckt, nur ein kleiner blauer Fleck war zu sehen. „Siehst du?" rief ich. „Da ist das Loch, dadurch kommt er gewiß vom Himmel herunter." —

Indem nun mitunter vierschrötige, lustige Holsteiner, Plattdeutsch redend, und nach Kopenhagen mit Käsen und Graupen kommend, meinen Vater besuchten und mit ihm von ihrer Kindheit plauderten, suchten in der letzten Zeit, als meine Mutter immer schwächer wurde, einige fromme Handwerksmeister aus der herrnhutischen Gemeinde sich ihr zu nähern, um sie für ihre Sekte zu gewinnen. Sie brachten Gebetbücher mit, und ich hörte sie immer viel vom „Blute des Lammes" reden. In den Gebetbüchern waren auch Lämmer mit Siegesfahnen abgebildet. Nach einigen vergeblichen Versuchen zogen sie sich aber wieder zurück, und sollen gesagt haben: „Mit der Frau wäre vielleicht etwas anzufangen, an dem Manne aber sei Hopfen und Malz verloren."

Viertes Kapitel.

Theaterliebe. Dänisches Repertoire.

Ich hatte jetzt ein Jahr studirt, das will sagen, täglich eine Stunde Unterricht bekommen. Ich hatte einige Bücher von Virgils Aeneis, Cicero de officiis, den ganzen langen Justinus gelesen. Die lateinische Grammatik hatte ich repetirt und sollte jetzt die griechische lernen. Das wäre Alles recht gut gegangen, wenn der Lehrer den Herodot oder den Homer auf Dänisch mich hätte übersetzen lassen.

Er fing aber gleich mit dem neuen Testamente an; und wären es noch die Evangelien gewesen, es waren aber Pauli Briefe an die Römer und Korinther; und hätte die Uebersetzung noch dänisch sein dürfen, sie sollte aber lateinisch sein; und ich, der noch ein schlechter Lateiner war, mußte die lateinische Version täglich auswendig lernen. Das war mir ganz unausstehlich, doch hielt ich es mit den Römern und Korinthern aus. Länger aber konnte es mein vielleicht gar zu bequemes, an Zwang ungewöhntes Wesen nicht aushalten, in schweren Fesseln zu gehen. Ich sah ohnedem voraus, daß mein Lehrer mit mir nicht in einem Jahre fertig werden würde; und mein Vater konnte nicht mehr für mich thun. Der Weg, den ich betreten

sollte, war lang und schwierig, mit Dornen und Disteln bewachsen, und sollte doch schnell durchlaufen werden! Es schien, als ob mir die Tempelthüre von dies.r Seite verschlossen wäre.

Dagegen glaubte ich in meiner Nähe einen Rosensteig zu sehen, der leicht und schnell zum Ziele führen würde, wenn ich nur Muth hätte, ihn zu gehen; da brauchte ich weder Geld, noch lange Zeit anzuwenden, um in den Tempel hinein zu kommen; ich konnte sogar gleich bei'm Eintreten etwas gewinnen.

Es war schon in meiner Jugend nichts Ungewöhnliches, daß wohlerzogene junge Leute von guten Familien auf der Kopenhagener Schaubühne ihr Glück versuchten. Das Vorurtheil gegen den Schauspielerstand war in Dänemark seit Jahren bei weitem nicht so groß, wie in Deutschland. Ein einziges stehendes Theater verhinderte das Vagabundiren von selbst. Eine königliche Direktion hält auf Ordnung und Sittlichkeit. Die Ausnahmen waren und sind — Ausnahmen, wie in der größeren Welt. Dazu kam, daß in meiner Jugend, durch eine glückliche Konstellation der Talente, die Kopenhagener Bühne sich in der Komödie mit dem Pariser Theatre françois messen konnte. Wie viel Anziehendes für einen jungen Menschen von poetischem Gemüthe und ästhetischer Bildung, ohne noch gelehrte Kenntnisse erworben zu haben! — Dazu kam eine außerordentliche, unbezwingliche Lust, mich in diesem Fache zu versuchen. Ein vortrefflicher Schauspieler, Rosing (der einzige Norweger bei der ganzen Bühne), that sich als Liebhaber, als Darsteller feiner Charaktere und als Held in der Tragödie sehr hervor. Ich war ganz in sein Genie verliebt; und die Lust, seine Bekanntschaft zu

machen und mit ihm in ein näheres Verhältniß zu treten, trug nicht wenig zu diesem Schritte bei, gegen den mein Vater gar nichts einzuwenden hatte.

Rosing war vor zwanzig Jahren von Drontheim, wo sein Vater in der Nähe Prediger war, nach Kopenhagen gekommen, um zu studiren; kaum hat er sein Examen gemacht, kaum geht er ein Mal in's Theater, so verliebt er sich in seine künftige Frau, fühlt sein Talent zur Kunst und wird Schauspieler.

Bei mir war es nicht Weiberliebe, ja, wenn ich recht Alles bedenke, selbst nicht Liebe zur Schauspielkunst, die mich trieb, sondern es war meine poetische Natur, die sich nach einem Abenteuer sehnte, und die darauf ausging, Menschenkenntniß in einem ganz fremden Kreise zu suchen, und sich mit einem mächtigen Organe der dramatischen Dichtkunst vertraut machen wollte, so wie ein Tonsetzer auch die Instrumente im Orchester kennen muß, ehe er ein Stück komponirt. Das war ich mir aber noch nicht deutlich bewußt, und doch war es so. Ich hatte für kein Fach eine besondere Vorliebe, und in dem Fache der Liebhaber, worin ich auftreten sollte, hatte ich mich noch nie versucht. In den letzten Uebungen mit meinen jungen Freunden hatte es mich immer am meisten gefreut, komische alte Rollen in Holbergs Stücken zu spielen, als den politischen Zinngießer, Jakob von Tyboe, Jeppe vom Berge und Ochsendorf; und das hatte ich immer zu Aller Zufriedenheit ausgeführt. Jetzt wünschte ich nichts mehr, als ein Rosing zu werden. Garrick und Schröder standen wie heilige Schatten in der Ferne, und winkten mir. In meiner jugendlichen Begeisterung hielt ich dies für das Höchste, was ein Mensch werden könnte.

Eine Ursache noch, warum ich die Bühne betreten wollte, war, um freien Zutritt in's Parterre zu bekommen. Die Lust bei mir, in's Schauspiel zu gehen, war zu wahrer Leidenschaft gesteigert, und ich hatte keine Mittel, mir Geld zu verschaffen, um Billets zu kaufen. Kaum hatte ich mitunter von meiner Mutter die nothwendigen Groschen erhalten, so flog ich mit meinem kleinen Fernrohre nach der Stadt, um in den Kotzebueschen Stücken zu lachen — und zu weinen. Denn jetzt verdrängte die sentimentale Periode wieder die phantastische, wozu Lafontaine nicht wenig beitrug. Er war der erste Schriftsteller, den ich eigentlich Deutsch las; und nebst der Rührung, die er mir verschaffte, liebte ich ihn auch, glaub' ich, weil er so leicht zu verstehen und zu lesen war, so daß ich täglich mit einem dicken Bande fertig werden konnte; worein ich eine Art von Ehre setzte, weil das Buch in fremder Sprache geschrieben war. Ich habe ihn seitdem nicht wieder gelesen und also das Meiste wieder vergessen, glaube aber doch nicht, daß ein Schriftsteller mein junges Herz so stark gerührt hätte, wenn nicht, aller Mängel ungeachtet, etwas Schönes in seinen Schilderungen gewesen wäre. So hat man ja auch dem Spieß Phantasie nicht ganz absprechen wollen.

Mit den Schröderschen, Jüngerschen, Ifflandschen Stücken hatte ich mich ganz vertraut gemacht; ich liebte bei Schröder das Verständige und die feine Welt, bei Jünger die Leichtigkeit und die gute Laune, bei Iffland das Idyllische und die komischen Charaktere. Bei allen diesen fand ich aber etwas, das mir nicht gefiel. Schröder war mir zu kalt, Jünger zu leicht; bei Iffland fand ich eine gewisse Antipathie gegen Poesie und Liebe, die

ich in einem poetischen Werke am allerwenigsten begreifen konnte. Kotzebue war aber mein Mann; bei ihm konnte ich lachen und weinen, so viel ich wollte. Er war lebendig und effektvoll, seine Stücke ließen sich gut spielen; ich ließ mich hintergehen, und merkte erst ein Paar Jahre später seine Koketterien, seine Wiederholungen, seine schlechten Motive und seine seichte Philosophie. Jetzt rührt er mich nicht mehr, aber seine witzige Laune macht mich noch oft lachen, obschon seine komischen Scenen nicht auf die Gründlichkeit, das will sagen, auf die Basis des gesunden Menschenverstandes der Molièreschen und Holbergschen Muse gegründet sind.

Das sind die Stücke von Beaumarchais, der Barbier von Sevilla und Figaros Hochzeit, auch nicht. Die List wird darin als Haupttugend geschätzt, die Verschlagenheit und Zweideutigkeit als Haupttalente bewundert, französische und spanische Nationalität wird auf willkürliche, phantastische Weise zusammengemischt, ohne objektive Wahrheit; und doch behauptet der starke Witz, die gute Laune und die trefflich erfundenen Situationen ihr Recht, und man muß diese Werke, aller Fehler ungeachtet, mit zu den vorzüglichern dramatischen Leistungen rechnen. War es denn ein Wunder, wenn ich sie in meiner Jugend als Meisterstücke betrachtete?

In diesen Stücken spielte Rosing ganz herrlich. Drei große Komiker, Gielstrup, Knudsen und Lindgreen (denn unser jetziger trefflicher Frydendal hatte sich noch nicht recht für sein Fach ausgebildet), ergötzten das Publikum; Gielstrup besonders als Jeppe, als Arv, als Ochsendorf; Lindgreen als Heinrich, in den Holbergschen Komödien; Schwarz war ein vorzüglicher edler Vater

und auch ein Komiker; und die große Wahrheit, die Mad. Rosing durch ihre natürliche Diktion in die Iffländischen Stücke zu bringen wußte, versöhnte selbst den denkenden Zuschauer mit den Trivialitäten und erhöhete sie zum Kunstgenusse; so wie wir in der niederländischen Schule auch oft in treuen Nachahmungen der unbedeutendsten Sachen eine vollendete Kunst bewundern müssen.

Ich habe von fremden Schauspielen gesprochen, auch dänische Originale wurden in meiner Jugend aufgeführt. Von Ewald spielte man nichts und thut es noch nicht. Seinen Balder, in Musik von Hartmann gesetzt, hatte man gespielt. Die Diktion in diesem Stücke kann sich mit der Goethischen in Iphigenia und Tasso messen. Nicht, als ob ich damit sagen wollte, daß in Ewalds Balder die feinen Bemerkungen, die tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, die reife Dichterbildung wären, wie in Goethes Werken; ich meine es nur in Rücksicht auf die schöne Dichtersprache, die ohne rhetorische Weitschweifigkeit und Zierlichkeit als veredelte Volkssprache, klangvoll und gedankenvoll, in originellen Bildern sich bewegt. Eine hohe Seele, eine kräftige Begeisterung hat der große Lyriker vollauf bewiesen. Gegen den dramatischen Stoff wäre aber Vieles einzuwenden, wenn hier der Ort wäre, eine Rezension der Ewaldschen Werke zu liefern. Ich will nur blos anmerken, daß das Mythologische und Menschliche sich noch fremdartiger in Ewalds Balder vereinigen, als französische und spanische Sitten in Beaumarchais Figaro. Seine Fischer sind dagegen ganz natürlich, das Stück athmet schöne Humanität; der Dialog ist eben so trefflich, wie in Balders Tod; die lyrischen Stellen sind im Ganzen noch vorzüglicher, denn sie sind der poetischen Begeisterung entsprun-

gen; dagegen sind im Balder, mit Ausnahme eines Jäger- und Walkyriengesangs, meistens die Lieder nachher hineingeflickt, damit es ein Singspiel werden konnte, die nothwendige Bedingung zur Aufführung. Allein die Fischer haben keine fortgehende Handlung, keinen Knoten, keine Auflösung. Es ist eine Situation voll lyrischer Schönheiten, macht aber keine Wirkung auf der Bühne. *)

Am besten konnte man Ewalds Rolf Krage spielen. Die fremdartige Mischung des Heroischen und Modernen in dieser Tragödie stört nur den Kenner; die Sprache, obschon in Prosa, ist im Ganzen kräftig und edel; das Stück hat gut gezeichnete Charaktere und eine herzergreifende Handlung. Von Ewalds komischen Dichtungen habe ich schon gesprochen; sie wurden auch nicht gespielt. Dagegen spielte man oft Wessels Liebe ohne Strümpfe mit Beifall; obschon das Volk die Parodie nicht verstand, und — was merkwürdig war — obschon der italienische Komponist Scalabrini kein Wort von dem dänischen Texte verstanden hatte, wozu er eine sehr gute Musik setzte. Man hatte ihm nur so oberflächlich gesagt, was jede Nummer zu bedeuten habe. Die hübschen italienischen Melodien, die unter einer schlichten Einfalt schälkische Ironie verbergen, verbinden sich sehr gut mit der nordischen witzigen Satyre, wie

*) Eine wirkliche Heldenthat der Fischer in Hornbek, die im wüthenden Sturme eines Mannes Leben gerettet hatten, gab zu dem Stücke Anlaß. Als es zum ersten Male gespielt wurde, bekamen die wirklichen Fischer eine Einladung und sahen in einer Loge dem Stücke zu. Rosing, der Alles veranstaltet hatte, ließ sie nachher auf's Theater kommen und fragte: „Nun, Kinder, war es ohngefähr so? —" „Ja," antwortete der eine, Svend, (dessen Rolle Rosing gemacht hatte) „ebenso war's; nur sangen wir nicht!"

Oel mit Essig, welche, mit dem lustigen Stoffe verbunden, einen schmackhaften Salat ausmachen. Das Beste dabei war noch, daß Wessel, in der französischen Schule auferzogen, große Achtung für die Muster hegte, welche er, ohne es selbst zu merken, lächerlich machte, indem er glaubte, nur einige mittelmäßige Nachahmungen zu parodiren. Eine solche durchgreifende Ironie mußte natürlicherweise Wunder thun. Ein Jeder fand etwas darin, was er suchte, und was nicht eigentlich darin war. Allein die Hauptsache war da: Spott über vornehme Thorheiten und Erbärmlichkeiten, die sich mit Purpurlappen behängen und mit hochtrabenden Redensarten vertheidigen.

Ich habe vorher von dem Volksfeste bei'm Einzuge des Kronprinzen und der Kronprinzessin geredet. Bei dieser Gelegenheit schrieb Thaarup eine dramatische Idylle, das Erntefest, worin er in schönen Zügen das dänische Land- und Seeleben, die Freude über die Aufhebung der Leibeigenschaft, mit der Begeisterung des Volks bei der hohen Vermählung verbindet. Das Stück, obschon die Handlung darin sehr gering ist, hat doch dramatische Lebendigkeit, und wird durch die herrliche Musik des unsterblichen Schulz noch mehr gehoben und in's volle Licht gesetzt. Schulz kennen auch die Deutschen aus seinen Volksliedern und seinen Aufsätzen über die Musik in Sulzers Theorie der schönen Wissenschaften. Aber man kennt ihn nicht zur Hälfte, wenn man nur das von ihm kennt. Ein Jahr darauf komponirte er noch Thaarups Peters Hochzeit, eine würdige Fortsetzung des Erntefestes. Schulz trat in Monsignys und Gretrys Fußtapfen: in schlichten, aber originellen und charakteristischen Singweisen rührt er das Herz, erweckt er die Begeisterung und ergreift das Volksthüm-

liche in seinem innersten Kern. In seinen Kirchenmusiken zeigt er eine schöne, reine, hohe Seele voll Andacht und Liebe, in herrlichen Melodien; und obschon er noch nicht die Blasinstrumente so zu brauchen wußte, wie man es seitdem von Mozart gelernt hat, so hört man doch immer in seinen Kompositionen den gründlichen Kontrapunktisten aus der guten Bachschen Schule. Diese lieblichen Idyllen von Thaarup, auch in einer schönen Sprache gedichtet, voll reizender Lieder, machten einen tiefen Eindruck auf mich als Jüngling, und die Schulzischen Melodien noch mehr.

Auch Rosings Eifer und seinem schönen Unternehmungsgeiste kann man zum Theil die Thaarupschen Idyllen verdanken. Der gute Thaarup, mit vielem Gefühle, viel Männerkraft und Begeisterung für das Nationelle begabt, war doch etwas träger Natur und hatte keine reiche, leichtbewegliche Phantasie. Weil nun Rosing wußte, was in Thaarup wohnte, so zwang er ihn, so zu sagen, im Anfange zu dichten, schloß ihn auf ein Zimmer ein, gab ihm Dinte, Federn, Papier, Federmesser und einen guten Kaffe — und so entstand das Erntefest.

Auch im Komischen und Launenhaften hatten einheimische Dichter sich hervorgethan, und ergötzten mein jugendliches Gemüth. Der Virtuose, der Einzug, einige Scenen in den Chinafahrern und in den Herrn Von und Herrn Van von P. A. Heiberg,*) das Glückskind von Falsen, und die goldne Dose von Olufsen werden immer auch ihr Verdienst als gute komische Dichtungen behaupten.

*) Mit dem Sohne, J. L. Heiberg, nicht zu verwechseln, der jetzt Vaudevillen schreibt.

Im Virtuosen wird ein Großsprecher und Landstreicher aus Deutschland dargestellt, der Alles auf einem dänischen Landgute bei'm einfältigen Gutsherrn reformirt und ihn an den Bettelstab bringt. Der Däne spricht schlechtes Deutsch voll Dänismen, der Deutsche wieder schlechtes Dänisch voll Germanismen; dadurch entstehen nun die drolligsten Wortspiele und Mißverständnisse. Der Betrüger wird zuletzt entlarvt und weggejagt; er geht aber triumphirend von dannen mit dem Ausrufe: „Ha, ha, ha! Die dummen Dänen!' — Bedenkt man, wie vor einem halben Jahrhundert Deutsche immer den Eingebornen in Dänemark vorgezogen wurden, (wie zu den Zeiten Friedrichs des Zweiten von Preußen Franzosen immer den Deutschen;) — bedenkt man ferner, daß Schonung nicht eben des Verfassers Sache war: so wundert man sich nicht darüber, wenn in diesem kleinen Stücke die Geißel der Satyre blutige Striemen schlägt.

Der Einzug ist eine komische Farce. Ein Schacherjude giebt sich, um eine Liebesintrigue zu befördern, für einen marokkanischen Prinzen aus, um einen närrischen Land-Küster, der sein Glück als Kantor in der Stadt gern machen wollte, zu hintergehn. Der Küster hat, um den marokkanischen Prinzen mit Würden zu empfangen, ein Transparent in's Fenster gestellt: (man sieht nur die Hinterseite mit den Lichtern.) Es stellt einen Schulmeister dar, der einem Schulknaben die Ruthe giebt; und drunter steht mit goldenen Buchstaben geschrieben:

„Dich Schlingel will ich lehren,
Den Prinzen hoch zu ehren!"

Zu diesem Stücke hat Schulz eine treffliche komische Musik gesetzt, und Knudsen spielte den Juden zum Entzücken.

In den Herrn Von und Herrn Van ist viel Langweiliges; die Scen.n aber, wo ein Wucherer (auch Knudsen) seinem halberwachsenen Sohne ganz naiv, nach philosophischen Grundsätzen Unterricht in der Gaunerei ertheilt, und dieser sich Mühe giebt, die Lehren wohl zu behalten und zu begreifen, sind vortrefflich. — Die Chinafahrer sind im Ganzen unbedeutend, der Anfang ist aber gut. Hier hört man nicht einen einzigen Juden oder Wucherer im abgelegenen Winkel seinem Sohne oder Freunde seine Grundsätze predigen. Nein, zu großen Haufen treten sie heroisch auf, im lichten Sonnenscheine auf der kopenhagener Zollbude, und singen in Chören, die durch einfache Kühnheit und Kraft an den Aeschylos erinnern, ihre Handlungsweise, Denkungsart und Vorsätze. Sie erwarten die Schiffer, die aus einem andern Welttheile nach dem Vaterlande zu Frau und Kindern zurückkehren, um sie in Gefängniß und Ketten zu werfen, wenn sie nicht gleich das ihnen vorgeschossene Geld mit hohen Zinsen wieder bezahlen. Die Hoffnung des Gewinnstes, die Drohung im Falle des Verlustes, tragen sie jauchzend und begeistert vor; und man würde über diese Masse der Blutigel ein Grauen fühlen, wenn nicht ihre tolle, närrische Unverschämtheit in dem charakteristischen, von Schall sehr gut komponirten Chore zum lauten Gelächter zwänge.

In der goldnen Dose zeigt Olufsen, im Gegensatz zum Virtuosen, daß wir auch einheimische Spitzbuben haben. Das Stück behandelt lauter Niederträchtigkeiten mit komischem Muthwillen, mit der heitersten Laune. Unter den Spitzbuben zeichnet sich ein trefflich geschilderter Sachwalter aus, der gute Anlagen hat, und der sich nur zum Schlechten verführen läßt, um in seiner Armuth Frau und

sieben Kinder zu ernähren. Gielstrup spielte den Verwalter und Knudsen den Advokaten meisterhaft. — Letzterer hatte einmal dieses Stück zu seinem Benefiz gewählt. Er war arm und hatte auch sieben Kinder; das Schauspielhaus war voll, und er hatte eine reichliche Einnahme. Zum Schlusse des Stücks wandte er auf sich die Worte des Advokaten an, als dieser begnadigt wird: „Ach, wie froh eile ich jetzt nach Hause zu meiner Frau und meinen sieben Kindern" — Ein Platzregen von Beifall erscholl, denn er war sehr beliebt. Eben so schön spielte er in Falsens-Glückskind einen armen Schuster, dessen Frau mit Zwillingen niedergekommen ist. Der Vater will das eine Kind vor eines reichen, geizigen Hagestolzen Hausthüre aussetzen. Es ist ihm aber ein Anderer schon zuvorgekommen. Der Hagestolz ergreift den Schuster auf frischer That, glaubt, daß ihm das eben gebrachte Kind auch gehöre, und zwingt ihn, beide Körbe mit zu nehmen. Jetzt hat er also Drillinge statt Zwillinge zu versorgen und will verzweifeln, als er eine beträchtliche Geldsumme bei dem fremden Kinde entdeckt. Dies Singspiel ist von Kunzen schön komponirt.

Von englischen Stücken erfreuten mich besonders Sheridans Lästerschule und Goldsmiths Irrungen in einer Nacht. — An den französischen vornehmen Konversationsstücken fand ich wenig Geschmack, desto mehr an dem Moliereschen Geizigen und Eingebildeten Kranken. Ganz besonders erfreuten mich die niedlichen Singspiele Zemire und Azor, der Grobschmidt, der Böttiger, der König und der Pächter, die zwei Geizigen (worin Gielstrup und Knudsen zusammen brillirten), die zwei kleinen Savoyarden und vor allen der Deserteur.

ein eben so herrliches Sujet, und eben so schön von Monsigny komponirt, wie nachher der Wasserträger von Cherubini.

Von Lessing spielte man Minna von Barnhelm und Emilia Galotti. Im ersten Stücke machte Rosing ganz vortrefflich den Tellheim und in Emilia eben so gut den Marinelli. Es ist merkwürdig, wie der Mann, der die edelsten Gefühle eines Dichters wiedergeben konnte, mit derselben Wahrheit die Bosheit und Verschmitztheit eines schlauen Höflings darstellte. Ein großer Schauspieler muß aber, wie ein wahrer Dichter, eben sowohl die Schatten- als die Lichtseite der Menschennatur auffassen, sonst kennt er die Menschen nur halb und kann sie nicht lebendig darstellen. Mit der schönen Unwissenheit eines unschuldigen Mädchens kann sich der Künstler nicht begnügen, wenn er es in seiner Kunst weit bringen soll. Ohne das Lächerliche recht zu begreifen, begreife ich das Erhabne nicht, ohne die Bosheit zu verstehen, verstehe ich das Edle nicht, ohne mich an der Dummheit zu ergötzen, den Witz nicht. Darum werden Schurken schlecht von Schurken, Dummheit schlecht von Dummköpfen gespielt. Im Hohen muß ein humoristischer Zug oft dem gar zu Schwarzgrauen ein wärmeres Kolorit geben, und wo der Komiker gar keinen Sinn für das Erhabne hat, merken wir es ihm auch gleich als einen Mangel ab, und können uns, aller Bewunderung ungeachtet, nicht eines Lächelns über die naive Beschränktheit eines Holbergs und Molieres enthalten, während wir staunend Aristophanes von seinen Possen und Karikaturen in die Wolken folgen, und Shakespeare aus dem Stalle in den Rittersaal. —

Auch Lessing liebte die Vielseitigkeit und konnte sowohl ernst, als lustig sein. Dieses, mit seinem hellen Verstande

feinem Witz und Scharfsinn verbunden, giebt seinen besseren Werken einen eignen Reiz, etwas Tüchtiges und Nahrhaftes, das sehr erquickt. Sie schmecken nach dem Kern, nach der Quelle. Lessing ist liberal; es freut ihn, das Höchste und Beste schlicht und einfach vorzutragen; er haßt Koketterie und eitle Pracht, wie andre Vorurtheile und Beschränktheiten; das ist gut. Allein die Grazie mangelt ihm als Dichter; für das Erotische hat er keinen Sinn. Das giebt seinen Schilderungen etwas Frostiges und Steifes; nur nicht in „Nathan dem Weisen," wo das Erotische keine Hauptrolle spielt, und wo er seine Grazie als Philosoph brauchen konnte, denn die besaß der witzige Denker im vollen Maaße.

Diesem Mangel an Sinn für das Erotische kann man es wohl zuschreiben, daß er der Katastrophe in der sonst herrlichen Emilia Galotti kein besseres Motiv unterlegte, was dem Stücke schadet und in abstechendem Gegensatze zu den übrigen wahren Schilderungen steht.

In meiner Jugend fühlte ich nicht die Schwäche dieses Motivs; ich weinte, wenn Emilie von ihrem Vater erdolcht wurde, (ohne daß er vorher einen einzigen Schritt zu ihrer Rettung versuchte), damit sie nicht in des Kanzlers Haus zur Wollust verführt werde.

Alle weinten; und auch Zetlitz, ein norwegischer Lyriker, hatte einige Jahre vorher darüber geweint, und eine wunderliche Scene unter der Aufführung des Stücks mit einem holsteinischen Schiffer gehabt, der nicht geweint hatte. Dieser wackre Mann war in die Komödie gegangen, um sich nach schwerer Tagesarbeit zu erheitern und zu erholen, hatte sich also vorgesetzt, Alles, was ihm vorgespielt werden würde, lustig und angenehm zu finden. Daß

es ein Trauerspiel war, daß immer nur von ernsten, wichtigen Dingen gesprochen wurde, brachte ihn weder aus der Fassung, noch aus der guten Laune. Er lachte über des Prinzen Achtung für die Kunst, über Angelos Mordvorsatz, über Appianis Trübsinn und über Marinellis Bosheit. Der kleine hitzige Norweger, der durch ein böses Verhängniß dazu verdammt war, dem vierschrötigen Holsteiner in der Nähe zu stehen, konnte dieses Lachen zuletzt nicht mehr länger aushalten, sondern kehrte sich um und sagte ganz aufgebracht: „Worüber, zum Henker, lacht Er denn immerfort? Merkt Er nicht, daß es ein Trauerspiel ist, eine ernste, wichtige, triste Begebenheit, die alle Menschen betrübt und rührt? Wie kann denn Er nur mitten im Unglück jauchzen und frohlocken? Zum Henker, schäm' Er sich doch, und störe Er nicht andrer Leute Gefühl, wenn Er selbst nicht gerührt werden kann!" Der große phlegmatische Holsteiner ließ sich vom kleinen jähzornigen Norweger imponiren, schwieg mausestill, und das Stück wurde jetzt ohne Störung zu Ende gespielt. Allein — eben in der Scene, wo Odoardo seine Tochter tödtet und Zetlitz in Thränen schwimmt, fällt der unglückselige Gedanke ihm ein: „Aber warum zum Henker lacht jetzt der Holsteiner nicht?" — Er kehrt sich um, um den Gemüthszustand seines Nachbarn zu entdecken; und wie er nun den Schiffer ganz blau im Gesicht mit dem Schnupftuche im Munde stehen sieht, von unterdrücktem Gelächter fast erstickt, platzt er selbst in ein unmäßiges Lachen aus; und so endigte das Stück zum größten Erstaunen aller Anwesenden, die gar nicht begreifen konnten, warum der Norweger und der Holsteiner so vergnügt waren? —

Von Trauerspielen ward nur noch Bewerley, eine

französische Umarbeitung des englischen Stücks, gegeben, worin Rosing den verzweifelten Spieler, der sich selbst vergiftet, mit erschütternder Wahrheit darstellte.

So war das Repertoire des dänischen Theaters in meiner Jugend; ich hatte alle die Stücke der erwähnten Verfasser mehrmals gesehen und gelesen, sie hatten einen wichtigen Einfluß auf meine Geistesbildung, auf meine Liebe für dramatische Kunst gehabt, und so gehört also diese Uebersicht ganz jener Periode meines Lebens, indem sie zugleich deutschen Lesern einen Begriff von dänischer Literatur damaliger Zeit giebt.

Fünftes Kapitel.

Der Schauspieler.

Aus dem Vorhergehenden sieht man, daß Melpomene noch auf der dänischen Bühne wenig zu thun hatte, und daß selbst nicht ein Mal im Jahre der geharnischte Geist über die Bretter hinweg ging. Ein kräftiger Norweger, Nordal Burn, der Verfasser eines der schönsten Lieder, der sich auch nachher als Bischof und geistlicher Redner auszeichnete, hatte zwar in seiner Jugend noch zwei Tragödien, Zarine und Einar, der Bogenschwinger, in gereimten Alexandrinern, verfaßt, ganz nach französischem Zuschnitte, ohne doch die Anmuth und das Feuer der französischen Werke zu erreichen. Er hatte also nur die Fehler der französischen Schule nachgemacht, und für den Mangel dramatischer Handlung und dramatischen Charakters konnten einzelne schöne Stellen nicht genügen.

Jetzt wurde wieder, im Jahre 1796, eine Tragödie, Dyweke von Samsöe, aufgeführt, die allgemeines Aufsehen erregte und bewundert wurde. Zum Theil verdiente sie es.

Dyweke war des dänischen Königs Christian des Zweiten Geliebte und wurde von ihren Feinden vergiftet. Ihre

Mutter, die berühmte herrschsüchtige Sigbrith, hat der Verfasser mit wenigen Zügen gut charakterisirt. Ihr Gegner, Knud Güldenstierne, ist ein kräftiger, edler Mann. Seine Bruderliebe zu dem unglücklichen Torben Ochs, der, ohne Gegenliebe zu finden, mit ritterlicher Schwärmerei Dyweke anbetet und sich doch ihretwillen aufopfert, hat Samsöe trefflich geschildert. Christian der Zweite ist mit vieler Kunst skizzirt, ohne der Ehrfurcht des Königshauses, ohne der geschichtlichen Wahrheit zu nahe zu treten. Ein Mönch, ein boshaftes Adelsweib, ein Burgvoigt sind brav geschildert. Gegen die Handlung des Stücks ist nichts einzuwenden. Dyweke ist liebenswürdig. — Sie ist aber gar zu modern sentimental, in großen Monologen weint sie immer um Christian, der nichts weniger als ein schmachtender Liebhaber war. Man fühlt Mitleid mit ihr, doch dieses Mitleid erkaltet durch die ewige Wiederholung derselben Situation.

Das Stück hat in den Haupt-Situationen einige Aehnlichkeit mit Göthes Egmont. Wie unterscheidet sich aber das kräftige Klärchen, mit dem lebendigen Kolorit ihrer Zeit, ihrer Umgebung, von Dyweke, die gar zu viel an Lafontaines Romane erinnert.

Ein Stück, das doch so viel Verdienst hat, mußte natürlicherweise dem dänischen Publikum eben so zusagen, als eine nahrhafte Mahlzeit einem Reisenden nach langem Fasten. — Der Reiz der Neuheit übte seinen Zauber in Allem. Die Dekorationen der gothischen Ritterzimmer, die Federhüte, Mäntel, Halskragen und Brustpanzer, woran man damals nicht, wie jetzt, gewöhnt war! Alle Rollen wurden trefflich gespielt. Mad. Rosing stellte meisterhaft die Sigbrith dar, Rosing war Knud Güldenstierne — und

in Dyvekes Rolle trat eine junge, sehr schöne Schauspielerin zum ersten Mal auf, in die sich die ganze Kopenhagener Jugend verliebte! — Und nun das letzte Mittel, das nach einer wohlgelungenen Arbeit allen Poeten zu empfehlen wäre, obschon es eine harte Kur ist, — einige Tage vor der Aufführung — starb der Dichter!

Das Stück machte Furore. Ich hatte es gelesen, aber noch nicht gesehen, obgleich es schon mehrere Male gegeben war, ich mußte Geduld haben, und es war mir in den ersten Tagen unmöglich, ein Parterrebillet zu bekommen. In Kopenhagen gibt es einen Schlag Menschen, die man Siauer nennt, die eine heimliche Kompagnie ausmachen und bei sehr gesuchten Stücken alle Billets bei der Kasse wegfischen, um sie nachher für das Zehndoppelte zu verkaufen. Ich hatte nur 2 Mrk. und 8 ß dänisch, und es war mir unmöglich, in den Tagen mehr Geld aufzutreiben. Zwei Mark dänisch kostete sonst ein Parterrebillet. Wenn ich nun einem Siauer noch die 8 ß darbot, so lachte er mir in's Gesicht und fragte, ob ich toll wäre? Sie nahmen 3, 4, 5 Thlr. für ein Billet. — Ich war fast zur Verzweiflung gebracht. Drei Mal wagte ich mich in's Gedränge der Siauer, die am kalten Wintertage wie warme Kartoffeln in einem Topfe dampften, (so drängten sie sich); drei Mal war ich in Gefahr, die Brust zerquetscht zu bekommen, oder Arm und Bein zu brechen. Mit genauer Noth schlüpfte ich aus dem Gedränge wieder heraus.

Mein Freund W., der auch das Stück gern sehen wollte, aber zu klug war, sich in diesen ungleichen Kampf einzulassen, schlug mir vor, als ich zum dritten Male mit heruntergetretenen Schuhen und zerdrücktem Hute zurückkam, ob wir nicht lieber nach einem Orte hingehen sollten, wo

er gehört hatte, daß man für 6 ß. sehr große Portionen Chokolade bekommen könnte. Weil ich nun wirklich sehr marode geworden war und die Hoffnung ganz aufgegeben hätte, ein Billet zu bekommen, folgte ich ihm resignirt und tröstete mich damit, daß doch etwas Gutes auf der Welt war, das man wohlfeil haben konnte.

Gegen die Chokolade war auch nichts einzuwenden, sie wurde uns in großen Schaalen, mit bleiernen Löffeln, gereicht. Freilich war das Lokal nicht comfortable und noch weniger fashionable.

Als wir hineintraten, rief der Wirth, als wenn's ihm zu vornehm widerführe, zum Dienstmädchen: „Bringe Sie für's Erste zwei Lichter herein!" Die zwei Lichter erhellten aber eine sehr schmutzige Stube. Eben als wir saßen und tranken, tritt ein Dreckfahrer herein und setzt sich uns zur Seite, während seine Equipage voll Gassenkoth draußen auf der Straße hält. Ohne unsere Tassen zu leeren, bezahlten wir das Geld, schlichen uns davon und fanden nachher, daß die Chokolade doch für Dyweke nur ein schlechtes Surrogat gewesen.

Noch eine zweite Tragödie sollte das Jahr darauf meine Lust zum Theater in hohem Grade steigern; nämlich Sanders Niels Ebbesen. Hier waren die Schauspieler alle in Harnische geschnallt, und es war nur von Krieg und Sieg, von Kampf gegen tyrannische Unterdrückung die Rede. Das Stück hat Verdienst, der erste und fünfte Akt bedeuten nicht viel; im dritten Akte erinnern die Reden der Ritter an Antonius und Brutus in Shakespeares Julius Cäsar. Niels Ebbesen hat einige Aehnlichkeit mit Götz von Berlichingen, allein der zweite und vierte Akt sind vortrefflich und höchst dramatisch. Der Dichter hat ein

herrliches altes Lied wohl benutzt; die ganze Scene zwischen dem Grafen Gerhard und Niels Ebbesen, bei Sanders die beste im Stücke, findet man schon im alten Liede, und sie ist da noch besser, als im Trauerspiele.

Ein Mann, der zu dieser Zeit Kopenhagen besuchte und auch einen großen Eindruck auf mich machte, war der Abt Vogler, der treffliche Orgelspieler. Auf der Orgel war ich, so zu sagen, halb auferzogen; und obschon mein Vater mir sehr wenig Unterricht auf dem Klavier gegeben hatte, so liebte ich doch außerordentlich die Musik und komponirte zu meinem eigenen Vergnügen selbst kleine Melodien. Diese Musikliebe hat nachher beinahe mehr zu- als abgenommen, und etwas gute Musik täglich zu hören, ist mir fast so nothwendig, als Essen und Trinken. Es machte mir ein unendliches Vergnügen, den herrlichen Vogler zu hören, der die ernste, große Orgel, von der ich sonst nur erhabene geistliche Lieder und fromme Präludien gehört hatte, so spielte, daß auch heitere Flötenkoncerte daraus wurden. Auch freuten mich alle die malerischen Sachen, die Vogler auf der Orgel zu spielen wagte. Das Herunterdrücken der Tangenten mit beiden Armen, um den Einsturz der Mauern Jerichos nachzuahmen, schien mir ein guter Einfall, der sich in der genialen Phantasie trefflich ausnahm. Auch mochte ich gern eine Rheinfahrt mit ihm machen, und das Rieseln der Wellen und den Ruderschlag hören. Freilich hörte ich Viele ihn einen Charlatan nennen; aber daran hatte ich mich schon gewöhnt, ausgezeichnete Leute ausschelten und von unbedeutenden Menschen meistern zu hören. Daß ihn die Phantasie mitunter ein wenig zu weit trieb, war die allgemeine Meinung. Auch mein Vater hegte die größte Achtung gegen Vogler. Dieser

hatte einmal bei Hofe auf Friedrichsberg gespeist, auch gut dabei getrunken und war aufgeräumt. Mein Vater folgte ihm zu seinem Wagen. Es war mondheller Abend. — „Ja, Herr Abt," sagte mein Vater, indem er ihm in den Wagen half, „noch scheint der liebe Mond so helle, wie er durch Adams Bäume schien." — „Nein, mein Herr," antwortete Vogler, ziemlich langsam in den Wagen steigend, „darin hat Hölty Unrecht! Der Mond hat sich seit Adams Zeiten gewaltig verändert, denn sehen Sie" — Damit fuhr der Wagen fort, und mein Vater sah ihn nie wieder.

Sein Hermann von Unna wurde kurz darauf gegeben, und wie entzückte mich diese Musik; von dem heimlichen Gerichte, mit dem ich bei dieser Gelegenheit zum ersten Male Bekanntschaft machte, nicht zu reden.

Ein Schauspieler Beck besuchte mitunter meinen Vater. Meine Schwester und ich lernten so seine Kinder kennen, und wir spielten mitunter Komödien zusammen auf dem Schlosse. Die eine Tochter war ein reizendes Mädchen, sie betrat kurz darauf die Bühne als Ida in Voglers Hermann von Unna und machte viel Glück.

Nun beschloß ich auch, da mein Glück zu versuchen. Mein Vater sprach mit dem Oberhofmarschall von Hauch, und er bestimmte mir einen Tag, an dem ich zu ihm kommen sollte. Jetzt putzte ich mich auf's Beste, und meine Mutter lieh mir einen goldenen Ring, den ich an mein Halstuch befestigen sollte, wie es damals Mode war. Die langen, schwarzen Haare wurden mir zierlich aufgeflochten, und die Flechte mit einem kleinen Kamm in den Nacken befestigt. Aus einer thörichten Blödigkeit sagte ich meiner Schwester nicht, was ich beschlossen hatte, sondern hielt es

vor ihr geheim, bis es allgemein bekannt wurde. Das kränkte sie mit Recht; denn sie hatte immer schwesterlichen Antheil an meinem Schicksal genommen, und ich hatte ihr vorher nichts verschwiegen.

Der Oberhofmarschall hatte mich oft vorher als einen Knaben auf Friedrichsberg herum laufen sehen, und wunderte sich wohl billig darüber, daß ich jetzt schon, in meinem 17ten Jahre, Kavaliere, Ritter und artige Liebhaber agiren wollte. Große Ideen hat er sich wohl schwerlich von mir gemacht. Er stellte mir alle Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten vor, die mit dem Theaterleben verbunden sind; das half aber nichts. Er sagte mir, daß ich im Anfange auch nur eine sehr kleine Gage bekommen würde. Darnach fragte ich gar nichts! Als ich nun im Gespräche mit ihm doch vielleicht etwas Geistiges und Ungewöhnliches blicken ließ, schien er zuletzt nicht abgeneigt, mich anzunehmen, sagte aber, ich müsse erst etwas tanzen und fechten lernen, auch hübsch Handschuhe tragen, weil meine Hände gar zu roth wären; er wolle mir Rosing zum Instrukteur geben.

Das war es eben, was ich wünschte! Ich eilte gleich zu Rosing hin, klingelte an der Thüre, und er machte mir selber auf. Ich trug ihm meinen Wunsch vor, er ließ sich in ein Gespräch mit mir ein, beobachtete mich mit Kenneraugen, und es freute mich, als ich bei ihm Wohlgefallen an mir zu bemerken glaubte. So, als Kenner, als Kunstverständigen, hatte ich ihn noch nicht sprechen hören; er hatte sonst nur Anderer Worte hergesagt, jetzt merkte ich, daß er selbst beredt und verständig war, ein Mann von Charakter, fein, ohne falsch zu sein, und sich selbst fühlend, mit Bescheidenheit gegen Andre. Daß er bei Tageslicht älter bleicher aussah, einige Runzeln hatte und statt des ge-

wohnten Putzes der Bühne einen schlichten grauen Rock trug, machte mir ihn nur merkwürdiger. Seine Augen waren eben so schön, wie auf der Bühne, ja, noch schöner, denn ihre blaue Vergißmeinnichtfarbe hatte ich nicht in der Ferne wahrnehmen können.

Wie es nun so geht, daß Menschen, die eine gewisse Sympathie für einander fühlen, bald vertraut werden, so geschah es auch hier; und kaum hatte ich ihn einige Mal besucht, als das schöne Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler, ja, beinahe zwischen Vater und Sohn bei uns eintrat.

Und doch hatte er Kinder genug! Die schlanke, feine blonde Frau hatte ihm siebzehn Kinder geboren, und doch war sie frisch, heiter und gesund, und spielte fast alle Abende. Von den Kindern waren mehrere gestorben, neun lebten aber und blühten, eine Tochter ausgenommen, die etwas kränklich war. — Rossing fand eben, wie der Marschall, daß es mir an ritterlichen Uebungen gebrach, und ich bekam gleich einen Fechtmeister, einen Tanzmeister und einen Singlehrer.

Der alte Fechtmeister Ems war ein großer, gutmüthiger Haudegen, ein Preuße aus Friedrichs des Zweiten Zeit, der sein Handwerk wohl verstand. Es freute mich sehr, den Waffengebrauch von ihm zu lernen. Doch liebte ich mehr das Hauen, als das Stechen. Es schien mir heroischer, großmüthiger, offner, weniger grausam; das Stechen kam mir hämisch und meuchelmörderisch vor. Ich sollte immer meinen Feind hintergehn, um ihm unvermutheter Weise die Todeswunde zu versetzen. Geschicklichkeit und kaltes Blut gab ihr den Ausschlag. Mit dem Hauen konnte man aber kräftiger, heftiger verfahren; und es schien mir, daß, wenn man sich schlüge, man zornig sein müsse; denn

ruhige Leute sollten vernünftig sein, und vernünftige Leute sollten Friede halten. Ich glaube auch noch gewiß, daß weder Achill, noch der hörnerne Siegfried, noch Stärkodder und Palnatoke gestochen haben. Nur mit Lanzen freilich. Sie haben mit den Schwertern gehauen, wie Thor mit seinem Hammer hieb. Das Stechen ist eine Distel aus der französischen Schule neuerer Zeit, und ich hoffe, daß selbst Guesclin und Bajard das Stechen verschmäht haben.

Der Tanzmeister hieß Dahlen, ein schöngewachsener Schwede, mit einem hübschen regelmäßigen Gesichte; er war sehr artig und freundlich, und ein trefflicher Tänzer. Er und Bournonville, ein noch größerer Virtuose, waren nach dem Morde Gustavs des Dritten nach Dänemark gekommen. — Wie ich nun bei Ems das Hauen dem Stechen vorzog, so zog ich bei Dahlen die Menuet dem schnellen Gesellschaftstanze vor. Die Menuet lehrte mich edle Stellungen, den Körper mit Anmuth zu bewegen, und schien mir eine idealisch-stumme Liebesscene zu sein, wo der Jüngling und das Mädchen in Sehnsucht sich einander nahen, sich ehrbar und bescheiden wieder entfernen, sich wieder nahen, die Hände fassen, leicht umarmen, auseinander fliegen, sich dann fremd und höflich begrüßen, und — an demselben Flecke stehen, wie im Anfange. Wie es denn in wirklichen Verliebtheiten öfters der Fall ist! — Englisch lernte ich nicht tanzen, und das Walzen konnte ich nicht vertragen, und so habe ich — sonderbar genug — nie im Leben auf einem Balle mit einer Dame getanzt.

Der Singmeister hieß Zinck. Ein launischer, gutherziger Deutscher, güter Klavierspieler und Theoretiker aus der Bachschen Schule; selbst als Komponist mehrerer hübscher Sachen hat er Talent bewiesen. Aber zum Sing-

meister junger Sänger und Sängerinnen war er gar zu theoretisch. Er sprach zu viel, und wir sangen zu wenig. Der Trieb, Alles populär und leichtfaßlich durch wörtliche Definitionen zu machen, kostete uns viele Zeit; die praktische Ausführung wäre weit schneller und möglicher gewesen. Und wenn er nun den jungen Sängerinnen begreiflich machte, wie jeder Mensch immer die fünf Notenstriche bei der Hand hätte (hier streckte er die fünf Finger seiner linken Hand aus) — und daß sie nur den Zeigefinger der rechten Hand zwischen, oder auf, oder unter, oder über die fünf linken Finger zu setzen brauchten, um die gewünschte Note gleich gegenwärtig vor Augen zu haben: so konnten sie, bei allem Respekt gegen den wackern Lehrer, sich dennoch nicht des Lächelns enthalten. — Nachher bekam ich einen italienischen Singmeister Ferretti, bei dem ich einige Fortschritte machte.

Nun lernte ich also die Kehrseite des Theaters kennen, weil ich vielen Proben beiwohnte und mit in den Chören sang, obschon ich in den zwei Wintern, die ich dabei war, nur in vier großen Rollen auftrat. — Man hatte mir viel von dem schlechten Ton gesprochen, der unter den Schauspielern herrschen sollte. Diesen merkte ich nicht, sie waren im Gegentheil ziemlich höflich gegen einander. Nur an drei Uebeln schienen sie mir zu leiden, nämlich an Armuth, Neid und zu großer Eitelkeit. Deshalb beurtheilten sie sich gegenseitig bitter, wenn sie getrennt waren; und die höfliche wechselseitige Schonung, wenn sie mit einander sprachen, nannten sie Falschheit. Im Ganzen zeigte sich nur die menschliche Erbsünde hier, wie in der großen Welt, nur gedrängter und also schroffer.

Es liegt etwas Schlimmes in der Natur der Schau-

spielkunst, was immer zum Nachtheile der Ausübenden wirken muß und leider gar nicht zu ändern ist. — Jeder andere Künstler lebt in Freiheit und Unabhängigkeit; er sucht und liebt die Einsamkeit, weil er sich einsam erst völlig frei fühlt; so wird seine Empfindlichkeit nicht gereizt, seine Besonnenheit nicht gestört, er kann sich mit Studium und Ruhe ganz in seinen Gegenstand verlieren, und jede Persönlichkeit vergessen. Nicht so der Schauspieler! Der besitzt keine Freiheit, keine Unabhängigkeit. Er kann nicht in Einsamkeit ruhig arbeiten nach Laune und Begeisterung; zu gewissen Stunden muß er in einer großen Gesellschaft auftreten. Er hat keine Selbstständigkeit; denn bald muß er sich von Andern unterstützt, bald sich von Andern gestört fühlen. Das Kunstwerk, das der Augenblick erzeugt und der Augenblick vernichtet, gehört ihm also nicht einmal ganz allein an. Dazu kommt, daß treffliche Schauspieler sich einem größeren Haufen unbedeutender, oft roher Menschen anschließen müssen, die gern ihre Ehre theilen, ohne etwas dazu beizutragen.

Es gehört eine große Lebhaftigkeit und Energie des Geistes dazu, allen diesen Uebeln zu trotzen und ihrer ungeachtet zu wirken, eine große Begeisterung und Liebe für die Kunst! Darum ist ein trefflicher Schauspieler auch sehr achtungswerth, der einen so ernsten Kampf für unsere Freude streitet und sich immer von den Dornen stechen läßt, um für uns Rosen zu pflücken! Er muß beständig in einer bewaffneten Neutralität mit seiner Umgebung leben; und deswegen darf man ihm eine gewisse unruhige, kriegerische Stimmung im täglichen Leben nicht verargen, da er wirklich nicht in Frieden lebt und die schöne Ruhe, die wir andern vollauf genießen, nicht haben kann.

Rosing schien mir an diesen Uebeln wenig zu leiden; er war nicht neidisch; er lebte gut; er war eitel, wie ein jeder Künstler es sein muß und soll, das will sagen: er wollte gern gefallen; allein seine Eitelkeit war keine thörichte Anmaßung ohne Grund, er verdiente zu gefallen, das fühlte er selbst, und ein edler Stolz stärkte ihn in allen Widerwärtigkeiten.

Und doch schien mir sein Gemüth weit fröhlicher im Sommer zu sein, wenn er frei war und ich ihm nach der schönen Friedrichsburg folgte, wo er ein hübsches Landhaus besaß, als im Winter, wo er zu Aller Freude seine Kunst ausübte und mit Beifall überhäuft wurde. Sein Wesen sehnte sich in den Freistunden nach behaglicher Ruhe. Auf der Bühne war er immer thätig, trat beinahe jeden Abend in großen Rollen auf, war Instrukteur und Theaterinspektor mit emsiger Gewissenhaftigkeit. Am Sonntage konnte er sich aber mit mir und einem alten Jugendfreunde aus Drontheim, einem Kantor, hinsetzen, Tabak rauchen, und von vier Uhr Nachmittags bis zum Abendessen Whist spielen, und notabene, er spielte nie um Geld, obschon er sehr gut spielte, und so eifrig, als ob es große Summen gegolten hätte, und der kleinste Fehler eines seiner Mitspielenden wurde immer streng gerügt.

Ich selbst konnte aber nicht Tabak rauchen. Ein paar mißlungene Versuche hatten mich früher hart bestraft, gewiß härter, als die meisten andern, und der Tabak war mir nachher immer ein Gräuel.

In vier großen Rollen versuchte ich mich. Ich spielte Schröders Fähndrich, Torben Ochs in Dywеke, in einem Stücke von Tode machte ich den einen Seeoffizier, und dann noch Cederström in Kotzebues Armuth

und Edelsinn. Mit Ausnahme der letzten paßten sich diese Rollen, die ich doch selbst gewählt hatte, wenig für mich. Ich sollte Anstand, militärischen à plomb, männliche Festigkeit zeigen, ein siebzehn- und achtzehnjähriger schlotternder Knabe, noch nicht völlig ausgewachsen, ohne Manieren, schlecht gekleidet, frisch von Friedrichsberg und der Schule gekommen, mit allen Künsten der Toilette unbekannt. Das einzige, was ich vielleicht hätte zeigen können, Gefühl und Begeisterung, äußerte sich in den drei ersten Rollen nur in feinen Charakterzügen, die zu malen, ich noch nicht Geschicklichkeit genug hatte. Erst im Cederström gelang es mir, die Zuschauer zu rühren, zu interessiren und einen reichlichen Beifall einzuernten. Das hätte nun auf einen wahrhaft Berufenen vortheilhaft gewirkt und ihn zum Vorschreiten angefeuert, ich aber hatte schon vom Theater genug. Ich fühlte, daß, um den Regenbogen und um den Silberschein des Mondes im Meere zu sehen, man selbst nicht im Wolkendunste, wo der Bogen sich wölbt, stehen, noch im Wasser, wo der Mond scheint, liegen, sondern sich entfernen muß.

Besonders, schien es mir, mangelte es bei'm Theater ja der gaja scienza, ganz an der nothwendigen Freiheit und Heiterkeit des Geistes. Statt des Oberhofmarschalls von Hauch, der ein freundlicher, kenntnißreicher Mann war, ein thätiger Kunstbeförderer, ward der Generalmajor v. Waltersdorf Direktor, ein wackerer Mann, der sich aber mit solchen unmilitärischen, undiplomatischen Sachen vorher wenig abgegeben hatte, der Thaarup und Baggesen rathen ließ, seine Mitdirektoren, die eigentlich auch nichts thaten, die aber wieder Verstand genug hatten, Rosing und Schwarz rathen zu lassen. Indessen hatte das

Ganze doch einen Anstrich von militärischer Subordination bekommen, das den Künstlern nicht zusagte, und mir am allerwenigsten. Auch fühlte ich bald einen Widerwillen, Rollen auswendig zu lernen, wovon die meisten unbedeutend und in einer schlechten Sprache geschrieben waren, so daß es mir ordentlich Mühe kostete, die Redensarten zu behalten.

Sechstes Kapitel.

Theaterleben.

Indeß hatte ich viele neue Bekanntschaften gemacht. Die Schauspieler kannten mich aber nicht recht, und weil doch ein Gerücht von meinen poetischen Neigungen ging, so nannten sie mich unter sich zum Spott: „den Mann mit den verborgenen Talenten.“ Mit einigen jungen Schauspielern besuchte ich damals oft die Billardhäuser, weil ich für dieses Spiel ordentlich eine Leidenschaft gefaßt hatte. Mein Jugendfreund W., mit dem ich jetzt wenig umging, war der beste Billardspieler in Kopenhagen geworden. Ich habe schon sein Talent zum Stoßen und Werfen früher erwähnt, und der scharfe Blick, die sichre Hand kam ihm auch später als Chirurg zu Statten; denn es währte nicht lange, so war er ein sehr geschickter Anatom und trefflicher Wundarzt. Ich selbst trieb es mit dem Billardspiele nicht weit, weil ich ein kurzes Gesicht und eine kurze Geduld hatte.

Zurückgezogen und schüchtern, wie ich war, machten die übrigen Schauspieler sich im Anfange einen falschen Begriff von meinem Charakter und meinten, daß ich träger, furchtsamer Natur sei. Indessen gelang es mir doch bald, ihnen diesen Irrthum zu benehmen, ja, sogar durch einige humoristische Einfälle ihre Freundschaft zu gewinnen. So hatten

sich eines Abends mehrere Mitglieder der Gesellschaft bei einem Wirthe versammelt, wo wir für einen bestimmten Preis gut essen sollten, und unter andern Gerichten war uns ein leckerer Hasenbraten versprochen. Es dauerte sehr lange mit der Zubereitung; die Gerichte wurden langsam aufgetragen; endlich, nach Mitternacht, ward ein Rinderbraten statt des Hasenbratens auf den Tisch gesetzt, und der Wirth entschuldigte sich damit, daß ihm der Becker den hingeschickten Hasen nicht gebraten hätte. Alle, die vorher lustig mit einander geplaudert hatten, schwiegen jetzt verstimmt und beleidigt, weil sie den Vorwand nicht glaubten; ich dagegen, der vorher geschwiegen hatte und bescheiden die Aeltern hatte reden lassen, brach plötzlich aus: „Ei, so sollte der Henker solch' einen ungeschickten Becker holen! Wo wohnt der Pfuscher?" — „Ach," sagte der Wirth, „er wohnt weit von hier, es ist sehr spät und kalt und dunkel. Jetzt kann er doch nicht den Hasen braten." — „Er hat eine ganze Gesellschaft gefoppt und zum Besten gehabt," sagte ich. „Ich wecke ihn aus dem Schlafe, er soll mir den Hasen liefern, so trage ich das Wildpret als Trophäe hieher, und wir haben uns gerächt." — Ohne weiter etwas hören zu wollen, lief ich in die Stadt zum Becker und klingelte ihn auf. Er wußte aber von nichts, er hatte keinen Hasen bekommen. Mit dieser Nachricht kam ich ganz vergnügt und gelassen zurück. Alle schlugen ein lautes Gelächter auf; der Wirth mußte beichten und Abbitte thun; ich aber hatte durch diesen Schwank einen Stein im Brette bei den Schauspielern gewonnen, und der Rinderbraten schmeckte ihnen jetzt, da sie lustig waren, eben so gut, als wenn es ein Hasenbraten gewesen wäre.

Der gute Knudsen, den ich liebte, und der nachher

mein Freund wurde, hatte mich einmal bei der Direktion angeklagt, weil er meinte, ich hätte ihn auf der Bühne zu hart in den Rücken gestoßen. Es sollte in dem vorhererwähnten Singspiele, dem Einzuge, gewesen sein, wo er als Jude den marrokanischen Prinzen machte, und wo er zum Schlusse des Stücks von den Bauerknaben verhöhnt wird. Da mochte ihn vielleicht ein muthwilliger Jüngling zu hart gestoßen haben, ich war mir aber meiner Unschuld bewußt. — Ohne etwas davon zu erfahren, wurde ich zur Inquisition citirt. In einem schönen, große Saale, im Hause des Generalmajors v. Waltersdorf, saßen er, Thaarup und Kierulf, als Direktoren, bei einem grünen Tische. Kierulf war Professor der Geschichte bei der Kopenhagener Universität. Als ich in die Schule ging, hatte er mich als Examinator öfter examinirt; seitdem hatte er aber nie zu mir gesprochen, und ich sprach auch nie zu ihm. Thaarup, der ein wahrheitsliebender Mann war, aber ziemlich stolz, ziemlich unwissend in dem, was auf der Bühne vorging, und der gern sprechen wollte, hielt mir bei'm Eintritt eine lange Rede über meine Unart und verlangte, daß ich Knudsen eine Abbitte thun sollte. Als er endlich fertig war, antwortete ich kurz: „Das ist nicht wahr!" — Nun fing er wieder zu peroriren an, ich antwortete aber wieder eben so kurz: „Das ist nicht wahr!" — Jetzt sahen sich die Direktoren an, und Thaarup äußerte: „noch nie habe ein Schauspieler gewagt, der Direktion in solchem Tone zu antworten." — Jetzt fing die Sache an Ernst zu werden, die Thränen traten mir in's Auge, ich wandte mich zu dem Chef und sagte: „Was soll ich antworten, wenn ich mich ganz unschuldig weiß? Ein Anderer mag es gethan und mich bei Knudsen verläumdet haben. Selbst hat er ja

nicht mit dem Rücken sehen können, wer ihn stieß. Ich trage gar zu große Achtung für sein Genie, für die Kunst und für die Würde der Bühne, als daß ich mich zu einer solchen Grobheit herablassen sollte. Aber nie werde ich ihm auch eine Abbitte thun. Sie mögen mich meinetwegen in's Gefängniß werfen oder mir meinen Abschied geben!" — Statt mir böse zu werden, gewann ich dadurch den Generalmajor. Er sagte freundlich: „Sein Sie ganz ruhig! Ich bin von Ihrer Unschuld überzeugt! Knudsen muß sich geirrt haben." Von dem Augenblicke an war mir Waltersdorf gewogen. Knudsen und ich sprachen von der Begebenheit gar nicht mit einander, und wurden nachher Freunde.

Zu der Zeit ward Foersom, (der nachherige Uebersetzer Shakespeares, ein guter junger Philologe und Predigerssohn aus Jütland) auch Schauspieler. Wir gingen viel miteinander um; er machte mich mit Kruse (dem nachherigen deutschen Romanschreiber) bekannt. Kruse gab damals ein Wochenblatt heraus, dessen Inhalt meist Uebersetzungen waren, doch auch Original-Aufsätze und Poesien wurden darin aufgenommen. — Ich hatte eine solche Schreibelust, daß ich beinahe das Blatt für ihn schrieb, ohne meinen Namen darauf zu setzen, und ohne Honorar zu verlangen, bloß um meine Neigung zu befriedigen. Auch schrieb ich mehrere Dramen in Ifflandischem und Kotzebuischem Geschmacke, ohne doch etwas davon drucken zu lassen, Alles blos zu meinem eigenen Vergnügen. Freilich mußten meine Freunde oft herhalten und meine mittelmäßigen Nachahmungen mittelmäßiger Originale vorlesen hören. Ueberhaupt hatte mein ganzes Wesen noch einen sehr kindlichen und beinahe kindischen Anstrich. Es amüsirte mich gar nicht, Liebhaber zu spielen, und es hat mich nie

amüsirt. Damals fühlte ich noch nicht die Macht der Liebe, als ich sie aber fühlte, schien es mir unmöglich, zu spielen, was völlig Ernst war und von so zarter, verschämter Natur, daß es mir schien, die Liebe könne eben so wenig ihr Inkognito verlassen, ohne sich travestirt zu fühlen, als wenn die Schmetterlingsflügel nach derber Berührung ihren schönen Farbenstaub noch behalten könnten.

Auch für das Zechen und für die Lustgelage hatte ich keinen Sinn; mich freute mehr ein kleiner, häuslicher, idyllischer Kreis. Einst war ich mit Foersom, Kruse und mehreren Andern an einem Orte, wo gezecht werden sollte. Der Punschnapf wurde dampfend auf den Tisch gesetzt, er roch gut, und Foersom fängt an, den Punsch ziemlich stark zu rühmen. Ohne ein Wort zu sagen, nehme ich mein Schnupftuch und werfe es in den Punschnapf. Foersom sagte: „Das ist pueril!' Ich nahm das leichtschwimmende Schnupftuch wieder aus der Bowle, zeigte es der Gesellschaft, daß es ganz rein und schneeweis wäre. Darauf verbeugte ich mich sehr vornehm gegen Foersom und ging meines Weges.

Zwei große Männer starben zu dieser Zeit kurz nach einander, Bernstorf und Suhm. Sie wurden von großen Volkskolonnen zu Grabe geleitet, und ich sang mit in den Chören zu ihrer Gedächtnißfeier. Auf Bernstorfs Verdienst verstand ich mich damals nicht, denn die Politik interessirte mich noch gar nicht, und weil die Gräuelperiode der französischen Revolution in meine Kindheit eingefallen war, so entging ich dadurch der Gefahr, von einem Schwindel ergriffen zu werden, der viele gute Köpfe verwirrte und aus dem natürlichen Gleichgewichte brachte. Freilich hatte ich oft meinen Vater mit seinen Freunden von den

Schreckensbegebenheiten sprechen hören; das war aber immer in dem Tone des Bürgers in Göthes Faust:

„Nichts bessers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten, weit, in der Türkei,
Die Völker auf einander schlagen.
Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus
Und sieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten;
Dann kehrt man Abends froh nach Haus,
Und segnet Fried' und Friedenszeiten."

Suhm kannte ich dagegen sehr gut; die ersten Theile seiner dänischen Geschichte und sein Buch von Odin hatte ich mit großer Aufmerksamkeit gelesen. Seine Gedächtnißfeier wurde in einem großen literarischen Klub gehalten. Diesen nannte man gewöhnlich, nach einem der Stifter, Dreyers Klub. Nach Beendigung des Konzerts wurden Erfrischungen herumgetragen. Kaum hatte ich ein Glas Punsch in die Hand bekommen, so geht mir ein freundlicher Mann entgegen. Ich erkenne gleich, daß es Rahbek ist; er hatte einmal in der Schule eine Rede gehalten; sein witziger, geistreicher Zuschauer war meine wöchentliche Lektüre, wie seine Minerva meine monatliche. Seine Lieder und Erzählungen hatten mir viele Freude gemacht. Er war sehr geachtet, und hatte einen großen Einfluß auf den Geschmack und auf die öffentliche Meinung. Er kommt mir also lächelnd entgegen, fragt: „Ist das nicht Oehlenschläger?" Und als ich mit Ja antworte, sagt er: „Nun, dann wollen wir Brüderschaft trinken!" Ich, der achtzehnjährige Jüngling mit „den verborgenen Talenten" — staunte über diese Ehre und hätte beinahe das Glas fallen lassen, als er wirklich gleich, mitten im großen Kreise, Ernst daraus machte.

Nachher erfuhr ich, daß es seine Gewohnheit war, gleich Brüderschaft mit den Menschen zu trinken, die er gut leiden mochte, weil ihm das fremde Sie unangenehm und frostig im Gespräche schien.

Doch blieb es bei Rahbek nicht bei der bloßen Ceremonie, er behandelte mich wirklich nachher, wie ein älterer Bruder, und lud mich zu sich ein auf sein schönes Hügelhaus in der Friedrichsberger Gegend; seine geistreiche, witzige Frau, ein Fräulein Heger, die er eben geheirathet hatte, war eben so freundlich. So ward das Hügelhaus bald mein liebster Aufenthalt, und die geistreichen Gespräche Rahbeks und seiner Frau trugen viel zu meiner Bildung bei, wie es mich denn auch freute, wenn er mir etwas von Ewald und Wessel erzählte, oder von seiner Reise in Deutschland, wo er ein Jugendfreund Schillers und Ifflands, und ein Schooskind Schröders gewesen war.

Aber auch in dem Hause, wo ich wohnte, machte ich sehr wichtige Bekanntschaften. Mein Vater hatte mir Kost und Logis bei einer reichen Witwe, einer Madame Möller, verschafft, die eine sehr einbringende Färberei nach dem Tode ihres Mannes mit Ordnung und Fleiß trieb. An ihrem Tische traf ich gleich zwei junge Neffen, die frisch aus der Provinz (von Langeland) angekommen waren, um in Kopenhagen zu studiren. Sie hatten schon ihre Examina gemacht, der eine war Jurist, der andere wollte Physiker sein. Sie waren gleich sehr offen gegen mich; in diesen Lebensjahren schließt sich eine Freundschaft leicht, und wir waren schon Freunde, als ich noch nicht recht ihren Namen wußte, denn ich erinnere mich deutlich, daß ich in mein Tagebuch schrieb: „Heute machte ich der jungen N. N.

Bekanntschaft. Das sind zwei exzellente Menschen, und wir werden gewiß Freunde werden."

Den Tag darauf frug ich wieder nach ihrem Namen und hörte dann recht deutlich, daß sie Oersted hießen.

Wir waren seitdem in sieben Jahren tägliche Tischgenossen, und wie die Freundschaft sich noch auf doppelte Weise verknüpfte, werden wir später hören.

Die Oerstede wohnten auf Ehlersens Kollegium und studirten mit großem Fleiße. Anders Sandöe Oersted war besonders der Philosophie ergeben, und hatte schon in seinem neunzehnten Jahre Kants und Fichtes Schriften mit großer Gründlichkeit studirt. Das hatte auch zum Theil der Bruder, Johann Christian, doch war er zugleich der Poesie ergeben, und wir theilten einander einige unserer ersten Versuche mit. Die Oerstede lebten sonst mit Niemandem, gingen im Winter in großen Surtouts einher, die ihnen beinahe wie Schlafröcke bis zu den Fersen herunter reichten. Um nun nicht in die Oberröcke zu treten und zu fallen, klammerten und lehnten sie sich im Gehen fest an einander, so daß sie beinahe wie ein zusammengewachsenes Zwillingspaar aussahen. Aber für alle Studenten, die sie kannten, glänzten sie wie Dioskuren, und auch ältere Gelehrte ahnten bald, was in ihnen wohnte. Und lange blieb es nicht verborgen. Durch akademische Preisabhandlungen und gewonnene Goldmedaillen zeigten sich bald die Früchte ihres Geistes und ihres Fleißes.

Wenn ich nun die Oerstede auf Ehlersens Kollegium besuchte und oft ganz allein in der Bibliothek stand, so ward mir wunderlich zu Muthe. Es war mir, als ob mich die alten und neuen Bücher, in Pergament und in glänzenden Bänden, ernst und wehmüthig betrachteten, als

ob sie mich fragten: „Warum hast Du uns verlassen?“ — „Ach!“ dachte ich dann, „was soll aus dir werden?“ — Zum Schauspielerstande hatte ich schon gar keine Lust mehr. Das eitle, vorlaute Wesen des unwissenden, ungebildeten Haufens ekelte mich an. Der Umgang mit einigen jüngern Leichtsinnigen aus der Gesellschaft hätte mich doch leicht verderben können. Die großen Talente ehrte ich immer noch, aber die konnte ich ja eben so gut aus der Ferne bewundern. Die Abhängigkeit drückte mich, und das doch nicht ganz verschwundene Vorurtheil gegen den Stand ärgerte mich. — So traf mich Johann Christian Oersted und flößte mir Muth ein. Er rieth mir, die Bühne gleich wieder zu verlassen, das lateinisch-juridische Vorbereitungsexamen zu machen, Jura zu studiren und Advokat zu werden. Dann brauchte ich kein Griechisch; und Anders Sandöe Oersted wollte mich manuduciren. — Ich war wieder wie im Himmel, ich sprach mit meinem Vater, er ließ mir, wie gewöhnlich, meinen Willen; ich schrieb ein Paar spröde Zeilen an die Theaterdirektion, die sich, wie es meiner jugendlichen Eitelkeit dünkte, gar zu wenig um mich bekümmert hatte, und eine Woche darauf hatte ich meinen Abschied.

Siebentes Kapitel.

Der Studiosus Juris.

Jetzt fing ich wieder, im neunzehnten Jahre, ziemlich fleißig zu studiren an, das will sagen, Latein zu lernen und zu schreiben; das Uebrige, was ich zum Vorbereitungsexamen brauchte, wußte ich schon so ziemlich, nur mußte ich noch Risbrighs Logik lernen, welches mich etwas langweilte, und ich konnte nicht begreifen, warum man, um klar und ordentlich zu denken, sich in solche steife und wunderliche Formen einschnallen müßte. Indeß war der alte Risbrigh ein gelehrter, trefflicher Mann, und ich zweifle nicht, daß der Fehler an meiner Jugend gelegen hat, daß ich keinen Geschmack an seiner Logik fand. Das einzige, was ich noch von dieser Logik weiß und nie vergessen werde, ist folgender sehr gesunde, richtige Gedanke, der jedem Richter und besonders Kunstrichter an's Herz gelegt werden sollte:

„Um kein unrichtiges Urtheil zu fällen, muß man oft sein Judicium suspendiren.“

Anmerkung.

„Um nicht immer sein Judicium zu suspendiren, muß „man Primo sich einen Vorrath von Kenntnissen er„werben; Sekundo Klarheit in diesen.“

Ich hörte keine Vorlesungen bei den Professoren, und doch ging es mit dem Examen recht gut. nur wurde ich nicht ausgezeichnet, was ich gehofft hatte, weil ich mehr angab und konnte, als zu diesem Examen gebräuchlich war.

Jetzt freute es mich sehr, den Horaz kennen zu lernen. Von Virgil hatte ich schon die Hälfte des ersten Buches der Aeneide in schlechten Hexametern übersetzt. Ich erneuerte des Sekretair Sanders (Niels Ebbesens Verfasser) Bekanntschaft; in der Schule hatte er mich ein halbes Jahr Deutsch gelehrt. Ich las ihm diese Uebersetzung vor, die er recht artig fand. Sander war ein kleiner, kränklicher Mann, ein guter Kopf, von den besten deutschen Schriftstellern gebildet. Er war in Deutschland Erzieher mit Basedow gewesen und hatte mehrere schon vergessene Romane in deutscher Sprache geschrieben. Als Hauslehrer des Grafen Reventlau war er nach Dänemark gekommen, hatte sich auf die dänische Sprache mit vielem Erfolg gelegt und endlich Niels Ebbesen geschrieben, welches Trauerspiel ein außerordentliches Glück machte, so daß Sander jetzt mit zu den größten dänischen Dichtern gerechnet wurde. Kann man es dem kränklichen Manne verdenken, daß er überschnappte und nachher einen vorherigen Schüler mit bitterm Hasse verfolgte, der ihn, wie er glaubte, mit Unrecht verdunkelte? — So lange ich Sander meine dramatischen Versuche vorlas und sie von ihm geduldig kassiren ließ, hörte er mir mit freundlicher Aufmerksamkeit zu und hegte von mir die beste Hoffnung. Wie ich aber anfing, selbstständig zu wirken, war es vorbei, und er fand, daß an mir Hopfen und Malz verloren sei.

Ich muß ihm zum Ruhme nachsagen, daß er mir sehr richtige Anmerkungen machte, wenn ich ihm meine unreifen

Jugendversuche mittheilte; auch verdanke ich ihm Goethes Bekanntschaft. In meinem neunzehnten Jahre hatte ich — unbegreiflicher Weise — noch nichts von diesem großen Genius gelesen. Man hatte nur immer von Goethe gesprochen, als von einem überspannten Schwärmer, der junge Leute dazu verführen wollte, sich selbst eine Kugel vor den Kopf zu schießen. Die Uebersetzung der Leiden des jungen Werthers war verboten worden. So glaubte ich lange, daß Goethe ein unmoralischer Schriftsteller sei, dessen Werke jungen Leuten zu lesen nicht gezieme. — Auch Sander sprach von Goethe mit einer Art von Schauder, als von einem Manne mit wilden, stolzen Leidenschaften, der sein schönes Genie gemißbraucht habe; doch könne man ihm Genie nicht absprechen, vielmehr müsse man gestehen, daß er solches in einer ungewöhnlichen Portion besäße. Sander lieh mir von seinen Werken, mit ängstlicher Vorsicht, als wenn es Pulver und Pistolen, oder giftige Arzeneien gewesen wären, die aber so leicht schaden, als nutzen könnten; und mit großer Neugierde trug ich Werthers Leiden und Götz von Berlichingen nach Hause.

Von Schiller hatte ich schon die früheren Schriften gelesen. Ich erinnere mich noch deutlich, daß die Räuber einen starken Eindruck auf mich machten; besonders Karl Moors liebenswürdige Schwärmerei und edle Schwermuth, mitten im Kreise der herrlich geschilderten Vagabunden; wo die schönen Reste einer edeln Natur im derben Schweizer einen so starken Gegensatz zu dem niederträchtigen Spiegelberg machten, in welchem ich einige Aehnlichkeit mit einem alten Jugendbekannten, dem französischen Cartouche, zu finden glaubte. Das Abenteuer Rollers, wie er im Armensünderhemde mit dem Stricke um den Hals vom Gal-

gen kommt, ergötzte mich sehr; Karls unglückliche Liebe rührte mich, und in der letzten Scene, wo er hingeht und sich selbst der Gerechtigkeit überliefert, war ich ganz mit ihm versöhnt und fühlte ein inniges Mitleiden mit dem schönen, unglücklichen Jüngling.

Von den Eindrücken des Fiesko und der Kabale und Liebe weiß ich mir jetzt nicht mehr genaue Rechenschaft zu geben. Ein Bild italienischer Ueppigkeit und Leidenschaft ist mir gewiß in Fiesko aufgegangen; in Kabale und Liebe schien mir mein alter Bekannter Iffland auf Kothurnen wieder aufzutreten. Don Carlos hatte ich mit großer Ehrfurcht gelesen. Den Marquis Posa liebte ich, weil er liebenswürdig ist. Das Unhistorische seines Charakters merkte ich noch nicht. Das herrliche Portrait Philipps des Zweiten machte mich schaudern; ich erstarrte, wie Eis, vor seiner kleinlichen Größe. — Wie sehr mir der Geisterseher behagte, erinnere ich mich noch sehr deutlich: Ich fühlte tief das Wunderbare darin, welches nicht in den Wundern besteht — denn das ahnet man gleich, daß sie Betrügereien sind — sondern in den Schilderungen der Menschenseelen, in denen, wie Lessing sagt: „der Saame zum Wunderglauben liegt.“ Doch tantalisirte mich das schöne Buch, weil es nur ein Fragment war. Es war mir noch nicht klar, daß es nur ein Fragment sein könne, und daß die Dissonanz nicht aufgelöst werden dürfe, wenn das Geheimniß, hier wie in der ewigen Natur, ein Geheimniß bleiben sollte.

Jetzt las ich Goethes Götz von Berlichingen mit demselben Genuß, als ich in meiner Kindheit meine Lieblingsbücher gelesen hatte. Das will sagen: ich merkte gar nicht, daß ich las, und daß es Poesie war. Es war die

Begebenheit selbst, die ich erlebte. Ich war nach Deutschland in die Zeiten des Faustrechts hinversetzt und sah da das große Bild eines Ritters, der das treuste, edelste Herz und den liebenswürdigsten Charakter zeigt, ohne sich doch ganz von den Vorurtheilen und übeln Gewohnheiten seiner Zeit losreißen zu können, deren Opfer er wird. Allein das macht ihn eben im höchsten Grade poetisch. Ich folgte Goethes Geiste, wie der treue Knappe Georg seinem Herrn in die Schlacht, ich kroch in den großen Dichterharnisch, und obschon ich ihn noch nicht ausfüllen konnte, so ermuthigten mich Götzens Worte: „Die kommenden Zeiten brauchen auch Männer!“ Ich tröstete mit Götz den armen Mönch. Ich besuchte den Bischof von Bamberg und trank noch besser, als seine Gesellschaft; denn sie bekamen nur guten Rheinwein, ich aber trank den herrlichsten Dichterwein. Ich hörte Liebetraut tändeln, während Goethe ernst dichtete. Ich verliebte mich, wie Franz, in die schöne, stolze, sinnliche Adelheid. Ich beklagte, daß er nicht, wie ich, Götzens Georg zum Freunde gehabt; denn der würde ihm gewiß von dem Schurkenstreich abgerathen haben. Ich bewunderte den feinen, schwankenden, vornehmen Ultra, den Weislingen, ich haßte ihn; allein, als der Tod seine kalten Scheitel berührte, da war ich mit ihm versöhnt, und es freute mich, als Maria ihn noch in der Todesstunde besuchte. Bei Götz auf der Burg war ich zu Hause, wie bei meinen Aeltern auf Friedrichsberg. Ich freute mich, daß es nicht vornehmer da zuging, daß der Ritter so patriarchalisch und idyllisch, wie Abraham unter seinen Hausleuten, saß. Die letzte Flasche, und der letzte Tropfen — und „es lebe die Freiheit!“ füllten meine Augen mit Thränen und meine junge Brust mit großen Ahnungen. — Ich habe

schon erzählt, daß ich mitunter den Bleideckern auf's Dach gefolgt war, also war es mir ein Leichtes, dem Georg zu helfen, die bleierne Rinne vom Dache herunter zu holen. Zwar hielt ich's mit den Bürgern, allein Bürgerdummheit war mir immer eben so verhaßt, wie Adelsdummheit, und es freute mich, als Götz mit der eisernen Hand die Philister von Zahnweh, Kopfweh und allem möglichen Weh kuriren wollte. Wie gern streifte ich im Walde mit den Zigeunern. Ihre wilde Wirthschaft hatte noch etwas Tröstliches, in ihrem Staate ging es doch toller her, als im heiligen römischen Reiche zu jenen Zeiten. Mitten im Wirrwarr, und während der mannigfaltigen Verbrechen, rief die Stimme des heiligen Gerichts, wie grandiose Posaunentöne am jüngsten Gericht; da hörte ich wieder Voglers Orgel. Und im kleinen Klostergarten sah ich des sterbenden Helden unsterbliche Seele, wie einen schönen Vogel, aus den Bäumen sich in die Wolken verlieren.

Und dieses Meisterstück, dieses Produkt des herrlichsten Dichtergeistes hörte ich nachher heruntersetzen, weil es keinen Zusammenhang hätte. Ach, ihr Philister! Ihr zusammenhängenden Menschen! Nie werdet ihr klug, nie werdet ihr lernen, den Kern der Schaale vorzuziehen. Wie kalten Chinesen imponirt euch immer die äußere Form. Ein zusammenhängendes Schaffott, wo ein tragischer Verbrecher hingerichtet wird, kann euch jeder poetische Tischler machen; — doch — solch einen Straßburger Münster bauen — —

Werthers Leiden freuten mich eben so sehr, wie Götz von Berlichingen; und so höchst verschieden, wie auch die Werke waren, fand ich doch in beiden eine gewisse Aehnlichkeit. Dort eine schöne Darstellung der politischen Zerrissenheit, wo ein edler Geist mitten in den wilden Be-

gebenheiten wirkt und zuletzt den Umständen unterliegt; hier eine eben so herrliche Schilderung der Zerrissenheit der Seele, wo ein edles Gefühl mitten in den wilden Leidenschaften sich äußert und auch zuletzt durch unglückliche Umstände zu Grunde geht. Das Buch rührte mich sehr, betrübte mich aber nicht, denn es schilderte ja nur — wie alle guten tragischen Bilder — das Schöne des Unglücks. Zu diesen herrlichen, wechselnden Gefühlen, Ansichten der Natur, großen Ideen, Begeisterungen, auch zu diesen meisterhaft geschilderten, belehrenden Irrungen des Geistes, war Werthers Unglück eben so nothwendig, wie die Flut, um das Mühlrad herumzutreiben, wie die Sonneverbergenden Wolken, um das schöne Licht- und Schattenspiel der Morgen- und Abendröthe hervorzubringen.

Ich fühle wohl, indem ich diese und ähnliche Gedanken äußere, daß ich die reifere Anschauung des Mannes mit dem Gefühlsgenusse des Jünglings etwas vermische. Wer kann es anders? Und deshalb hat wohl auch Goethe seine Erinnerungen Wahrheit und Dichtung genannt. Er hat gewiß aber nicht damit gemeint, daß man etwas von beiden in seinem Buche finden würde, sondern nur, daß beides in beiden sei, so daß die Dichtung immer eben so wahr, wie die Wahrheit zur Dichtung gebildet sei.

Ich bin mir vollends bewußt, daß ich als Mann keinen Gedanken gehabt, der bei mir als Kind nicht schon wie ein Traum in der Knospe schlummerte. Und noch kann ich wie ein Kind, wie ein Jüngling genießen, mich an schönen Einzelheiten erfreuen und mich in einer Darstellung so illudiren, daß ich darüber Kunst und Reflexion ganz vergesse. Wer das nicht länger kann, hat verloren und durch seine Bildung, seine philosophische Erkenntniß nichts

gewonnen. Denn wir sollen vom Baume der Erkenntniß essen, ohne aus dem Paradiese verjagt zu werden; wir sollen wieder, wann wir wollen, zum Lebensbaume zurückkehren können; sonst hat unser Hochmuth gesündigt, und wir erkennen zuletzt nichts, als unsere eigne Nacktheit.

Die ästhetische Rosenessenz, von unzähligen Blumen herausgepreßt, ist stark und riecht gut — oft beinahe gar zu gut — nach Rosen! — Rosen sind aber die kräftige Essenz nicht mehr, und Wer, den Essenzverkäufer ausgenommen, liebt doch nicht mehr die einzelne poetische Rose, wenn sie wieder blüht, die nicht so stark, aber süßer, himmlischer duftet!

O wie gern, Werther, kehre ich zurück zu deinen ländlichen Schwärmereien, wie du mit den kleinen Kindern sprichst, im hohen Grase liegst, mit der schönen Lotte Zählens spielst, während dein Schicksal draußen donnert und warnt. Tag für Tag lebe ich mehr mit dir, und erschöpfe mich in Herzensergießungen über Natur und Liebe, und sehe den schönen Frühling, den warmen, homerischen Sommer in welken Herbst sich verwandeln, wo Ossian stürmt und erscheint wie ein bleicher Mond in Trauerwolken, bis der weiße Schnee deinen kleinen Hügel deckt. Ach, dein Unglück war nicht groß, du starbst im schönen Rausche der Liebe, wo der Mensch so ganz die Eigenliebe vergißt, daß ihm sogar der sonst so grause Tod reizend und süß wird. Aber Lotten beklage ich mehr, die den langen, freudenlosen Weg mit dem kalten Albert gehen mußte, den sie nicht liebte, und wo nur Pflichten, wie blätterlose Bäume am Wege gepflanzt, keinen Schatten gewährten.

Die Philister klagen darüber, daß Werthers Leiden einige schwärmerische Jünglinge zum Selbstmorde verführt

haben. Und deshalb sollte Goethe das Buch nicht geschrieben haben? — So sollte man auch keinen Brunnen graben, weil unvorsichtige Knaben zuweilen hinunterfallen. In Werthers Leiden ist eine wahre Lebensquelle, und wie viele Geistesdurstige haben nicht aus dieser schönen Quelle einen Labetrunk geschöpft?

Wollte die Seichtheit doch mitunter daran denken, wie viele langsame Selbstmorde prosaischer Egoimus, kleinlicher Eigennutz und vorsichtige, feige Schlauheit hervorbringen! Sie verhalten sich zu dem Selbstmorde einer überspannten, idealischen Begeisterung, wie Tausend zu Einem.

Zu dieser Zeit, wie ich mich eben recht darnach sehnte, einen wahren Dichter kennen zu lernen, traf es sich, daß Baggesen wegreisen wollte, um, wie man meinte, im Auslande zu verbleiben. Ich hatte seine komischen Erzählungen, seine Jugendarbeiten und sein Labyrinth mit großer Freude oft gelesen. Die wunderliche Mischung von Witz und Gefühl, von Begeisterung und Spott, von Vielseitigkeit und stark hervortretender Persönlichkeit erinnerte mich etwas an Jean Paul, obschon ich freilich bald in Baggesens graziösen Plaisanterien das große Herz und die Tiefe jenes unsterblichen Geistes vermißte. Dank konnte er aber wieder so allerliebst hübsche, fließende Verse machen! Auch seine Lebensgeschichte, daß er als armer Knabe auf dem Lande in der lateinischen Schule so viel hatte ausstehen müssen, rührte mich. Trotz Armuth und Krankheit war er immer lustig geblieben, nur Liebe konnte ihn wehmüthig und betrübt machen.

Eine ritterliche Verehrung und Anbetung des schönen Geschlechts, eine starke Begeisterung für die erhabene Natur zeichnete ihn vor andern Komikern aus. Daß er nicht den

gesunden Menschensinn eines Holbergs oder Wessels hatte; daß er zwar brillanter in seiner Satyre war, aber weniger solid und wahr; daß seine Begeisterung sich oft in Schwulst verlor, konnte ich noch nicht so recht merken. Ich liebte diesen Proteus.

„Siehe, zuerst erschien er ein bärtiger Leu des Gebirges,
Wieder darauf ein Pardel, ein Drach' und ein mächtiges Waldschwein;
Floß dann in Wasser dahin, und sproßt' als Baum in die Lüfte."

Ich wollte ihn gern greifen und recht persönlich in der Nähe betrachten, bevor er wieder in's Wasser hinaus plumpte und vielleicht für immer die Insel verließ.

Auf der Bühne hatte ich ihn freilich als administrirenden Direktor, im großen gelben Surtout oft gesehen. Da lief er aber unstät umher, wie in Meeresnoth ein Schiffer auf dem Verdeck, der die Schifffahrt nicht recht versteht und sich Alles von den Nächstkommandirenden sagen lassen muß. Da war er mir auch zu vornehm; der Abstand zwischen uns war zu groß, und ich wagte mich nicht, ihm zu nahen.

Alles, was ich mich noch von seiner Administration erinnere, ist, daß meine Augen mitunter, wenn er vorbei ging, auf das Merkmal eines Plätteisens hinten in seinem Surtout fielen, woraus ich sah, daß man einmal in der Geschwindigkeit den Surtout statt eines Streichtuches gebraucht habe. Auch weiß ich noch, wie eine Schauspielerin, die nicht viel Talent besaß, die aber immer sehr häuslich mit Zwirn und Nähnadeln versehen war, ihn im Fluge hemmte, um einen Riß hinten im Surtout wieder zusammen zu nähen, wobei er sich sehr höflich, zugleich aber etwas verlegen gebehrdete.

Jetzt wollte er wegreisen, uns vielleicht auf ewig ver-

lassen; er hatte geäußert, er wolle künftig nicht mehr dänisch, sondern nur deutsch dichten. Alles das betrübte uns, seine jungen Verehrer, sehr. Es war, so zu sagen, der künstliche oder bürgerliche Tod eines schönen Geistes, den wir zu betrauern hatten.

Johann Christian Oersted und ich faßten in diesem Gefühle den Entschluß, ein Fest bei seiner Abreise im Dreyers Klub zu bereiten. Wir ließen ein Einladungsschreiben herumgehen, und obschon Baggesen schon damals unter ältern Männern von Gewicht viele Gegner hatte, die gerade heraus sagten, daß er es nicht verdiene, so setzten wir es doch durch. Er ward in den Klub zu einem Abendmahle eingeladen, wo ein Abschiedslied, von mir verfaßt, gesungen wurde, das die Gesellschaft für ihn begeisterte, und welches er mir, von seinen Thränen durchnäßt, zurückgab, indem er mich umarmte, küßte und mir „die dänische Leier" vermachte, die er ferner nicht mehr zu schlagen gedachte. — Einige Tage darauf reiste er ab, und ich versprach die Korrektur seiner dänischen Gedichte zu besorgen, die gesammelt herausgegeben werden sollten.

So machte ich die Bekanntschaft eines Mannes, der nachher, ohne Grund, mein bitterster Feind wurde.

Achtes Kapitel.

Verlust und Gewinn.

Indeß kränkelte meine Mutter mehr und mehr, und näherte sich dem Grabe. Sie hatte immer an meinem Schicksal herzlichen Theil genommen; sie hatte mir nicht nur das Leben geschenkt, sondern durch Raschheit und mütterliche Pflege in Kinderkrankheiten mehrere Mal das Leben gerettet. Sie liebte mich sehr, und ich sah ihr sehr ähnlich. Das Gefühl der Wehmuth und den Ernst verdanke ich ihr; so wie ich meinem Vater Gesundheit und Heiterkeit verdanke. Imagination und Feuer hatten sie beide; er mehr zum Lustigen. Das Tragische habe ich von meiner Mutter geerbt. — Und doch sollte sie gar keine Früchte meiner Muse sehen und sich daran erfreuen. Gar kein Lorbeerblatt sollte ich ihr bringen und mit ihr theilen! Nur auf ihr Grab konnte ich es legen. O wie würde sie das gefreut haben, wenn sie eine Ahnung davon gehabt hätte, daß etwas mehr als ganz Gewöhnliches aus ihrem Sohne werden sollte. Allein, das hatte sie doch! Meine ersten schwachen Jugendversuche theilte ich ihr mit, und sie freute sich darüber.

Den Abend, als ich zum ersten Male die Bühne betreten sollte, war mein Vater im Schauspiel. Meine

Mutter und Schwester blieben zu Hause. Im kalten, dunkeln Winterabend, im Augenblicke, als das Stück anfangen sollte, konnte meine Mutter nicht vor Unruhe in der Stube bleiben; sie ging hinaus in den Bogengang, der den Hof umschließt, weinte und betete zu Gott für mich. So traf sie des Wächters Frau, die ihre Gemüthsbewegung ganz mißverstand. „Ach, Madam," sagte sie, „weinen Sie nicht so sehr! Er kann sich ja noch bekehren!"

Von dieser Bekehrung, die die gute Wächterin als Prophetin gewahrsagt hatte, war meine Mutter noch Zeuge, und obschon sie gar nichts gegen meinen ersten Vorsatz gehabt hatte, freute sie doch der geänderte Lebensplan, weil sie fühlte, daß mein schüchternes, reizbares Wesen Freiheit und Ruhe bedürfe, um gedeihen und wirken zu können.

So sah ich sie denn dahin sinken, nachdem sie einen liebevollen Abschied von uns allen genommen. Ich sah ihre Augen, die den meinigen so ähnlich waren, nach und nach erlöschen, und den Blick das Bewußtsein verlieren. Die Hände, die mich so oft getragen und gepflegt hatten, sah ich zum letzten Male, mit nichts mehr beschäftigt, in dem gewöhnlichen Todesspiele auf dem Bettlaken. So schlief sie ein; mein Vater drückte ihr die Augen zu — und nun ruht sie auf dem Friedrichsberger Kirchhofe, wohin mein Vater und meine Schwester ihr gefolgt sind, und wo ich auch einmal zu ruhen wünsche.

Vergieb, lieber Leser, wenn ich dich ein wenig betrübt habe! Wer einem Menschen durch's Leben folgen will, muß Freuden und Kummer mit ihm theilen. Ich werde dich jetzt wieder aus dem Schatten in Sonnenschein führen.

Gleich nach dem Tode meiner Mutter machte ich auf dem Hügelhause die Bekanntschaft der Schwester der Pro-

fessorin Rahbek, der Tochter des Justizraths, nachherigen Etats- und Konferenzraths Heger, Christiane Georgine Elisabeth, ein schönes Mädchen von siebzehn Jahren, voll und kräftig, mit großen, blauen Augen, schneeweißem Teint, Rosenwangen und mit einem Haarwuchse, desgleichen ich sonst nie gesehen habe; denn wenn sie die langen, blonden Aschenhaare niederfallen ließ, konnte sie sich ganz darin verbergen. Sie war gebildet und witzig, wie die Schwester. Das erste Mal, als ich sie sah, band sie einen Kranz von Kornblumen, blau wie ihre Augen. Ich besitze den Kranz noch, und die abgefallenen Blätter sind noch blau.

Wie gern ich jetzt nach dem Hügelhause ging, läßt sich denken. Nach einem schönen Spaziergange traf ich da einen humoristischen Dichter, eine lustige, witzige Freundin, seltne Gastfreiheit und meistens ein schönes Mädchen, das sehr fleißig bei ihrer Handarbeit saß, in deren Augen ich aber, wenn sie das Gesicht bei meinem Hereintreten vom Nähzeuge erhob, ein gewisses Vergnügen zu lesen glaubte.

Nun ging es denn bei lustigen Gesprächen und Erzählungen, bei gutem Essen und gutem Weine, ganz vortrefflich. Die Rahbek hatte eine eigene Art, sich Anhänger und Bewunderer zu verschaffen. Sie foppte sie unaufhörlich, merkte ihnen ihre Eigenheiten und Drolligkeiten ab, hatte sie auf die reizendste Weise deswegen zum Besten, stellte ihnen mit unendlichem Witze ihre Persönlichkeiten dar, (denn wie alle die Heger, hatte sie ein großes Talent, andrer Menschen Stimmen und Manieren nachzuahmen,) gab ihnen Spitznamen, und kein Mensch wurde von ihr bei seinem rechten, christlichen Namen genannt. So nannte

sie mich den Adagiospieler, weil ich mit einem gewissen Adagiospieler Aehnlichkeit haben sollte. Ihre Schwester nannte sie Atair, weil sie einmal diesen Stern genannt hatte und die Rahbek fand: es wäre zu viel Astronomie für ein Frauenzimmer. Rahbek selbst, der etwas Diogenes'sches in seiner Art hatte, mußte mit unzähligen Namen vorlieb nehmen. Meine Schwester hieß: „Oder so etwas!“ weil sie oft im lebhaften Gespräche diese Worte wiederholte. Mein Vater hieß Polekum, weil er mit seiner weichen und hurtigen Zunge meistens Polekum statt Publikum sagte.

Auch Fremde wurden von dieser Anabaptistin umgetauft; und da konnte wohl verdienterweise mitunter ein Spottname mit unterlaufen, sonst wußte sie mit großer Anmuth und Feinheit Achtung und Schonung mit Ausgelassenheit zu verbinden; so daß Jeder wünschte, von ihr einen Spitznamen zu bekommen. Weil nun alle diese Benennungen einen historischen oder allegorischen Grund hatten, so bildete sich nach und nach auf dem Hügelhause unter uns eine Art von Mythologie, in der man bewandert sein mußte, um die Kunstwerke der Laune und des Witzes recht begreifen zu können. Ein Neuling würde kein Wort von unsern Redensarten verstanden haben.

Begleitete ich nun Christiane nach einem solchen lustigen Abend im schönen Mond- oder Sternenschein nach der Stadt, so verstummte plötzlich die Lustigkeit; ich war einsylbig und verlegen, ganz ernst, und sie auch. Meistens gingen wir schweigend Arm in Arm in unsern eigenen Gedanken. Endlich gab die Liebe mir Muth, die mir so oft den Muth benommen hatte, ich rückte stotternd mit einer Liebeserklärung heraus — sie verstand meine Apho-

rismen ganz wohl — und obschon sie mir nicht gleich entgegenkam, entließ sie mich doch ohne Verzweiflung.

Bald erlaubte sie mir, mit ihrem Vater zu sprechen. Ich kannte ihn noch nicht. Es war ein merkwürdiger Mann. Er war Witwer und bewohnte mit der Tochter das unterste Stockwerk seines großen Hauses, wobei ein schöner Garten war. Er war vor dem Bombardement sehr wohlhabend. Sein Vater hatte ihm noch eine vormals sehr einträgliche Brauerei hinterlassen; und der Sohn, der studirt hatte, Jurist und Richter im Landesobergerichte war, konnte doch leicht auch, mit wenig Mühe, diesem Geschäfte die nöthige Aufmerksamkeit widmen, weil er zu allen mechanischen Beschäftigungen und Künsten ein entschiedenes Talent besaß. Weil er nun wohlhabend war, so trieb er viele Künste zu seinem eigenen Vergnügen, und obschon er es natürlicherweise nicht in allen zur Meisterschaft bringen konnte, so brachte er es doch in vielen Dingen zum Erstaunen weit.

So hatte er nach seinem eigenen Plane sein neues schönes Haus gebaut und noch dazu die Zeichnung zu einem andern großen Hause gemacht, das in Kopenhagen steht. Er war ein recht guter Schmidt, ein guter Tischler und Drechsler. Auf die Gärtnerkunst hatte er sich vorzüglich gelegt und wetteiferte mit seinem Freunde, einem königlichen Gärtner, wer die ersten und besten Erdbeeren haben könnte. Er zeichnete selbst recht gut und beschäftigte einige junge Maler in seinem neuen Hause mit Dekorationsmalereien. Auch Thorwaldsen brachte ein Paar Jahre die Abende oft bei ihm zu, und zeichnete mit Bleistift lustige Bilder für Margaretha (die Rahbek) und für Christiane, die noch klein war. Schulz war Hegers Freund

gewesen, von ihm hatte er etwas von der Komposition gelernt; er setzte selbst artige Singweisen und spielte sie auf dem Klavier. Sehr gern saß er so in seiner Einsamkeit und phantasirte recht geistreich. Dann hatte er sich noch besonders auf die Optik gelegt; er schliff Gläser zu großen Fernröhren, machte die Papparbeit dazu und schrieb ein kleines Buch in französischer Sprache über die Optik. Mit Papparbeit wußte er besonders fein umzugehen; er verfertigte die schönsten Schachteln, sehr dauerhaft, mit hübschen, selbstgemalten Landschaften, und einem trefflichen Lackfirniß überzogen. Seine Papparbeiten waren berühmt, er war sehr freigebig damit, und seine Tochter, die Rahbek, lernte ihm die Kunst und die Freigebigkeit ab. Auch ein eifriger Feuerwerker war er gewesen und hatte Raketen gemacht, die höher, als alle andern, steigen konnten. Weil er aber einmal auf dem See das Mißgeschick hatte, daß eine Rakete in eine Scheune fiel, wodurch ein wenig Ungemach entstand, verlor er die Lust, ferner ein Feuerwerker zu sein. Er liebte die italienische Sprache, und wußte viel vom schönen Gesang Alfanis und anderer Virtuosen, die unter Sartis Kapellmeisterschaft in ältern Zeiten auf dem Hoftheater italienische Opern aufgeführt hatten.

Diesem geistreichen Manne näherte ich mich jetzt schüchtern und ängstlich, trug ihm meinen Wunsch vor, sagte ihm, daß ich seine Tochter liebe und hoffe, von ihr wieder geliebt zu sein; daß ich Advokat sein wolle, und daß Oersted versprochen habe, mich in zwei Jahren fertig zu machen. Höflich und gelassen hörte er meinen Wunsch, klingelte, ließ seine Tochter holen, sagte ihr mit wenigen Worten, wovon die Rede sei, legte unsere Hände in ein-

ander und fing darauf gleich an, ruhig von andern Dingen zu sprechen, womit er mir einen großen Dienst that, und mit einem solchen Manne gab es denn Gegenstände der Rede vollauf.

Christiane hatte drei Brüder, Stephen, Karl und Peter. Die zwei ersten, Studenten, liebten in ihrer Jugend auch sehr das dramatische Wesen. Sie waren Rahbeks Schüler, und wie sehr Rahbek den Schauspielerstand liebte und schätzte, hat er häufig genug in seinen Schriften und in seiner eigenen Lebensbeschreibung gestanden. Er versicherte oft, daß ihn nichts mehr betrübt habe, als daß er kein Schauspieler hätte werden können. Weil nun Rahbek gelehrt war, in seiner Jugend Geld genug hatte und ein Mann von seltnem Geiste war, so wirkte sein Beispiel auf viele junge Menschen. Es ward unter seiner Aufsicht ein Privattheater eingerichtet, worin sich mehrere Talente entwickelten; unter andern spielten auch Stephen und Karl Heger da. Stephen verliebte sich nachher in die schöne Schauspielerin, die die Dyweke spielte; er heirathete sie, ward Schauspieler, und that sich in vielen Jahren als ein Künstler von Bildung und Geschmack hervor, obschon ihn der Schritt nachher verdroß und er sich nie auf den Brettern wohl fühlte. Jetzt hat er sich seit mehreren Jahren von der Bühne zurückgezogen. — Es freute mich sehr, mit diesem lebendigen jungen Manne Bekanntschaft zu machen, dessen Freundlichkeit und scharfer satyrischer Witz mich ergötzten.

Der Bruder Karl war stiller und sanfter, doch auch witzig, auch satyrisch. Er ließ es bei den dramatischen Privatübungen bewenden und studirte nachher Theologie; allein so gewissenhaft, daß er nicht fertig werden konnte.

obschon er selbst mehreren Kandidaten half, die das beste Prädikat im Examen erhielten, und obschon die theologischen Professoren ihn baten, sich doch um Gottes willen examiniren zu lassen, sie könnten ihn nichts mehr lehren, und er könne des besten Prädikats gewiß sein. Es half Alles nichts; und als der berühmte Bischof, damalige Professor Dr. Münter, einmal deswegen Rahbeks besuchte, bei denen Karl Heger wohnte, um ihn zu überreden, verkroch er sich im Garten hinter den Bäumen vor dem Bischof, wie Adam vor dem Herr-Gotte nach dem Sündenfalle; obschon er gar nicht gesündigt hatte und vielmehr für seine Tugend belohnt werden sollte.

Dieser kunstliebende Klosterbruder, mein treuer, vieljähriger Freund, dieser „fidus Achates“ ist jetzt Bibliothekar bei seiner königlichen Hoheit, dem Prinzen Christian Friedrich, und hat so eine Existenz gefunden, die sich für seine stille literarische Neigung und kontemplative, bescheidene Natur am besten schickt.

Der dritte Bruder, Peter, war ein Seemann, stark, hübsch, behend, rasch und blühend. Er sah meiner Braut am ähnlichsten von den Brüdern. Als Knabe war er Seekadet gewesen, es war ihm aber zu still auf der Akademie, die strenge Subordination mochte er auch nicht, er nahm seinen Abschied, ging als Steuermann mehrmals nach Ost- und Westindien, und wenn er nach Hause kam, beschenkte er seine Braut, seine Schwestern und seine Freunde, lebte flott, bis das Geld alle war, und dann zog er wieder in die weite Welt.

Einmal machte ich einen Lustritt mit ihm nach der Strandmühle, einer schönen Besitzung des reichen Drewsen, meiner Braut Oheim, der da eine Papierfabrik hatte.

Seine schöne, junge, gebildete Frau war unsere Freundin. Ich pflegte oft dahin auszugehen, denn obschon ich als Knabe keine größere Freude kannte, als mitunter ein Pferd zu reiten, so hatte ich doch diese Freude nur selten genossen, konnte auch nicht ordentlich rei en. Obschon nun die Seeleute im Ganzen nicht als vorzügliche Reiter angesehen werden, so tummelte Peter doch ritterlich sein Roß und galoppirte zu wiederholten Malen den Strand entlang. — Ich wollte mich seinen Sticheleien nicht aussetzen und folgte ihm galoppirend gerade auf den Fersen. Weil nun aber sein Pferd mir den Sand in die Augen warf, so war für mich nichts Anders zu thun, als die Augen fest zuzudrücken, und so das Pferd in Gottes Namen laufen und springen zu lassen, wie und wohin es wollte. Sonderbar genug kam ich mit heiler Haut davon. Peter Heger aber hatte, als er im Hofe vor den Damen Kapriolen machen wollte, das Mißgeschick, abgeworfen zu werden, ohne übrigens den mindesten Schaden zu nehmen. Weil er nun auf seine außerordentliche Geschmeidigkeit und Behendigkeit ein wenig groß that, konnte ich mich des Lachens nicht enthalten. Als er nach Hause ging, ritten wir langsamer und besonnener.

Dieser blühende Jüngling starb kurz darauf in Westindien, eben als er sein Glück da machen sollte. Das zu häufige Tanzen und Baden zog ihm ein hitziges Fieber zu, dem seine kräftige Natur erlag.

Ich studirte nun ziemlich fleißig Jura; doch konnte ich nie umhin, kleine Streifereien nebenbei in den ästhetischen Gefilden zu machen. Es ward im Jahre 1800 eine akademische Preismedaille ausgesetzt, für den Studenten, der am besten die Frage beantworten könnte:

„Würde es unserer schönen Literatur zum Nutzen gereichen, wenn die nordische Mythologie statt der griechischen von den Dichtern gebraucht und eingeführt würde?" Das war eben Wasser auf meine Mühle, ich hatte mich schon ziemlich viel mit der alten nordischen Literatur und mit der Götterlehre abgegeben. Die Oerstede fanden auch, daß es hübsch wäre, wenn ich eine akademische Preismedaille gewänne; und so sattelte ich wieder mein Steckenpferd und schrieb eine Abhandlung, worin ich den Charakter der nordischen Götterlehre und ihre noch nicht benutzten Schönheiten bestens in's Licht zu stellen suchte.

Wäre ich der Einzige gewesen, so hätte ich auch die Prämie gewonnen, es waren aber noch zwei andre Konkurrenten, von denen der eine der griechischen Mythologie das Wort sprach: Der alte Professor Baden meinte, daß dieser Recht habe, obschon er meiner Abhandlung eben so viel Lob ertheilte; und so bekam ich denn das erste Akzessit, und eine dritte, auch sehr gelobte Abhandlung das zweite.

In spätern Jahren hat sich dieser Streit über die Vorzüglichkeit der griechischen oder nordischen Mythologie erneuert. Ich begreife nicht, wie man über etwas streiten kann, wovon die Wahrheit so stark in die Augen fällt. Spricht man von der vollendeten Kunstbildung beider Mythologien, so findet ja gar keine Vergleichung statt. Aber eben, weil die griechische Mythologie von Dichtern und Künstlern vollendet und beinahe erschöpft ist, eben deswegen müssen Dichter und Künstler Gott danken, daß noch ein bequemer Stoff vorhanden, der bildungsfähig ist. Wenn Thorwaldsen eine Statue machen soll, nimmt er dann nicht einen noch unbehauenen Marmorblock? Und würde er nicht den Meißel sinken lassen, wenn man ihm ein schon vollen-

detes Bild des Phidias oder Praxiteles abzuputzen gäbe? Ist dem wahren Künstler nicht weit mehr mit einigen guten, noch ungebrauchten Motiven gedient, als mit einem Meisterstücke, das er nur höchstens nachahmen kann? Und doch wird „zu seiner Qual, wie die Kopie original!"

Etwas Anderes ist es, wenn man nur die Mythologie als Bildersprache braucht, um lyrische Gedichte damit zu schmücken. Jede Sprache muß allgemein bekannt sein, um allgemein verstanden zu werden; jedes Dichterbild muß schöne Erinnerungen wecken, um selbst schön zu sein. Da könnte es nur wenig helfen, wenn man immer Thor statt Mars, Freia statt Venus, Hermod statt Merkurius sagte. Es würde nur die Idee verwirren. Doch, was das betrifft, so fängt ja schon selbst die griechisch-mythologische Bildersprache an, eine alte Mode zu werden! Auch diese Redefiguren haben frühere Dichter zur Genüge gebraucht; und man muß sich wohl hüten, nicht einen gelernten Jargon für eine begeisterte Dichtersprache zu nehmen. Hier ist also wenig zu berücksichtigen! Daß aber nicht skandinavische Dichter des Vaterlandes alte poetische Sagen hätten brauchen sollen, worin so viel herrlicher Stoff zu schönen Dichtungen liegt, wäre ganz unverzeihlich, ganz unnatürlich und ganz unmöglich für einen wahren Dichter gewesen, dessen Beruf es eben ist, das Eigenthümliche, Einheimische des Volks und der Vorzeit auszusprechen, und durch Kunst zu verschönern.

Neuntes Kapitel.

Kriegsbegebenheiten.

War es nun Apoll mit den neun Musen, oder Bragi mit der Harfe und Idun, unter dem Apfelbaume sitzend, die mich immer störten, wenn ich recht fleißig Jura studiren wollte — ich weiß es nicht! Aber gestört wurde ich, und wenn nicht unmittelbar von ihnen, so riefen sie bald Venus oder Freia, bald Mars oder Thor zu Hülfe, ja, wir werden sehen, wie nachher sogar Mimer oder Minerva sich mit ihnen gegen meine Jurisprudenz tückisch verbanden. Wir hatten mit England Krieg bekommen, weil man uns nicht die bewaffnete Neutralität zugestehen wollte. Parker und Nelson wurden mit großen Flotten nach Kopenhagen gesandt. Nur ein Dutzend Blockschiffe und einige Batterien vertheidigten unsre Stadt und unsre Flotte, die gar nicht gebraucht wurde. Weil auf den Blockschiffen kein andres Manöver nöthig ist, als Kanonen zu laden und abzufeuern, so brauchten wir auch keine ordentlichen Matrosen dazu, sondern nur Miethlinge, die nie vorher auf der See gewesen waren. Dagegen waren die Seeoffiziere alle Helden, vom alten Seeruhme der Dänen begeistert, die mit gutem

Humore lieber den letzten Blutstropfen aufopferten, als vor den Britten einen Schritt wichen.

Die Folgen davon waren, daß Nelsons große, herrliche Flotte ganz ruinirt wurde, und unser Dutzend Blockschiffe blieben Wracks, wie sie schon vorher waren. Freilich fielen mehrere edle Helden, sie wurden aber vom Vaterlande beweint und vergöttert, denn sie hatten mit unglaublicher Bescheidenheit und Kaltblütigkeit das Unglaubliche geleistet; und Nelson, der Schrecken der europäischen Seemächte, wurde von einem kleinen Haufen Dänen an diesem Tage, dem 2. April 1801, überglänzt. Das ist Wahrheit! Das ist Thatsache! Darum achtete Napoleon vorzüglich die dänischen Seeleute, und hat stets dieser Schlacht mit achtungsvoller Bewunderung erwähnt.

Das Gefühl der alten Heldenehre zur See hatte sich ganz der Nation und besonders der Hauptstadt bemeistert. Alle kleinliche Laster des Friedens, der Neid, der Geiz, der Hochmuth, die Eitelkeit, die Verleumdung, der Groll, hatten sich wie feige Memmen in die Winkel verkrochen. Dagegen trat Brudersinn, Wohlwollen und gegenseitige Hülfeleistung überall hervor. Fremde Menschen, die sich vorher nie gesehen hatten, drückten einander begeistert die Hände, wenn sie sich auf der Straße begegneten. Eine unbeschreibliche Heiterkeit verbreitete sich über die Stadt. Der alte Matrosenwitz schien sich allen Einwohnern mitgetheilt zu haben, und es regnete Einfälle und Spottreden auf die Engländer herab.

Es wurden bei dieser Gelegenheit, ehe sich der Feind dem Sunde nahete, mehrere Freikorps errichtet, und so traten die Studenten auch zusammen und bildeten unter der Anführung des Oberhofmarschall von Hauch (der auch

ein berühmter Physiker ist) zwei Bataillone. Der Ton der Kopenhagener Studenten ist von dem der deutschen Studenten sehr verschieden. Unter dem großen deutschen Haufen findet sich natürlicherweise eine größere Menge trefflicher Köpfe, unter den Dänen sind verhältnißmäßig eben so gute Köpfe; sie sind im Ganzen aber gelehrter, als die deutschen, weil mehr von ihnen gefordert wird, und gebildeter, weil sie in einer großen Hauptstadt wohnen. Das Duelliren findet bei ihnen nicht statt, und doch duldet das allgemeine Ehrgefühl keine Beleidigung. Die Grobheit wird verachtet, verhöhnt, aus den Kreisen verbannt und kann nicht gedeihen. Man könnte glauben, daß die alte, plumpe Mode durch Urbanität abgeschafft wäre; ich glaube aber, es hat einen tiefern Grund. Es liegt im Studentenwesen, das Vaterländische, Heroische der Vorzeit zu lieben und sich einigermaßen darnach zu bilden. Nun waren freilich Zweikämpfe in den ältesten heidnischen Zeiten gang und gäbe im Norden, um das Recht zu entscheiden; weil aber Dänemark ein Inselland ist, so ist das eigentliche Handgemenge, das homerische Scharmützeln wenig da vorgefallen, weil dazu ein festes Land von Nöthen ist. Die ehrenvollsten und besten Schlachten (freilich gab es schöne Ausnahmen) haben die Dänen zur See gewonnen. Eben so hoch also, wie deutsche Studenten das Soldatenwesen schätzen, schätzen die Dänen das Matrosenwesen; und in Seeschlachten schlägt man sich in großen, entfernten Massen, meistens mit Kanonen. So groß nun also der Unterschied sonst ist zwischen Matrosen und Studenten, so stehen doch diese immer in Kopenhagen im freundlichen Verkehr. Nie zechen die Studenten bei festlichem Mahle, ohne die Gesundheit der blauen Kameraden zu trinken. Und die Matrosen sind witzig, wie

Studenten. Ferner: in alten Tagen waren die meisten vornehmen dänischen Landoffiziere deutsche Adeliche; die Seeoffiziere waren aber immer Dänen, und selbst die Adelichen unter ihnen nahmen und mußten einen bürgerlichen Ton annehmen, um von den Andern geduldet zu werden. So fiel das häufige Duelliren, das spröde Wesen auch nach und nach von selbst weg, als ein Vorurtheil der phantastischen Ritterzeit. Denn die adeliche Aeußerung, die öfter gehört worden ist, „daß kein Bürgerlicher die wahre Ehre fühlen könne," — das will sagen: die Don Quixotische Narrheit, um einer Kleinigkeit wegen aus gereizter Empfindlichkeit Alles auf's Spiel zu setzen, ist ganz wahr, aber das gereicht gescheidten Leuten mehr zur Ehre, als zur Schande. Tempora mutantur, et nos mutamur in illis.

Durch diese Zeitveränderung war nun auch das dänische Landmilitair volksthümlich geworden, die Offiziere, gebildet und kenntnißreich, näherten sich bescheiden und achtungsvoll den Gelehrten, die vorher von ihnen verachtet wurden; und die lächerliche Trennung, die Holberg in seinen komischen Karikaturen Jakob von Tyboe und Stygotius verspottet hatte, fand gar nicht länger statt. Die Studenten ließen sich von Landoffizieren in Waffenübungen gern unterrichten, und es trat ein sehr freundschaftliches Verhältniß unter ihnen ein.

Man wußte nicht, ob vielleicht die Engländer Bomben in die Stadt werfen würden. Die Studenten bekamen das ehrenvolle, aber gefährliche Geschäft, wenn Bomben niederfielen, hinzulaufen und das sprudelnde Feuerrohr herauszureißen, bevor die Bomben springen könnten. Wir lachten, verstanden uns nicht auf die Gefahr und waren

guter Dinge. Bald merkte man, daß die Engländer die Stadt mit den Bomben nicht erreichen konnten, weil die Blockschiffe eine Schanze um die Stadt bildeten.

Ich stand mit mehreren Bekannten auf dem Altane der Seekadetten-Akademie und sah der Schlacht zu, die grade vor unsern Augen auf Schußweite vor sich ging. Wenn zehn Mal von den englischen Schiffen geschossen wurde, hörten wir es nur ein Mal von den Blockschiffen donnern. Oft flog eine glühende Kugel vom Quintus, einer dänischen Batterie. Wir sahen alle Augenblicke die englischen Kanonenkugeln durch's Wasser zischen und sich matt in den Sand der Küste verlieren. Ueber unsere Häupter flogen Bomben wie Luftraketen und zerplatzten in der Luft; nur sehr wenige erreichten das Land. Alle waren wir auf's Höste gespannt. Auf dem Altane stand auch ein israelitischer Glaubensgenoß. „Jetzt verlieren die Dänen!" sagte er einmal, als die Blockschiffe ziemlich zu brummen aufhörten. — „Halt's Maul, Jude!" rief ein dabeistehender Hitzkopf. — Damit war das Gespräch zu Ende.

Um vier Uhr war die Schlacht vorbei, und Nelson schickte einen Parlamentair an's Land, Waffenstillstand vorschlagend. Wir waren alle sehr froh und gingen nach Hause, um am Grünendonnerstag unsern Kohl zu essen. Die Blockschiffe hatten so gedonnert, daß es den Engländern grün und blau vor den Augen geworden. Unten auf dem Platze standen viele Bürger bewaffnet. Ein kleiner, jovialer Mann, mit einer Kokarde auf dem runden Hute, mit Säbel, Patrontasche und Gewehr im Arme, stand auch da und fragte mich, als ich vorbei ging, wie es abgelaufen wäre. „Ach, mein lieber Landsmann," rief ich und schüttelte ihm eifrig die Hand, „Gott wird helfen! Unsere

Brüder haben sich trefflich geschlagen!" Ich wollte noch mehr mit dem Biedermann reden, als ein Student meiner Bekanntschaft mich am Arm zupfte, mich wegzog und mir in's Ohr raunte: „Schäme dich doch, zum Henker, dem Kerl auf öffentlicher Straße die Hand zu reichen! Das ist ja der Prinz Kehraus, der Wirth eines sehr berüchtigten Hauses!" — „Ich kenne ihn nicht," antwortete ich lachend, „mag er sonst sein, wer er will, in diesem Augenblicke sind wir alle Dänen und alle Soldaten!" —

Wie es nun weiter gehen würde, wußte noch Niemand; für's Erste, konnte man nichts Besseres thun, als mit den Waffenübungen fortzufahren, weil doch in dieser Zeit nicht Ruhe und Muße zu friedlichen Beschäftigungen war. So organisirte sich auch das Studentenkorps. Wir ließen uns schöne Uniformen machen, dunkelblaue Jäckchen mit weißen Schnüren, lichtgraue Pantalons und Halbstiefeln, runde Hüte mit weißen Kokarden und schwarzen Federn.

Seine königliche Hoheit, der Kronprinz, (der jetzige König), zeigte uns große Gewogenheit, und das Korps wurde „des Kronprinzen Leibkorps" genannt. Seit dem Jahre 1659, als die Kopenhagener Bürger und Studenten die sturmlaufenden Schweden in der Sturmstraße zurückschlugen und aus der Stadt jagten, bis die Holländer zu Hülfe kommen konnten, (wodurch das Vaterland gerettet wurde,) hat das Königshaus immer die Kopenhagener Studenten geliebt und ihnen bei allen Gelegenheiten Achtung gezeigt.

Viele Feste wurden jetzt nach der Schlacht veranstaltet, um die noch lebenden zurückkehrenden Seehelden zu ehren. Die Gefallenen wurden unter einen großen Hügel begraben, eben wie die Helden der Vorzeit. Bei diesen Gelegenhei-

ten schrieb ich einige meiner ersten Lieder, die Beifall fanden. Mehrere gute Lieder wurden gedichtet; aber auch eine unendliche Menge schlechte trivialisirten das Schöne durch eitle Wiederholung und travestirten die Begeisterung.

Jetzt wurden auch Unteroffiziere und Kommandirsergeanten zu den Kompagnien von den Studenten selbst gewählt. Die Offiziere waren damals alle wirkliche Offiziere der Armee, die den Dienst verstanden. Nur ein Paar Veteranen, die aus alter Burschenliebe sich im Studentenkorps hatten aufnehmen lassen (wovon der eine Rahbek), wurden als Lieutenants à la suite angestellt.

Ich wurde gleich zum Unteroffizier, Kommandirsergeant und nachher zum Fahnenjunker des ersten Bataillons gewählt; und weil ich noch sehr wenige Bekannte unter den Studenten hatte und übrigens kein ausgezeichneter Soldat war, so mag wohl mein kleiner literarischer Ruf zu dieser Wahl beigetragen haben. Ich hatte in Rahbeks Zuschauer, in der Minerva und in einem Musenalmanache Gedichte drukken lassen. Eines seltsamen Ereignisses muß ich doch bei dieser Gelegenheit erwähnen.

Ich hatte Bürgers Lied vom braven Manne gelesen, es sprach mich an, und ich setzte mich gleich hin, es in dänische Verse frei zu übertragen. Als ich eben mit der Arbeit fertig bin, tritt ein Freund zu mir in's Zimmer herein. Ich frage: „Was giebt's Neues?" — „Hast Du nicht den gräßlichen Sturm gehört," sagt er, „der heute Nacht gewüthet hat?" — „Nein, ich habe die ganze Nacht ruhig geschlafen." — „Da ist gewiß viel Unglück geschehen;" — versetzte der Freund — „aber, Gottlob, auch ein Unglück durch den Heldenmuth eines wackern Seemanns verhütet worden. Die Leute draußen auf der Rhede, auf einem

gestrandeten Schiffe, konnten sich nicht retten. Tausend Menschen standen an der Zollbude, keiner wagte sich aber hinaus. Nun kommt ein Kaufmann und verspricht demjenigen funfzig Dukaten, der die Schiffbrüchigen retten würde. Ein schlichter Fischer, Lars Bagge, springt in's Boot, rettet sie mit eigner Lebensgefahr und bittet den Kaufmann, die funfzig Dukaten dem Schiffer zu geben, der sein Schiff verloren hat, selbst will er nichts haben." — „Nein," rief ich, „das ist gar zu wundersam!" — „Wie meinst du das?" — „Da liegt die ganze Geschichte schon poetisch beschrieben auf dem Tische! Ich brauche nur die Namen, einige Nebenumstände und Ortsbeschreibungen zu verändern." — Ich erzählte nun dem Freunde den Zufall, und er wunderte sich mit mir. Das Gedicht ward gedruckt und machte Glück, den sonderbaren Zufall verschwieg ich aber, aus Furcht, man möchte es vielleicht nicht glauben.

Der alte Professor Med. Tode, ein sehr witziger, gutmüthiger Schriftsteller, war in dem Jahre, als ich Student wurde, Rector Magnificus; er hatte auch meine Lieder gelesen, und besonders hatte ihm das Gedicht auf Lars Bagge wohlgefallen. Als ich ihn nun besuchte und ihm die zehn Thaler für meinen akademischen Bürgerbrief reichen wollte, gab er mir sie freundlich zurück, mit den Worten: „Clericus clericum non decimat!" Das rührte und ermuthigte mich sehr. Das war die größte Ehre, die ich noch genossen hatte.

Es schien, daß wir von Feindes Ueberfall nichts mehr zu befürchten hatten. Unruhig waren die Zeiten aber noch, und die Waffenübungen machten einen großen Einbruch in meine nächtliche Ruhe, die ich in den Jahren, als ich noch im Wachsen war, sehr zu bedürfen glaubte. So mußten

wir alle Morgen präzise um 6 Uhr im kalten Frühlinge auf dem Schloßplatze erscheinen, um das Exerziren recht zu lernen. Als Kommandirsergeant mußte ich meiner Kompagnie mit einem guten Beispiele vorangehn und aus einer Liste alle Namen aufrufen. Dann war es auch mit dem Dienste vorbei, denn wir Unteroffiziere exerzirten nicht mehr mit dem Gewehre, und deshalb froren wir mehr, als die Andern. Einige Schwänke, die vorfielen, und wodurch das Zwerchfell augenblicklich erschüttert wurde, konnten uns doch nicht lange warm halten, obschon einige derselben lustig genug waren.

So z. B. war in unsre Kompagnie, die, wie die andern, meistens aus lauter schlanken Jünglingen bestand, ein großer, fetter Gastwirth mit hineingerathen, der sein Recht als alter Bakkalaureus geltend machte, weil er lieber im Studentenkorps, als im Brandkorps dienen wollte, wo man ihn sonst anzubringen drohte. Es war ein witziger Kopf, mochte aber nicht, daß man auf seine Korpulenz Anspielungen machte, und er stand wie eine Art von Falstaff zwischen uns da. Der Major, der uns das Exerziren lehrte, war ein lustiger Mann und wollte gern einen Spaß mitunter haben. — Wenn er nun: „Richtet euch!“ kommandirt hatte, so hieß es oft nachher zum korpulenten Flügelmann: „Den Bauch herein, lieber Freund!“ Jetzt zog der Flügelmann den Bauch zurück. Drauf untersuchte der Major die Kehrseite der Linie, und da hieß es denn: „Den Rücken herein, lieber Freund!“ — Nun ward der große Flügelmann ungehalten und rief: „Aber wie, um Gotteswillen, soll ich mich denn verhalten und ziehen? Ich kann mich ja nicht in mich selbst hineinziehen und zum Theil verschwinden! Mein Körper muß ja doch den nothwendigen

Kubik-Inhalt haben!" — Nun lachte die ganze Kompagnie, und das war es eben, was der Major wollte. —

Spielte der Wirth nun hier den Falstaff, so sah ich mich selbst bald in einer Nachtscene als Don Quixote figuriren. Ich war eines Abends früh zu Bette gegangen, weil ich von dem wiederholten kalten Morgendienste sehr müde geworden. Wie ich im süßesten Schlafe liege, werde ich plötzlich von einer Trommel geweckt. — Nun war uns in den ersten Tagen auf der Parole gesagt worden, daß, sobald die Lärmtrommel geschlagen würde, wir uns eilends bewaffnen müßten, und nach dem Schloßplatze begeben, denn dann wäre entweder der Feind im Lande oder die Stadt würde bombardirt. — Kaum höre ich also die Trommel, so rufe ich: „Jetzt ist die Stunde da! Es gilt des Königs und des Vaterlandes Sache! In Gottes Namen unverzagt!" So hatte ich schon Strümpfe, Hosen und Stiefeln angezogen, und wollte mir eben das Schwert umschnallen, als ich hörte, daß es der Zapfenstreich war, der alle Abende in der Straße gehört wurde. — Ach, mit welchem seligen Gefühle kroch ich wieder in's Bett! und wie bald folgte der ungestörte Schlaf!

Sonst hatten wir uns alle Morgen um sechs Uhr auf dem Schloßplatze einfinden und da zwei Stunden exerziren müssen, ohne das Mindeste genossen zu haben; denn nur wenige von uns konnten früher zu Hause etwas erhalten. Jetzt ward ein Marketender da in dem Bogengange angestellt, der uns Thee und Semmeln verkaufen sollte. Da brauchte man nur einen halben Groschen zu haben (ich hatte ihn nicht immer), um sich köstlich zu Gute zu thun. Freilich war der Thee so schwach, daß man ihn kaum schmecken konnte; von der Süße des Zuckers merkten wir auch nicht

viel, für die Hauptsache war aber gesorgt, denn das Milchwasser war kochend heiß, und so konnten wir uns doch wärmen und erquicken.

Wie nun ein Glück selten allein kommt, so entdeckte ich auch eines Morgens, indem ich, während die Kompagnien exerzirten, in den königlichen Stall hineinging (der in den noch unverbrannten Nebengebäuden des Schlosses war), einen Raum mit frischem Stroh, wo wir Kommandirsergeanten, sobald wir die Namen aufgerufen hatten, trefflich schlafen konnten. Kaum hatte ich diese Entdeckung meinen Kameraden mitgetheilt, so ruhten wir bald alle da in Schaaren auf der Streu umher, wie im Homer die floßfüßigen Robben des Proteus auf dem Sande. So kamen wir nachher alle Morgen und schliefen in dem warmen Stalle, nachdem wir erst die Namen aufgerufen und unser warmes Theewasser getrunken hatten; und dadurch ward uns der Dienst sehr erleichtert. Bei der Einweihung der Fahnen waren alle Studenten auf dem Schloßplatze. Die Offiziere und Unteroffiziere kamen hinauf in die Gemächer zu der königlichen Familie. Die Fahnen lagen auf einem Tische; der Fahnenschmidt stand dabei. Erst reichte er dem Kronprinzen einen Nagel und den Hammer; seine königliche Hoheit schlug den Nagel hinein, so that die ganze königliche Familie, und zuletzt kam auch die Reihe an uns Kommandirsergeanten. Als die Fahnen fertig waren, wurden sie hinunter zu den Bataillonen getragen; der Eid ward geleistet und ein festliches Lied von Thaarup gesungen.

Die Manöver auf dem Felde außer der Stadt waren sehr angenehm, wenn das Wetter gut war. Das war Nachmittags im Sonnenscheine; dann zogen wir mit klin-

gendem Spiele und mit flatternden Fahnen durch die Stadt, während schöne Mädchen in den Fenstern standen, und Brüder und Liebhaber vorbeigehen sahen. Da gab man sich alle Mühe, in steifen Reihen zu marschiren, während der Marschall auf seinem stattlichen Pferde mit dem Stern auf der Brust, und bei feierlichen Gelegenheiten mit dem weißen Ordensbande über das blaue Jäckchen, voranritt.

Horaz sagt aber: „Naturam furca expellas, tamen usque recurret.“ Es war nicht so leicht, viele lebhafte Jünglinge zur Ordnung zu bringen. So hatten wir einmal das Unglück, daß einige Kameraden der letzten Reihe mitten im feierlichen Marsche auf der Straße stehen blieben, um Aepfel von einer Fruchthändlerin zu kaufen. Von halbgebildeten Soldaten, die von den Offizieren immer erst den Grund hören wollten, wenn sie zu etwas kommandirt wurden, hatte man noch mehr auszustehen. Sie begriffen nicht, daß zur Kriegszucht blinder Gehorsam von Nöthen ist.

Eines Tages übten wir uns auf dem Felde im Schießen. Ein junges Blut hat sein Gewehr geladen, hat den Ladestock herauszuziehen vergessen, und steht nun da, in Gedanken vertieft, mit gutmüthigem, freundlichem Gesichte, und zielt eben auf den Marschall. Der Marschall wird es glücklicherweise früh genug gewahr, geht auf ihn los, schlägt ihm das Gewehr zur Seite und ruft: „Mein Herr, wenn Sie Ihr Gewehr geladen haben, sollen Sie den Ladestock herausziehen! Ich will Ihnen den Grund sagen: sonst schießen Sie den Anführer durch den Leib!“

Diese geniale Zerstreuung, die, wie man sagt, beson-

ders Gelehrte und Künstler heimsuchen soll, und zu deren Lobe Baggesen sogar eine Ode gedichtet, hatte sich auch ein Paar Mal meiner bemächtigt. So sollten wir eines Tages Carré formiren; der Anführer ruft dann: Bataillon! der Fahnenjunker läuft acht Schritte heraus, und nach ihm bildet sich die ganze Kolonne. — Der Marschall ruft also: „Bataillon!“ — Ich stehe aber in Gedanken vertieft und rühre mich nicht vom Flecke. Plötzlich höre ich ihn mit Donnerstimme: „Oehlenschläger!“ rufen. Erschrocken erwache ich, laufe zwölf, vierzehn Schritte hinaus und das ganze Bataillon hinterdrein.

Ein ander Mal hatte ich vergessen, den Fahnenschuh mir um den Leib zu schnallen, ich mußte die Fahne in den Händen tragen; ein tückischer Wind blies eben deßwegen, glaub' ich, den ganzen Nachmittag sehr stark, und der damals noch schmächtige Fahnenjunker ward beinahe umgeblasen.

Bei unsern Märschen und Uebungen hatten wir immer schöne Musik. Die königliche Kapelle, die zugleich ein treffliches Orchester der Schaubühne ausmacht, hatte sich selbst angeboten, Hautboisten unsers ersten Bataillons zu sein. Das zweite Bataillon bekam die Musik der königlichen Leibgarde. — Komisch war es im Anfange, wie die großen Virtuosen der Kapelle es nicht mit den Musikern der Leibwache aufnehmen konnten, weil sie nicht geübt waren, im Gehen und in freier Luft zu spielen; auch wohl, weil Einige, die sonst Saiteninstrumente spielten, sich auf den Blasinstrumenten versuchten. Es dauerte aber nicht lange, so hatten sie den rechten Griff.

An einem schönen Sommertage, als der Krieg beendigt war und Dänemark wieder Frieden hatte, wurden

wir dem Kronprinzen vorgestellt; er war mit unsern Fortschritten zufrieden und rühmte uns. Wir wurden auf dem Felde mit Wein und Kuchen traktirt, die jungen Damen der Stadt kamen heraus und tanzten mit den Studenten auf dem Felde, die Alten standen in weiten Kreisen und sahen mit Vergnügen zu. Alles war jetzt Lustbarkeit und Freude!

Zehntes Kapitel.

Lehrjahre nach dem Kriege.

Jetzt kehrten wir wieder zu unsern friedlichen Beschäftigungen zurück. Mein Freund A. S. Oersted half mir mit der Jura; ich besuchte ihn alle Tage, so daß ich nach und nach das dänische Recht ein paar Mal repetirt hatte, und das Naturrecht hatte ich auch gelernt, das römische Recht aber noch nicht angefangen. In Kollegien ging ich nicht viel. Mit den Oersteds lebte ich alle Tage bei der Muhme; und da war es lustig genug, wie wir jungen Gelehrten und schönen Geister von einem Haufen charakteristischer Bürgersleute umringt waren, der uns mitunter gar zu sehr an die Personen der Holbergschen Komödien erinnerte. Oft las ich in diesem gemischten Kreise den Holberg vor, oder eigentlich spielte ich, auf dem Stuhle sitzend, mit abwechselnder Stimme ganze Stücke zum allgemeinen Gelächter und Vergnügen. — Besonders freute mich in der Gesellschaft ein alter, pedantischer Schulmeister, der mich zuerst davon überzeugte, daß eingewurzelte Fehler nicht von Komödien geheilt werden. Wir spielten nämlich einmal wirklich Holbergs Erasmus Montanus; ich war der Peter Kuster und kopirte den Schulmeister so, daß ihn die ganze Gesellschaft wieder erkannte. Er war auch dabei;

er kannte sich aber selber nicht, also auch nicht im Bilde wieder; er war mit meiner Darstellung sehr zufrieden und rühmte Holberg, der so witzig verstanden hätte, alberne Pedanten zu schildern.

Eine alte, taube Frau hatte ihre ganze Liebe auf einen Schooßhund geworfen. Einst im Sommer nahm ich den Hund und sperrte ihn in den Windofen ein. Sie konnte ihn nicht drinnen bellen hören, ging umher und suchte vergebens. Endlich ließ ich den Hund wieder aus dem Gefängnisse heraus. Die Alte nahm es mir aber sehr übel, obschon sie sonst meine gute Freundin war, und sagte: „Das rathe ich Ihnen, daß Sie den Hund nicht öfter zum Besten haben!“

Jetzt, wie ich wieder mein eigner Herr war, mochte ich wohl mitunter Komödie spielen, und ich ließ mich in die dramatische Gesellschaft aufnehmen, wo Rahbek Direktor war, doch spielte ich da nicht oft, sondern am meisten und am liebsten im ganz engen häuslichen Kreise, wo ich selbst Alles dirigiren konnte.

In dem Klub, wo ich mit Rahbek Brüderschaft getrunken und Baggesen das Abschiedslied gesungen hatte, war eine berühmte große Punsch-Bowle, welche bei gewissen Gelegenheiten geleert wurde. Zu diesen Zechgelagen waren die meisten guten dänischen Trinklieder gedichtet; Rahbek hatte mehrere vorzügliche gemacht. Oft war ich da Vorsänger und trank mit den Andern, obschon das Trinken nie meine Sache gewesen ist. Die begeisternde Geselligkeit aber, das Liedersingen erfreute mich; und es war mir auch angenehm, auf solche Weise mit mehreren vorzüglichen ältern Leuten schnell bekannt und vertraut zu werden.

Hier machte ich Bekanntschaft mit den Gebrüdern Mynster und Benzon. Hieronymus Mynster war vorher mein Lehrer in der Naturgeschichte gewesen, er war Arzt auf dem Friedrichshospitale und nachher Professor der Universität. Ein herrlicher Kopf voll Humor und Witz. Er ist jetzt gestorben. Sein Bruder, Jakob Mynster, jetzt des Königs Konfessionarius und Direktor der Universität, ein eben so guter Kopf, nur ernster und gelehrter, kam mir auch freundlich entgegen. Meine erste Bekanntschaft mit ihm war gleich heilbringend, verursachte mir aber doch im Augenblicke einen empfindlichen Schmerz; denn er riß mir die Binde von den Augen und zeigte mir, daß in den Lafontaineschen Romanen bei weitem nicht das sei, was ich vorher in ihnen gefunden zu haben wähnte. Benzon, der kurz darauf Regierungsrath in Westindien wurde (nachher Generalgouverneur), war ein sehr kräftiger junger Mann, mit einem außerordentlichen Kopf und vielem Charakter. Er hinkte, hatte aber eine Büste wie Napoleon und ein schönes, männliches Gesicht. Mit einer großen Belesenheit und Sprachkenntniß (er war vorher Jurist und Adjunkt der Universität gewesen), verband er viel Urtheilskraft; dazu war er lebenslustig, witzig, schlicht und sogar bescheiden unter seinen Freunden, und bewunderte jedes Talent und achtete jedes Verdienst. Gegen die Mittelmäßigkeit war er dagegen unbarmherzig, gegen die Anmaßung grob, wie Bohnenstroh; im Ganzen etwas arrogant und später etwas geldsüchtig. Kein Wunder also, daß er unzählige Feinde bekam, besonders, da er schon durch Schimmelmann in jungen Jahren ein Glück gemacht hatte, um welches ihn viele Aeltere beneideten. Er bekümmerte sich aber eben so wenig um ihren Haß, als um ihre Liebe.

Benzon hatte in früherer Zeit auch eine ästhetische Preisabhandlung geschrieben und die Prämie gewonnen. Er hatte besonders viel Sinn für das Derbe, Tüchtige, Plastische in der Poesie. Das Niedrige und Plumpe verachtete er. Er hatte die Griechen gelesen und war zum Theil von den Alten gebildet. Göthe, dessen Geist in der späteren Zeit eine antike Richtung gewonnen hatte, liebte er sehr in solchen Werken, wo sich dieses aussprach. Besonders waren ihm folgende Göthesche Zeilen lieb:

„Also, das wäre Verbrechen, daß einst Properz mich begeistert,
Daß Martial sich zu mir auch, der Verwegne, gesellt;“
Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten,
Daß sie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt;
Daß ich Natur und Kunst zu schaun mich treulich bestrebe;
Daß kein Name mich täuscht, daß mich kein Dogma beschränkt;
Daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menschen, verändert;
Daß ich der Heuchelei dürftige Maske verschmäht'?
Solcher Fehler, die du, o Muse! so emsig gepfleget,
Zeihet der Pöbel mich; Pöbel nur sieht er in mir!“

Alle solche Göthesche Gedichte, die mehr an die Sitten der Alten, als an die Sitten des jetzigen Zeitalters erinnern, liebte Benzon; nicht aus Sinnlichkeit, denn diese Gedichte sind nicht sinnlich. Die antike Venus behängt sich nicht mit Feigenblättern, um durch das Halbverborgene zu reizen. — Wieland ist üppig, Göthe nie, so wenig, wie die Marmorbilder des Alterthums. Und doch hat man ihm seine plastisch-erotischen Schilderungen weit übler genommen, als Wielanden seine schlafende Venus im heimlichen Wachskabinette. Warum? Wieland ist sinnlich, entschuldigt sich aber dabei mit der Erbsünde; Göthe wagt, die Gesinnung der Sinnlichkeit in gewissen Verhältnissen zu vertheidigen. Er meint, daß auch ein Musel-

mann tugendhaft sein könne, und daß man nicht die Sitten eines gewissen Zeitalters und Himmelsstriches mit den Grundtugenden und Pflichten der Menschheit vermengen müsse, die zu allen Zeiten und in allen Verhältnissen heilig bleiben.

Jakob Mynster hatte mich also von der seichten Sentimentalität geheilt, und Benzon hatte mich auf die ideale Darstellung der reinen Objektivität aufmerksam gemacht; das war alles sehr gut, aber nicht genug; ich mußte wieder etwas für's Herz haben. Der herrliche Wilhelm Meister hatte mich sehr ergötzt, besonders, da ich mich — wenn auch nicht des Charakters, so doch der Schicksale wegen — mit Wilhelm Meister so verwandt fühlte, daß ich oft in den ersten Büchern meine eigene Lebensbeschreibung zu lesen glaubte. Die Kinderpuppenspiele, Mariane, Philine, die Wirthschaft mit den Komödianten und Seiltänzern freuten mich unendlich. Der Besuch bei dem Grafen, die Gräfin, der närrische Baron, waren mir auch sehr lieb. Jarno und Lothario waren mir aber zu vornehm. Es freute mich nicht, daß Wilhelm sich von den kalten Formen der Konvenienz imponiren ließ, besonders, da ich eine Absicht des Dichters darin zu spüren glaubte, den Verhältnissen der vornehmen Welt das Wort zu reden. Unendlich entzückten mich Mignon und der Harfenspieler; in ihren herzergreifenden Liedern erkannte ich den alten Göthe ganz wieder, in ihren Darstellungen den vollendeten Meister.

Aber meine nach Liebe dürstende Seele konnte sich mit diesen herrlichen Darstellungen nicht allein begnügen; mich verlangte wieder nach einem unendlichen Dichtermeere, worein sich mein Gemüth tauchen und tummeln könnte, in

Ahndung und Sehnsucht, in Laune und Ausgelassenheit, und das fand ich, als mich Hieronymus Mynster mit dem herrlichen Jean Paul bekannt machte, und ich seinen Hesperus, Siebenkäs und Kampanerthal zu lesen bekam. Freilich mußte ich mich hineinarbeiten, sehr viele Anspielungen verstand ich nicht; über Haiden mußte ich gehen, durch Sümpfe waten und durch Dornen brechen, um zu den schönen Landinseln zu kommen, die mitten in der Wüste der Weitschweifigkeit lagen. Aber wenn ich nun da stand, wie erquickte mich die Quelle, wie ward ich dann belohnt! Jean Paul hat ausgesprochen, was kein anderer Dichter auszusprechen wagte. Oft fängt er da an, wo Andere schweigen, und setzt die Rede fort, bis sie sich, wie himmlische Musik, in die Wolken verliert. Welche Kenntniß in Allem, welcher tiefe Blick in's menschliche Herz, welche schöne Liebe für alles Schöne! Eine wunderliche Manier, hat er sich angewöhnt, sie ist ihm zur zweiten Natur geworden, ist wohl ursprünglich aus seiner eigenen Natur entstanden; er sollte sie nur bezwungen und gebildet haben; denn auch die extravagante Manier eines Humoristen läßt sich bilden, ohne das Kolorit zu verlieren. Wie freuten mich seine komischen Figuren, seine Charaktere, die, aller subjektiven Eigenheit der Darstellung ungeachtet, von objektiver Wahrheit sind, der Kaplan, Viktor, Flamin, Mathilde, die hohe, holde Klotilde, Leibgeber, Agathe, Stiefel! — Freilich flattert Jean Paul zu viel herum im Morgen- und Abendroth, verliert sich zu oft in die Milchstraße und Nebelsterne; doch lohnt es sich wohl der Mühe, mit diesem Luftschiffer im poetischen Ballon aufzusteigen, wenn man auch mitunter vor lauter Wolken gar nichts zu sehen bekommt und von den Dünsten nur naß

wird. Wie viele schöne Abend- und Morgenstunden habe ich mit ihm in meines Vaters kleinem Garten verlebt, unter den Fruchtbäumen, die ihre weißen Blüthen auf das Buch herunterschüttelten. Wie oft habe ich (wie ich immer zu thun pflege, wenn mich ein Verfasser entzückt) seinen Namen auf dem Titelblatte geküßt, wenn eine schöne Schilderung mich hinriß!

Also von Hieronymus Mynster, dem Arzte, lernte ich den Jean Paul kennen. Er hatte ihn zuerst selbst auf seiner Reise in Wien kennen gelernt, und in den ersten acht Tagen beinah gar nichts von der großen Hauptstadt Oestreichs gesehen, bloß, um zu Hause zu sitzen und den Jean Paul zu lesen.

Göthe sagt in einem Briefe an Schiller: „Wenn man von Schriften, wie von Handlungen, nicht mit einer liebevollen Theilnahme, nicht mit einem gewissen partheiischen Enthusiasmus spricht, so bleibt so wenig daran, daß es der Rede gar nicht werth ist. Lust, Freude, Theilnahme an den Dingen, ist das einzige Reelle, und was wieder Realität hervorbringt; alles Andere ist eitel und vereitelt nur."

Darum, lieber Leser, suche ich jedes Mal, wenn ich von einem neuen Autor rede, Dir mein Gefühl und die Freude auszudrücken, die mir sein Buch bei'm ersten Lesen gewährt hat; denn das ist ein Stück meines geistigen Lebenslaufes. Du wirst leider gar zu oft treffliche Werke als Kadaver auf den Sezirtischen kritischer Anatomen finden, die einen großen Mann aufschneiden, um den Zuschauern die Grützmasse zu zeigen, womit er gedacht, und den kalten Fleischball, womit er gefühlt hat. Ich meine aber, auch Kritiker müssen Phantasie und Herz haben;

und wer das nicht hat und doch kritisirt, der kritisirt auch ohne Verstand, denn er sieht ja nicht einmal ein, daß ihm die nothwendigen Werkzeuge zum Wahrnehmen und Wissen fehlen. Man muß mit Geist von Geist, mit Witz von Witz, mit Phantasie von Phantasie, mit Verstand von Verstand, mit Kenntniß von Kenntnissen reden. Sonst ist es nichts! Der Kritiker soll auch Künstler sein! Seine Darstellung des Schönen muß auch schön sein; sonst vertilgt er es selbst, indem er es Andern zeigen will, und trägt zur Verwirrung und Schiefheit der Gedanken und des Gefühls am meisten bei.

Wie ich nun anfing, immer mehrere herrliche Sachen zu lesen, so ging es mir, wie Correggio, als er das rafaelische Bild sah und rief: Anch'io son pittore! Oder, wie dem guten Hans Sachs in Goethes Holzschnitt:

„Er fühlt, daß er eine kleine Welt
In seinem Gehirne brütend hält,
Daß die fängt an zu wirken und leben,
Daß er sie gern möchte von sich geben."

Dies Gefühl that sich auf eine wunderliche, beinahe komische Weise kund, eines Abends bei den Oersteds, (der Physiker hatte den Doktorgrad genommen) als viele junge, auch ältere Gelehrte zugegen waren, und mit Butterbrot und Punsch bewirthet wurden. Sie sprachen erst von vielen gelehrten Sachen. Ich saß schweigend in einem Winkel, leerte mitunter mein Glas, füllte die Gläser der Andern und ließ sie reden, wie ich denn auch selten in großen Gesellschaften das Wort führe oder laut spreche. — Nun ward denn auch zuletzt von der Dichtkunst gesprochen, und da äußerte eine mitleidige Seele, es sei sehr zu bedauern, daß seit Ewalds Zeiten die dänische Poesie so gewaltig

gesunken wäre. — Bei diesen Worten gewinne ich Leben und Glut; stehe rasch auf, gehe mitten in den großen Kreis hinein, sehe ihnen allen kühn und stolz in die Augen, und indem ich mit geballter Faust auf den Tisch schlage, ruf' ich: „Ja, das ist wahr, sie ist gesunken; sie soll sich aber, hol' mich der Teufel, wieder erheben!" —

Ich hatte damals nichts weiter, als einige Lieder und ein kleines Stück: Den zweiten April, eine dramatische Situation in einem Akte, geschrieben. Ich hätte es nicht übel nehmen können, wenn mich die ganze Gesellschaft laut ausgelacht hätte; war es nun aber Gutmüthigkeit, daß sie mich nicht beschämen wollten, oder wunderte sie mein Betragen, so daß sie glaubten, in dem Jungen muß doch etwas stecken; genug — sie schwiegen still, sahen mich verwundert an, und nicht einmal ein spöttisches Lächeln strafte mich. Allein diese Großmuth war es eben, die mich demüthigte; ich schlich mich wieder in meinen Winkel und fühlte, daß ich einen dummen Streich begangen hatte. — Die Oerstede, die mich liebten, sahen es aber für eine wahre Prophezeiung an. Wir waren überhaupt schon damals wechselseitig von einander überzeugt, daß jeder es in seinem Fache über das Gewöhnliche bringen würde.

Elftes Kapitel.

Klub-Bekanntschaften.

Ich bin von Natur etwas blöde und wortkarg, wenn ich mit Leuten in großer Gesellschaft spreche; unter vier Augen bin ich aber redselig und frei. Wenn ich nun im Klub war, so schenkten die Zechbrüder mir fleißig ein, weil sie bemerkt hatten, daß ich lustig und beredt wurde, wenn ich einige Gläser getrunken hatte. Eines Abends spät, als wir zahlreich den Klub verließen, beschuldigte mich Einer im Scherz, daß ich einen Rausch hätte. Ich bat die forteilende Schaar, gleich Halt zu machen, und rief: „Meine Herren, hier ist eine Ehrensache, die erst geschlichtet werden muß, eh' wir uns trennen! Unser Freund hier beschuldigt mich, daß ich betrunken sei; um Ihnen aber meine Nüchternheit zu beweisen, will ich gleich auf jener Leiter zum Leuchterpfahl hinauf klettern und Ihnen da eine Rede halten." — Damit waren sie alle zufrieden, und ich schritt gleich zum Werke.

Nun war dem Klub schräg gegenüber der Platz einer gewesenen Judensynagoge, die in der letzten Feuersbrunst auch abgebrannt war. Die Juden hatten entweder nicht Geld oder nicht Gottesfurcht genug gehabt, um ihre Synagoge wieder aufzubauen; eine Planke stand also da vor

dem leeren Platze; dabei stand ein Leuchterpfahl und eine Leiter. Zu dem Pfahle hatten die Juden aber auch noch keine Leuchte angeschafft. Der Pfahl trug nichts. Ich kletterte nun auf den ganz kleinen Quadrat dieses hohen Pfahles, durch Hülfe der senkrecht hängenden Leiter, um zu beweisen, daß ich keinen Rausch hätte. Ein handgreiflicher Beweis, daß ich einen hatte; denn nüchtern wäre ich gewiß gleich herunter gefallen, wie ein Somnambulist vom Dache, wenn man seinen Namen ruft. Wie ich nun droben stehe und spreche zur Erbauung der versammelten Gemeinde, kommt der Wächter und fragt, was ich da thue. — Ich antwortete gelassen: „Ich studire Astronomie.“ Er wollte jetzt pfeifen, meine Zuhörer, worunter auch einige Offiziere waren, warnten ihn aber, daß er einen jungen Menschen in seinen Studien nicht stören sollte; er ging also wieder seines Weges; und ich stieg auch glücklich herunter, ohne den Hals zu brechen. —

Im erwähnten Klub machte ich auch des unlängst verstorbenen Dichter Pram Bekanntschaft. Ein feuriger Norweger, voll Geist und Herz, mit großen Talenten, der sich aber mit gar zu vielen Dingen abgab, um es zur Meisterschaft in etwas zu bringen. Nicht bloß epische und lyrische Gedichte, nicht blos heroische Dramen, Komödien, Singspiele und prosaische Erzählungen schrieb er, sondern auch große statistische Abhandlungen, auch war er Geschäftsmann im Kommerzkollegio, politischer Schriftsteller, und widmete den finanziellen und ökonomischen Berechnungen viel Zeit. In allem, was er that, zeigte sich der Mann von Geist, Talent und Herz; weil er aber schnell arbeiten mußte, um Alles fertig zu bekommen, so hatte er (wie die Madame Sevigné sehr witzig und wahr sagt) nie

Zeit genug, um kurz zu sein, sondern drückte sich immer ziemlich weitläuftig aus, in schweren Perioden, wie er denn überhaupt das Talent, sich mit Leichtigkeit auszudrücken, nicht zu haben schien. — In seinem epischen Gedichte Stärkodder sind es besonders die holperichten Verse und die Weitschweifigkeit, die vielen einzelnen Schönheiten im Lichte stehen. In einigen seiner Stücke und Novellen sind gute Scenen und Stellen, wo dänische Nationalität mit komischer Laune hervortritt. Seine Emilias Quelle ist ein schönes Gedicht, das ich immer von allen seinen Werken am meisten geliebt habe.

Dieser wunderbare Mann kam mir gleich freundlich und zutraulich entgegen, und ich mußte auch gleich mit ihm Brüderschaft trinken. Ich habe keinen Menschen gekannt, der einen solchen Grad von Gutmüthigkeit und Wohlwollen mit einem solchen aufbrausenden Jähzorne verband. Aber er meinte nichts Böses damit, und wer ihn kannte, betrachtete nur sein Poltern wie das Klappern einer Mühle, während drinnen das nährende Korn gemahlen wird. Freilich, wer den sausenden Flügeln zu nahe kam, konnte sich auf eine tüchtige geistige Ohrfeige gefaßt machen. Keinen Freund hatte er, dem er nicht die Thüre gewiesen, ja, sogar mit Schlägen gedroht hätte; und doch hatte er viele Freunde und war von jedem, der ihn recht kannte, herzlich geliebt. Alles Einheimische, das einigen Werth hatte, schätzte er sehr, er war aber, wie die meisten Dichter damals, von der französischen Schule, und tadelte immer die großen deutschen Schriftsteller Goethe und Schiller, indem er dagegen Lafontaine und Kotzebue gelten ließ, weil sie gegen den französischen Geschmack keine Opposition bildeten. So hat man ja auch in Paris lange Kotzebue dem Goethe

vorgezogen; und Menschenhaß und Reue, und die Versöhnung sind im theatre français gespielt, beweint und beklatscht worden; eine Ehre, die wohl Goethe schwerlich zu Theil wird.

Ich hatte eine kleine nordische Erzählung (die ich nachher als Novelle in meinem König Hroar in Leire ganz umgearbeitet habe), Erich und Roller, geschrieben und wollte gern Prams Urtheil darüber hören. Er bestimmte mir einen Tag zum Vorlesen, ich kam zur bestimmten Stunde, traf ihn aber nicht zu Hause. Einige Tage darauf ging ich wieder zu ihm, ohne das Manuskript mitzunehmen. Ich grüßte ihn freundlich und sagte ihm bescheiden, ohne Vorwurf: ich wäre vorgestern bei ihm gewesen, hätte ihn aber nicht zu Hause getroffen. — „Was," rief er entrüstet, „willst Du mir Sticheleien sagen, weil ich nicht zu Hause war? So scheere Dich nur wieder fort und gehe zum Teufel!" Ich bedachte mich einen Augenblick, was ich antworten sollte; indem kam das Mädchen herein und setzte ihm eine Tasse Kaffe auf den Tisch. — „Nein," antwortete ich jetzt ruhig, „ich will nicht gehen, ich will bei Dir bleiben und eine Tasse Kaffe mit Dir trinken." — „Das kannst Du auch!" antwortete er gleich launig, indem er mir zur Versöhnung die Hand reichte und zum Mädchen sagte: „Bringe Sie dem Herrn auch eine Tasse." So hatte ich auf eine freundliche Weise den guten Pram darauf aufmerksam gemacht, daß er mein Wirth sei, und daß er sich hüten müsse, die schöne Pflicht der Gastfreiheit zu verletzen. Jetzt waren wir wieder Freunde, von der Novelle sprach ich aber nicht und habe ihm auch nachher nie etwas von meiner Muse vorgelesen. (In spätern Jahren erwies er mir öfter die Ehre, meinen

Vorlesungen beizuwohnen.) Ueber die Tragödien des unsterblichen Schiller erstaunte damals die Welt. Wie bekannt, waren der Herzog von Augustenburg und der Graf Schimmelmann Schillers Wohlthäter; er schickte ihnen aus Dankbarkeit gleich seine Stücke im Manuskript, wenn er sie gedichtet hatte. Hier wurden sie in einem gebildeten Kreise vorgelesen, genossen und beurtheilt; und so hatte schon Schiller in Kopenhagen einige seiner ersten und eifrigsten Bewunderer. Das waren aber Deutsche. Die Dänen fingen erst später an, ihn zu verstehen und zu genießen. Alles soll seine Zeit haben; selbst das Licht braucht Zeit, um seine Strahlen von den Sternen nach den Planeten zu senden; fängt man doch erst jetzt in Frankreich und England an, den großen Geistern Deutschlands Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Die ältern dänischen Dichter also, wie gesagt, mochten Goethe und Schiller nicht leiden, besonders Thaarup und Pram. Rahbek liebte damals nur den ersten Goethe, den Verfasser des Werther, der Stella, des Clavigo, noch nicht den neuen griechisch- und weltgebildeten. Von Schiller schätzte er am meisten die ersten Arbeiten, die er als Jüngling und als Theaterdichter in Mannheim verfaßt, wo ihn Rahbek persönlich gekannt hatte. Nachher hat aber Rahbek den Wilhelm Meister und mehrere Schillersche Stücke übersetzt. Baggesen — (den wir für's Erste nicht mehr zu den Dänen rechnen sollten) — bewunderte Schiller, gegen Goethe trug er aber einen eingewurzelten Haß, der zwar nachher einen Augenblick gedämpft wurde, bald aber wieder ausbrach, was sein Faust beweisen würde, wenn dieses Stück jemals, ohne spätere Veränderungen, gedruckt werden sollte.

Ein junges Blut, wie ich, hatte also genug zu thun, seine durch philosophische Klarheit noch nicht befestigten Meinungen in einer Umgebung von Aelteren zu behaupten und zu vertheidigen, deren Gespräche fast immer seine zartesten Gefühle verletzten. Auch mit Pram disputirte ich mitunter, bis er wüthend und ich hitzig wurde. Einmal, als wir von Schillers Wallenstein sprachen, rief er: „Hör einmal, wenn ich einem deutschen Unteroffizier sage, Du sollst so ein Stück, wie den Wallenstein, schreiben, und er es binnen vier und zwanzig Stunden nicht gethan hat, so hat der Schlingel sieben und zwanzig Stockschläge verdient!" — Nun brach ich in ein lautes Gelächter aus, legte meine Hand auf seine Schulter und sagte: „Lieber Pram, und wenn man Dich todtschlüge, könntest Du nicht eine einzige solche Scene machen!" — — „Das ist, hol' mich der Teufel, wohl möglich; ich habe auch nicht von mir gesprochen," sagte er jetzt launig, sein Unrecht einsehend. — Er brach auch eigentlich nicht in Zorn gegen Schiller aus, sondern gegen mich, den Jüngern, der ihn, den Aeltern, meistern wollte.

Nie schrieb Pram oder Thaarup eine Zeile gegen die großen deutschen Dichter; sie gaben nur mitunter persönlich ihrer übeln Laune Raum. Bedenkt man, wie unverschämt und einfältig dagegen der Holländer Bilderdyck von deutschen Schriftstellern gesprochen hat, so stehen die Dänen gegen ihn wie reine Seelen mit Palmzweigen in den Händen.

Mein einziger Trost waren in dieser Periode die Mynster, denn Benzon war nach Westindien gereist. Besonders ging ich mit Hieronymus viel um, zeigte ihm alle meine dichterischen Versuche und ließ ihn meine Verse korrigiren, was er gern that.

Wenn ich ihn so des Morgens besuchte, amüsirte mich oft sein Gespräch mit seinem Friseur, den er gut leiden mochte, den er aber immer foppte, weil der Haarkräusler gern wissenschaftliche Kenntnisse verrathen wollte, während er gar keine hatte. Eines Tages sprachen wir davon, wie viele Grade es verwichene Nacht gefroren hatte. — „Herr Doktor," fiel uns der Friseur eifrig in die Rede, „ist ein Grad nicht funfzehn Meilen?" „Ja, ganz richtig!" antwortete Mynster sehr ernst und ruhig.

Auch mich mochte er gern foppen; und obschon er selbst voll Gefühl war, wollte er doch gern den Gefühllosen und mitunter den Philister spielen, blos, um mich zu ärgern. Er und sein Bruder Jakob schrieben sehr artige kleine Gedichte, worin immer etwas Originelles und Geschmackvolles war. Sie ließen aber nichts drucken. — „Oehlenschläger," sagte Hieronymus einmal zu mir, als wir allein waren, „ich habe eine Gespenstergeschichte geschrieben, magst Du sie wohl hören?" — „Ach, mit dem größten Vergnügen!" — „Nun so setze Dich, ich will sie Dir vorlesen, sie ist nicht lang, vielleicht aber schaurig genug." — „Lies, lieber Freund, ich bin ganz Ohr!" — Er las:

„Es war Mitternacht. Der Mond warf seinen schwachen Schein auf die Marmorbrücke; die verhüllte Gestalt mit dem Korb unter dem Arm konnte nicht weiter gehen. Sie setzte den Korb an den Rand der Brücke, sah mit ängstlichen Blicken umher, ob kein Zuschauer in der Nähe sei? Nur der Mond sah mit mitleidigen Augen auf das schöne todte Kind" — — —

„Ja, weiter bin ich nicht gekommen!" sagte Mynster ganz phlegmatisch, indem er vom Stuhle aufstand und das

Blatt hinlegte, während ich noch voll Erwartung mit aufgesperrten Augen und Ohren da saß.

Hatte er mich nun mitunter gar zu sehr mystifizirt, so suchte ich Trost bei Weyse. Dieses herrliche musikalische Genie, ein Schüler von Schulz, der nachherige treffliche Komponist meines Faruks und meiner Ludlams Höhle, phantasirte mir dann auf dem Piano vor, wozu er ein außerordentliches Talent hatte; oder er spielte mir auch einige seiner Melodien vor, worunter besonders Theklas Lied im Wallenstein „der Eichwald brauset" die süßeste, heiligste Wehmuth athmete. Seine witzige Laune und seltne Bildung machten mir auch große Freude. Er hatte angefangen den Schlaftrunk von Bretzner zu komponiren, und ich versprach ihm, das Stück für die dänische Bühne frei zu bearbeiten.

In den Stunden, wo ich nicht Jura trieb oder Latein schrieb, beschäftigte ich mich besonders mit alter nordischer Mythologie und Geschichte. Ich las den Snorro Sturleson und Saxo Grammatikus, um Stoff zu einer Tragödie oder zu einem heroischen Drama zu finden. Gleich in Harald Harfagers Geschichte, wie er die kleinen Unterkönige unterjocht, um den Stolz der schönen Gyda, die er liebt, zu befriedigen, schien mir ganz trefflich dazu geeignet, obschon es nur Stoff zu einer Reihe von Episoden hätte geben können. Ein Paar dieser Episoden, wovon die eine (wie Herlaug sich lebendig begräbt, um nicht von Harald unterjocht zu werden) beinahe selbst ein Ganzes wurde, zeigte ich Sander, der sie sehr rühmte, mir aber zugleich rieth, es nicht drucken zu lassen.

Ganz hatte ich doch dem Verfasserkitzel nicht widerstehen können. Einen Musenalmanach, Siofna, hatte ich

herausgegeben, worin eine Uebersetzung der komischen Erzählung des „Fischers von Wieland“ die Hauptstelle einnahm. Auch von meiner nordischen Erzählung „Erich und Roller“ waren mehrere Bogen gedruckt, eine Erzählung von Anton Wall, „Adelheid und Aimar“, (die mir nachher zu meinem Singspiele die Räuberburg Anlaß gab) hatte ich übersetzt; Göthes Götz von Berlichingen nicht zu vergessen.

Ich studirte nun auch etwas Isländisch, und dabei halfen mir einige schwedische Uebersetzungen isländischer Sagen. So las ich Alfs, Frithiofs, Hrolf Krakes und Velents Saga; welche letztere ich später übersetzte.

Es ist mir öfter im Leben begegnet, daß eben, wie ich einen literarischen Helfer brauchte, er auch unvermutheter Weise zu mir hereingetreten ist. So trat auch Arndt, eine der merkwürdigsten Karikaturen unserer Zeit, eines Tages zu mir herein, mit schmutzigen Wasserstiefeln, in sehr großem blauen Oberrocke, und mit den langen blonden Haaren, die ihm, wie einem Frauenzimmer, bis zu den Hüften reichten, zwischen Rock und Oberrock versteckt. Dieser sonderbare Mensch, aus Altona gebürtig, war, so zu sagen, nur ein spukender Schatten der Vorzeit und lebte eigentlich gar nicht in der Gegenwart. Doch war er von der Natur ausgegangen und hatte sich erst auf die Botanik gelegt; bald aber verdrängten bei ihm Grabsteine und Runen die Kräuter und Blumen. Er war ein Alterthümler, wie nur einer es sein kann. Alles, was lebte, blühete, gedieh, in der Gesellschaft zusammen wirkte, verachtete er; nur die morschen Ueberreste, nur die dunkeln Sagen und Worte halb oder ganz verklungener Sprachen liebte er. Ganz Europa betrachtete er nur wie eine große Studir-

stube, wo er etwas weit mitunter gehen mußte, um die Citate zu holen. So war er einmal in Norwegen, in den nördlichsten Gegenden Drontheims, mehrere Runensteine abzubilden, als es ihm eben einfiel, hinunter nach Venedig zu gehen, um einige griechische Zeilen auf einer Statue abzuschreiben, worin er vermuthete, etwas Dänisches aus den Zeiten der Wäringer zu finden. Den Kulturzustand, die politischen Einrichtungen ignorirte er ganz, oder wenn er davon sprach, so war es, um mit Scheltworten und Flüchen seinem Herzen Luft zu machen. Auf seinen Wanderungen kehrte er bei Gutsbesitzern und Predigern ein, ließ sich von ihnen bewirthen, schlief in ihren Zimmern, lohnte aber ihre Gastfreiheit nur mit Grobheiten und Unverschämtheit, weil er meinte: es wäre ihre Pflicht, einem solchen Manne, wie ihm, der aus Liebe und Eifer für die Alterthümer Verzicht auf alle Bequemlichkeiten that, Vorschub zu leisten. Ein Dienstmädchen, das einmal gewagt hatte, seine Stiefeln zu putzen, schalt er garstig aus: „will die Metze wohl meine Stiefel stehen lassen? Ich brauche das dumme Putzen nicht; wenn meine Stiefel mir zu schmutzig sind, spüle ich sie rein in einem Bache, und damit ist die Sache abgethan!“ Oft bekam er auch Schläge und wurde zur Thüre hinaus geworfen, allein daran kehrte er sich nicht. Er hatte keinen Freund, keine Heimath. Alle seine Manuskripte trug er in den Taschen, bis sie ihm zu schwer wurden, dann verbarg er sie — nicht in einer Stadt bei einem Einwohner, denn für ihn gab es keine Städte und keine Einwohner — sondern zwischen den Steinen an einem Zaune mitten auf dem Felde oder in einer alten Ruine, wo er sie wieder finden konnte.

Dieser seltsame Ueberall und Nirgends trat zu mir

herein, als ich eben über den alten isländischen Sagen saß, und gab mir nachher etwas Unterricht in der Grammatik der isländischen Sprache. An die neuere Poesie kehrte er sich nicht im mindesten; dagegen war ihm jeder Runenbuchstabe, jedes verzogene Bild der alten Skalden heilig, und weil er mit den Sitten und dem Geiste der nordischen Heldenzeit vertraut war, so lernte ich allerlei von ihm, und es freute mich, mitunter mit dem Alterthümler, der einem kleinen Zauberfinnen glich, mich in's Dunkel der heidnischen Vorzeit zu verlieren.

Zwölftes Kapitel.

Verlobung. Neuere Schule.

Zu dieser Zeit hatte ich das Vergnügen, von einer sehr angenehmen Nachricht überrascht zu werden. Anders Oersted, der oft mit mir nach Friedrichsberg ging, hatte meiner Schwester Bekanntschaft gemacht, und ohne mir ein Wort davon zu sagen, vielleicht eine kleine Rache wegen meiner vorherigen Verschwiegenheit, hatten sie sich miteinander auf eigne Hand verlobt. Die Hochzeit folgte bald darauf, als er Assessor am Hof- und Stadtgerichte geworden, und dadurch gewann unsere gesellige Freude viel Leben; hätte der gute Oersted nur nicht so oft gekränkelt, eine Folge des gar zu eifrigen Studirens; auch meine Schwester litt oft an den Folgen eines Scharlachfiebers, welches doch nicht im Stande war, ihre außerordentliche Lebendigkeit und Heiterkeit zu schwächen.

Im Hause, wo ich wohnte, hatte ich zu der Zeit viel Umgang mit Norwegern. Ein norwegischer Student, Bull, der auch bei Madame Möller wohnte, ward mein Freund, wir schliefen in einem Bett und theilten unsre Zimmer mit einander. Eine Madame Korn aus Christiania, eine geistreiche, herzliche Frau, die recht hübsch dichtete, wohnte auch einige Monate da; ihre Tochter Sara war das Gegentheil von der biblischen alten Namensschwester, denn sie war

ein schönes zwölfjähriges Mädchen, voll nordischen Ernstes, voll Gefühl und Charakter.

Ein andrer guter Freund, mit dem ich mich im Lateinischen übte, war kurz vorher auch mein Stubengenosse gewesen. Wir liebten uns, disputirten aber mitunter, und dann lief er weg, bis er wieder ruhig geworden. Eines Abends spät im schönen Sommerwetter zankten wir uns, eben, wie wir zu Bette gehen wollten. Er lief nach seiner Gewohnheit fort. Ich dachte: wo will er hin? Es ist jetzt zu spät, um sich bei Andern einquartiren zu können. Er kommt wohl wieder. So ging ich zu Bett, schloß die Thüre nicht zu und schlief ruhig ein. Des Morgens, als ich erwachte und ihn an meiner Seite zu finden hoffte, fand ich Niemanden. Ich stehe auf, setze mich bekümmert zum Theetische, und eben, wie ich Wasser auf den Thee gießen will, tritt er vergnügt und heiter herein. „Guten Morgen, Oehlenschläger!“ — „Guten Morgen, lieber Freund! Wo bist Du denn heute Nacht gewesen?“ — „Ich bin nach Friedrichsberg gegangen und habe da in einem Lusthause im Süderfelde geschlafen. Da war's ganz charmant! Ich habe aber einen wunderlichen Schlafgesellen gehabt; denn es schlief ein Stachelschwein auch in einem Winkel in dem Lusthause.“ Ich glaubte erst, daß es Satyre auf mich sein sollte, weil ich mitunter auf ihn stichelte. Es war aber bittrer Ernst. Ich habe aber nie sonst von Stachelschweinen im Süderfelde gehört. Wir versöhnten uns leicht; er war ein guter Lateiner und half mir bei meinen Uebungen. Auch ich hatte ihm einmal, als er in einer unglücklichen Leidenschaft eben den Werther gelesen hatte und sich seltsamen Phantasien ergab, als Freund beigestanden.

Ein vorheriger Kaufmann, Richter, hatte zu dieser Zeit

auf Königs Neumarkt ein Gasthaus etablirt, wo man sehr gute Beefsteaks aß und guten Bordeauxwein dazu trank. Ich saß eines Tages da, als mich Jemand leise auf die Schulter klopfte. Ich kehre mich um und sehe Hieronymus Mynster mit einem jungen, schlanken Manne, der ein schönes, geistreiches Gesicht hatte. „Darf ich Dich," sagte er zu dem Fremden, „mit einem jungen Dichter bekannt machen, der schon mehrere Sachen herausgegeben hat?" „Ich habe schon von den Sachen gekostet!" sagte der Fremde höflich. „Du sprichst mit dem Herrn Doktor Steffens," sagte Mynster. Ich sagte dem Doktor wieder einige höfliche Worte, und er ging mit Mynster.

Nachher erzählte Sander mir, daß Steffens ein eifriger Anhänger und bedeutendes Mitglied der sogenannten neueren Schule sei, und daß man sich wohl vor ihm hüten müsse. Das nahm ich mir ad notam.

Im Dreyers-Klub traf ich ihn kurz darauf eines Abends wieder. Er sprach viel, und äußerte mit Beredsamkeit und Dreistigkeit viele Meinungen, wobei uns im Klub die Haare zu Berge standen und uns so zu Muthe wurde, wie dem Küster und Verwalter in Erasmus Montanus, wenn dieser beweisen will, daß die Erde und daß der Küster ein Hahn ist. Ich spielte einigermaßen die Rollen des Verwalters und des Küsters, „ich fand in meinem Gewissen, daß Steffens Unrecht hatte," war aber bei weitem kein so guter Disputator, wie er, auch waren meine philosophischen Kenntnisse zu schwach, um mit diesem kühnen Streiter anzubinden. Doch that ich, was ich konnte, und war auch der Einzige von allen Gegenwärtigen, der ihm zu widersprechen wagte. Er behauptete unter andern, Lessing sei kein rechter Dichter; und ich, der ich Lessing

sehr liebte, suchte das Gegentheil auf alle mögliche Arten zu beweisen. Als Steffens weggegangen war, rühmten meine Glaubensgenossen mich und sagten, ich hätte die gute Sache wohl vertheidigt. — Ich sagte: „Hört, Kinder, da irrt Ihr Euch aber, wenn Ihr glaubt, daß ich immer mit diesem Manne streiten werde. Ich fühle es, Steffens und ich werden die besten Freunde! Er mag in diesem oder jenem Unrecht haben, welche Beredsamkeit aber! welches Feuer! welcher Verstand! welche poetische Begeisterung! welch ein Witz!" Damit waren sie nun wenig zufrieden, ich aber suchte ihn bald wieder auf.

Weil er nun, als ein neuer Ansgarius, sich vorgesetzt hatte, unsre dänischen schönen Geister und Philosophen vom irren Glauben zu bekehren, so war es ihm wohl auch recht lieb, einen jungen, rüstigen Heiden zu treffen, der auf seine Art mithelfen konnte, wenn er selbst erst getauft war. Ich besuchte Steffens eines Vormittages, er fing um elf Uhr an, mit mir zu sprechen, und so sprachen wir fort bis drei Uhr Nachts, also volle sechszehn Stunden. Dabei aßen wir aber Beefsteaks und tranken Wein bei Richter, spazierten nach Friedrichsberg, gingen das Süderfeld durch und begaben uns dann wieder nach Kopenhagen, wo ich bei Steffens die Nacht schlief, aber träumend aus dem Bette heraus sprang und lärmte, als ich etwas geschlafen hatte. Des Morgens nach dem Frühstücke ging ich nach Hause und schrieb ein lyrisches Gedicht: die goldnen Hörner, um ihm zu beweisen, daß ich ein Dichter sei, woran er nach den vorhergehenden „gekosteten Sachen" einigen Zweifel zu hegen schien. Er gestand mir, daß er, nach dem Gedichte zu schließen, das er von mir gelesen, geglaubt hätte, ich sei ein alter, abgelebter Mann mit Perücke und Haar-

beutel. Dieses Lied war nemlich ein moralisch-satyrisches Lehrgedicht, etwas nach alter Mode zugeschnitten, doch nicht ohne Witz.

Aus der königlichen Kunstkammer in Kopenhagen waren vor Kurzem zwei uralte goldene Trinkhörner entwandt und von dem Diebe eingeschmolzen worden, so daß sie für die Nachwelt ewig verloren gingen. Dies Ereigniß nahm ich allegorisch, erzählte poetisch, wie die Hörner als Belohnung für treue Forschung gefunden wären, aber wieder von den Göttern weggenommen worden, weil man keinen Sinn für ihren wahren Werth gehabt und sie nur neugierig, wie andere Kuriositäten, beäugelt hätte.

„Ei, mein Bester," sagte Steffens, als ich ihm dieses Gedicht vorgelesen hatte, „Sie sind ja wirklich ein Dichter." — Ich antwortete ihm, daß ich es selbst glaube, und jetzt nahm er sich recht eifrig meiner an, und wir waren seit dem Tage unzertrennlich.

Keinen Mann habe ich mehr, als Steffens, geliebt, und er verdiente es, denn er war im hohen Grade liebenswürdig, kenntnißreich, verständig und gefühlvoll. Keine Meinung äußerte er, worin ich nicht in reiferen Jahren viel Wahres und Schönes gefunden habe; und waren die Meinungen mitunter übertrieben, so muß man es theils der Natur der Opposition zuschreiben, die leicht den Uebertreibungen geltender Meinungen eine Uebertreibung entgegenstellt, theils seiner feurigen Jugend, denn es sind jetzt sechs und zwanzig Jahre her.

Das erste, wodurch er gleich mein Herz gewann, war seine Hochachtung und Liebe für Poesie, welche er nicht blos begeistert aussprach, sondern deren Recht er auch philosophisch klar bewies und vertheidigte.

Ich hatte es immer tief gefühlt, aber es war mir noch nicht gelungen, die geahnten Wahrheiten in deutlichen Begriffen zu gestalten. Immer hatte es mich im Herzen gekränkt, wenn ich die Dichtkunst, selbst von Leuten mit Geist und Geschmack, als eine hübsche Nebensache degradiren hörte, auf die man sich in seinen Freistunden legen sollte, wenn man erst seine besten Kräfte dem Nützlichen geweiht hätte; die Poesie sei nicht nützlich; das Nützliche sei aber das Erste; also behauptete die Kunst ihrer Natur nach einen untergeordneten Rang. Mitunter ließ ich mich von diesen Sophismen blenden, und dann konnte ich in der Einsamkeit trauern und wehmüthig sein, weil mich die Natur zu etwas so ganz Untergeordnetem bestimmt hätte. Oft dachte ich wieder: Seltsam! Um Kunst, die nur ein Spielzeug des Lebens ist, auszuüben, muß man Genie haben, um aber ein nützlicher Bürger im Staate zu werden, braucht man bloß Fleiß und allgemeinen gesunden Menschensinn. Und doch ist dieses edler und ehrenvoller. Sonderbar! ganz gegen die sonstige Ordnung der Dinge! Doch mag es wohl auch in der Natur so sein! Aepfel sind gewiß edler, als Rosen, und Bohnen und Kartoffeln wieder edler, als Aepfel.

Steffens lehrte mich leicht die Schiefheit dieses Schlusses einsehen, die daraus entsteht, wenn man das Nützliche als höchstes Ziel der Menschheit setzt und das Nothwendige mit dem Höchsten verwechselt. Bald sah ich ein, das Nützliche sei nur eine Bedingung der irdischen Natur, damit wir als Menschenthiere gesund und bequem gedeihen können. Unser überirdisches Ziel, als Menschengeister, sei aber die Kenntniß und die Ausübung des Wahren und des Schönen, zu welcher Kenntniß und Ausübung im höheren Sinne wir nur durch Wissenschaft

und Kunst gelangen. Auch hier sah ich bald ein, daß die Ausübung des Schönen nicht der Erkenntniß des Wahren untergeordnet sei, so wenig, wie das geschaute Objekt der subjektiven Anschauung; weil eben das Wahre und Gute darin bestehe, das Schöne in allen Verhältnissen der Natur und des Menschenlebens zu erkennen und auszuüben.

Aus jenem Irrglauben des Nützlichen konnte man nun alle andre Fehlgriffe und schiefe Meinungen der Zeit leicht herleiten; zum Beispiel die gar zu große Achtung für sogenannte neuere Aufklärung, welche nicht in einer wahren Aufklärung bestand, sondern in einer eigenliebigen Ueberschätzung der Zeitmeinungen; wozu gehörte, alles, was Bezug auf Phantasie und höhere Ideen hatte, zu verachten, um dem Trivialen und Alltäglichen einen phantastischen Werth beizulegen.

Alle diese Irrthümer hat die neuere Schule sehr gut bestritten; wie es aber zur Anwendung kam, so fiel sie mitunter wieder in entgegengesetzte Extreme.

So hatte sie ganz Recht darin, daß man das Poetische und Schöne des Mittelalters vorher weder richtig gekannt, noch geschätzt hatte. Viel Lob verdienen Sprachforscher und Dichter der neueren Schule, weil sie alte Bücher und Bilder aus dem Klosterstaube hervorgeholt, und, durch sie genährt und begeistert, selbst gute Werke geliefert haben, worin das Schöne des Mittelalters neugeboren und idealisirt hervortrat. Sie hatten aber Unrecht, wenn sie Alles im Mittelalter schön fanden, blind gegen alle Tollheiten und Grausamkeiten der dunkeln Jahrhunderte waren, und uns einbilden wollten, die Zeit wäre nur nachher zurückgegangen, und wir könnten nichts Besseres thun, als wieder romantische Barbaren werden.

Schön war es von ihnen, die Lieder der Ritterzeit herauszugeben, und auf den herrlichen nationalen Ton, das heroische Gepräge, den Wohlklang, den Adel der Sprache, auf die vielen einzelnen Schönheiten (die nicht besser sein können) aufmerksam zu machen. Aber Unrecht hatten sie, unendlich lange Reimchroniken, worin Monotie und Wiederholung zum Ueberdruß herrschen, als vollendete Meisterwerke anzupreisen, während sie unbarmherzig und streng genug alles Neuere, worin doch oft etwas Schönes, verkannten, verwarfen.

Gut und edel war es von ihnen, als Protestanten den alten Groll fahren zu lassen, um auch das Schöne im Gottesdienste unserer katholischen Glaubensgenossen zu schätzen; denn der Protestantismus ging wirklich zu weit, und im Geiste der Bilderstürmer protestirte man zuletzt gegen alles Schöne, das sich doch so herrlich mit der Religion verbindet. Von keinen edelgebauten Kirchen, keinen herrlichen Bildern, keiner herzergreifenden Musik war mehr die Rede! Von keinen poetischen, rührenden Sagen älterer Christen. Ein häßlicher, melancholischer Geist hatte sich vieler Protestanten bemeistert. Sie betrachteten das Leben wie ein Jammerthal, ohne Freude und Blüthen, nur mit halbwahnsinnigen Augen auf Tod, Grab, Blut und Verwesung gerichtet. Die neuere Schule zeigte das Poetische, das Heiterschöne im katholischen Gottesdienst; und darin that sie wohl. Aber sie hatte Unrecht, wenn sie den großen Schritt Luthers zur Verbesserung verkannte, wenn sie blind für die Wahrheiten späterer philosophischer Christen war und ihre Untersuchungen seichte Aufklärung nannte, wenn sie das Kindische, Tändelnde, oft Alberne der katholischen Ceremonien der einfachen ernsten Größe

des geläuterten Christenthums vorzog, einen krassen Glauben an Wunder über Edelmuth und Tugend setzte, Herzensgüte und mildes Gefühl fade Sentimentalität schalt, und Toleranz zu einem Spitznamen lauer Gleichgültigkeit machte.

So waren damals die Meinungen der Schule, so glaube ich sie wenigstens verstanden zu haben. Uebrigens hatte Jedermann seine eignen Meinungen, Steffens auch seine, und sein liebevolles Gemüth und leichtbewegtes Herz konnte sich nicht zur Kälte und Strenge neigen, so wenig wie seine Weltkenntniß und sein wissenschaftlicher Blick in die Natur ihn in Einseitigkeit erstarren ließ.

Eben sein poetisches, für jeden schönen Gegenstand offenes Gemüth, sein heiterer Witz, womit er immer Pedanterien und Eigensinn verspottete, gewannen ihm mein Herz. Er hielt naturphilosophische Vorlesungen; auch Vorlesungen über Goethes Werke, wodurch ich Vieles in dieses großen Meisters Gedichten besser verstehen lernte. Mehrerem legte Steffens einen philosophischen Sinn unter, worin ich vorher nur die schöne Darstellung des Wirklichen bewundert hatte. Ich bin später zu dieser ersten Anschauung zurückgekehrt, und glaube nicht, daß ein wahrer Dichter etwas dabei gewinnt, wenn man seine Poesie in Philosophie übersetzt. Eine schöne Idee, ein Hauptgedanke mag das Ganze zusammenhalten; die idealische Darstellung des Individuell-Menschlichen ist und bleibt immer die Hauptsache der Dichtkunst.

Goethes Faust, das am meisten philosophische seiner Werke, war auch Steffens Lieblingsgedicht, und er sagte vortreffliche Sachen darüber. Steffens eigener poetischer Geist offenbarte sich schon hier im philosophischen Gewande; und ohne selbst ein Dichter zu sein, würde er mich wohl

auch schwerlich so sehr gewonnen haben; denn obschon ich mir alle die Hauptmeinungen und Hauptgedanken der Kantschen, Fichteschen und Schellingschen Philosophie in der Volkssprache von meinen Freunden übersetzen ließ, und sie so recht gut begriff, war es mir doch eine pure Unmöglichkeit, mich durch die terminologischen Systeme der reinen Vernunft, der ästhetischen Urtheilskraft, der Wissenschaftslehre und des Idealismus hindurchzuarbeiten.

Steffens Lieblingsdichter, Novalis und Tieck, las ich nun auch zu wiederholten Malen. Wie sehr entzückte mich die schöne, religiöse Sentimentalität Novalis in seinen Liedern, und die Stellen in Heinrich von Ofterdingen, wo Aeltern, Sohn, Natur und Bergmannswesen geschildert werden. Auch die blaue Blume entzückte mich, der ich mich damals zu einer gewissen mystischen Schwärmerei geneigt fühlte. Tieck war mir wieder ganz anders. Von Wackenroder und Novalis hatte er freilich eine milde Gemüthlichkeit geerbt, die sich in den Phantasien des Klosterbruders und in dem ersten Theile des Sternbalds erkennen ließ. Als aber jene Freunde gestorben waren, verschwand auch bei Tieck nach und nach dies Gemüthliche; Phantasie und Laune behaupteten ihr angebornes Recht; zuletzt schämte er sich beinahe, ein mildes Gefühl zu äußern, und schalt unaufhörlich auf Sentimentalität.

Ganz besonders ergötzte mich dieser romantische Aristophanes in seinem gestiefelten Kater, in der verkehrten Welt und im Zerbino. Ganz und gar Schöpfer dieser neuen Gattung war Tieck nun freilich nicht; denn Goethe war ihm schon in seiner freien Bearbeitung der aristophanischen Vögel mit einem würdigen Beispiele vorangegangen; weswegen man auch in den Scenen mit Hoffegut und

Treugott, und mit Jeremias bei'm Polykomikus eine große Familienähnlichkeit findet. Tieck ist aber weit komischer und launenhafter, als Goethe. Seine Späße sind voll unendlichen Witzes und sinnreicher Beziehungen. Daß seine Satyren eine gewisse Einseitigkeit haben, daß bei Tieck nicht die freie Goethische Weltansicht zu finden ist, daß er immer von der literarischen Opposition seiner Schule ausgeht, fiel mir in den Jahren noch nicht recht auf. Auch genirten mich damals nicht bei seinen lustigen Festgelagen die häufigen Menschenopfer der Persönlichkeit. War doch Goethe ihm auch hier in seinen Göttern, Helden — und Wieland in seinen Xenien mit einem tüchtigen Beispiele vorangegangen.

Auch freuten mich sehr Tiecks Mährchen, wo er freilich statt eines **deus ex machina** ein wenig gar zu oft einen **Diabolus ex machina** braucht, den er, um die poetische Gerechtigkeit zu ärgern, (die er als alte Mode verwirft) meistens triumphirend abgehen läßt. Durch diese neu erfundene poetische Ungerechtigkeit wirken seine Mährchen noch stärker, als die schönen phantastischen Plaisanterien des Musäus; und freilich giebt es nur zwei Arten, mit dem Teufel umzugehen: entweder ihn auszulachen oder über ihn zu schaudern. Hoffmann hat nachher versucht, dies Lachen und Schaudern in ein poetisches Grinsen zu verbinden, das (wo es nicht gar zu grimassirt ist,) nicht ohne Wirkung bleibt.

Was mich noch besonders bei Tieck ansprach, war die genaue Kenntniß, die Liebe zum ritterlichen Mittelalter, wodurch seine Schilderungen ein warmes, schönes Kolorit bekommen. Eben so, wie Talma auf der französischen Bühne statt des altfränkischen Prunkes ein wahres grie-

chisches Kostüme einführte, so kann man sagen, daß Tieck in die deutsche Poesie ein würdiges Kostüm der Ritterzeit hineingebracht hat, da man vorher mit Veit Weberschen Plumagen auf den von verschiedenen Zeitaltern zusammengeflickten Helmen vorlieb nahm, welches nicht viel besser war, als wenn Garrick und Eckhof den Makbeth in schwarz sammtenen Hosen spielten. Goethe war blos zu Hans Sachs und Götz von Berlichingen hinaufgestiegen, Tieck stieg hinauf zu den Zeiten der Minnesänger und noch höher. Wie herrliche Bilder der alten Zeit hat er uns nicht in seinem getreuen Eckhart, seinen Haimonskindern, auch in seiner fromm-katholischen Genoveva dargestellt. Im Oktavian treten Klemens und Florenz auf, als ganz herrlich gezeichnete komische Charaktere. Schade, daß der gute Tieck, der doch selbst in lyrischen Gedichten eigentlich kein Lyriker ist (er wiederholt immer dieselben Bilder, wie ein Minnesänger), seine dramatischen Werke mit unpassenden Ottavereimen und Sonetten so oft überladen hat. Im Oktavian versteigen sich die lyrischen Klänge zu einer wahren Ueppigkeit, wobei die Poesie sehr leidet.

So urtheilte ich noch nicht über Tieck zu Steffens Zeiten; damals fand ich Alles schön. Vielleicht irr' ich mich jetzt! Ich habe aber ehrlich meine Meinung über diesen großen Dichtergenius ausgesprochen, wie er über mich gesprochen hat. Wenn ich später von meinem Correggio rede, werde ich das Stück gegen seinen bittern Tadel zu vertheidigen suchen. Uebrigens werde ich den herrlichen Tieck stets lieben und schätzen, und immer wünschen, daß er mein Freund bleibe. Sind wir auch in vielen Ansichten und Meinungen verschieden, es bleibt doch immer genug übrig, was wir beide an einander lieben können.

Kurz vor Steffens Ankunft in Kopenhagen hatte ich mehrere Bogen meiner Erzählung Erich und Roller druk-ken lassen. Diese kassirte ich alle, weil ich jetzt einen ganz andern Geschmack bekommen hatte. Statt etwas Geld zu gewinnen, mußte ich beinahe anderthalbhundert Thaler nach und nach für Druckunkosten und baar bekommenes Geld wieder auszahlen, was keine Kleinigkeit für einen jungen Menschen war, der gar nichts hatte. Ich hatte damals mit einem Buchhändler Akkord gemacht, der einen Band meiner Gedichte herausgeben sollte. Glücklicherweise war noch nichts gedruckt. Steffens verwarf, mit Ausnah-me einiger Kleinigkeiten, auch diese ganze Sammlung. Der Buchhändler kannte den Inhalt der Sammlung noch nicht. Ich setzte mich also hin und schrieb in größter Geschwin-digkeit eine neue Sammlung, die ich ihm, statt der verworfenen, gab, ohne weiter ein Wort von dem Vorfalle zu sagen.

Viele alte dänische Heldenlieder bearbeitete ich hier in größeren Romanzen, wobei ich mich mitunter der Ottave-reime bediente. Das Hauptstück der Sammlung war ein dramatisch-lyrisches St. Johannisabendspiel, das etwas an Goethes Fastnachtspiel und an die Tieckschen Sa-tyren erinnert, das aber doch originell ist, weil es die Sommer-Scenen in unserm Thiergarten poetisch-treu darstellt, und weil das Erotische und einige phantastisch-ernste Nachtscenen auf eigene Weise damit verbunden sind. Diese Gedichte, die 1803 herauskamen, machten Aufsehen und verschafften mir einen Namen unter den Poeten.

Dreizehntes Kapitel.

Opposition. Familienleben. Dichtungen.

Sie verschafften mir auch viele Feinde, weil sich Einige, die viele Freunde hatten, von den satyrischen Einfällen des St. Johannisabendspieles getroffen fühlten. Die alte poetische Schule empörte sich natürlicherweise gegen die neueren Meinungen und Ansichten. Sie fanden den Spott über Aufklärung und Nützlichkeit ungerecht, und die Verehrung der Phantasien des Alterthums gefährlich und unvernünftig.

Ein älterer Literator, sonst ein lieber Mensch und mein guter Freund, Pavels, nachher Bischof in Bergen, schrieb eine harte Kritik über meine Gedichte; ich rächte mich in einer, gegen meine sonstige Gewohnheit, ziemlich beißenden Satyre, und das machte denn die Spannung noch ärger. Bald fühlte ich, daß ich mit den Freunden der alten Schule für's Erste in keinem geselligen Verkehr leben konnte. Im dramatischen Verein bekam ich gar keine Rollen mehr, und ich schied nach einigen Mißhelligkeiten aus der Gesellschaft.

Im Dreyers-Klub saßen eines Tages Johann Christian Oersted und ich zusammen bei einem festlichen Mahle. Mehrere Lieder waren bei dieser Gelegenheit verfaßt worden

und wurden gesungen. Ein Geschäftsmann, mit dem ich in keinem weitern Verkehr stand, (er gab sich mit schöner Literatur gar nicht ab, ich wußte nur von ihm, daß er ein guter Rechenmeister sei) saß uns grade gegenüber. Es wurde ein Lied von einem guten Prediger gesungen, der aber nicht eigentlich Dichter war. Als das Lied beendigt ist, faßt mein Gegner mich scharf in die Augen und sagt: „Das war eine sehr schöne Melodie!“ — „Ja, sehr schön!“ antwortete ich. — „Das war auch ein sehr schönes Lied!“ — „O ja!“ antwortete ich höflich. — „Ja,“ versetzte er hitzig, „es ist freilich keines von diesen neumodischen Liedern, die jetzt gemacht werden, und die, wie ich finde, wahrer Dreck sind. Doch was verstehe ich davon?“ — Kalt antwortete ich: „Kein Mensch kann von Ihnen verlangen, daß Sie sich auf Poesie verstehen sollen. Alles, was man verlangen kann, ist, daß ein alter Mann sich nicht wie ein Knabe betrage.“ Der erhitzte Mann sprang jetzt vom Tische auf und rief: „Hiemit thue ich der Gesellschaft kund, daß mich Herr Oehlenschläger einen Knaben gescholten hat.“

Es entstand augenblicklich ein großer Tumult, und Viele glaubten gleich ohne Weiteres, daß ich Unrecht habe. Um nun die Freude der Gesellschaft nicht zu stören, und weil ich nicht einsah, wie dieser Streit auf eine würdige Weise geschlichtet werden konnte, weil ich auch fürchten mußte, daß sich solche Scenen wiederholen könnten, erzählte ich kurz den Umstehenden den Zusammenhang, verbeugte mich und sagte: „Ich melde mich als ausscheidend aus der Gesellschaft!“ — „Und auch ich!“ rief mein treuer Johann Christian Oersted, der Zeuge von Allem gewesen war, und den das Betragen gegen mich sehr verdroß. So gingen

wir beide ab, wodurch meine Sache viel in der öffentlichen Meinung gewann, und wodurch mein Abzug mehr einem Triumphe, als einer Flucht ähnlich sah.

Ich habe diese Scene erzählt, nicht aus Unmuth nach sechs und zwanzig Jahren gegen einen Mann, der mir weder vor, noch nachher etwas zu Leide gethan, so wenig, wie ich ihm. Ich weiß, wie leicht einem ein unüberlegtes Wort entschlüpfen kann. Ich erzähle es nur, weil das Motiv einer solchen öffentlich bekannten Begebenheit mit in meine Lebensbeschreibung gehört, und weil dieser Zug mit zur Charakteristik der Zeit beiträgt.

So lebte ich denn nachher mehr zurückgezogen in meinen häuslichen Kreisen; besonders bei Rahbeks und Oersteds. Die Rahbek war immer liebenswürdig und interessant, und doch war sie von meiner Schwester ganz verschieden. Steffens kam oft in beide Häuser und befand sich sehr wohl da. Unser Verhältniß zu Rahbek war eigen. Er war, so zu sagen, der erste Geschmackslehrer von uns beiden gewesen, und stand noch als Haupt und Wortführer der alten Schule, gegen die wir opponirten. Und doch blieben wir immer recht gute Freunde, denn Rahbek ließ auch uns etwas gelten und sprach oft in seinen Blättern in einem vermittelnden, vergleichenden Ton. Freilich rühmte er immer vieles, was wir nicht leiden mochten, auch äußerten wir vieles, was ganz gegen seinen Glauben war; er war aber eben so tolerant, als eigensinnig. Disputiren wollte er nicht; mit erzählten Beispielen und witzigen Einfällen wußte er sich immer aus der Sache herauszuziehen. Wenn wir unsere Meinungen sagten, schwieg er und sah aus dem Fenster, wovon er über Land und See eine sehr schöne Aussicht hatte; fingen wir gar zu begeistert an, so ging er

in sein Studirzimmer, wo seine Kanarienvögel frei auf den Büchern herumflogen, und kam erst wieder herein, wenn wir essen sollten. Wenn dann ein Glas Wein die Gemüther erheitert hatte, bekam gewöhnlich, statt der philosophischen und lyrischen, das Gespräch eine epische Wendung. Rahbek erzählte uns dann Anekdoten und Charakterzüge einer früheren Zeit, wobei wir eben so sehr sein Gedächtniß bewunderten, das nicht blos alle Namen, sondern auch Taufnamen der Menschen, alle Ortsbenennungen und Jahreszahlen behalten hatte, wie seinen Witz und die Laune, womit er erzählte.

Besonders freute es mich, etwas von Ewald und Wessel zu hören. Wie Ewald als junger Student nach Deutschland gegangen, sich im siebenjährigen Kriege zum Tambour hätte anwerben lassen, wie er wieder desertirt und nach Hause gekommen, Kantaten bei Friedrich des Fünften Tod und Christian des Siebenten Krönung gemacht; flott gelebt, wie er, wenn er einen Rausch gehabt, seinen Degen gezogen, in's Pflaster geschlagen, so daß ihn die Funken umstoben, und dabei gerufen hätte: „Jetzt grassirt der Poet Ewald!" Wie Rhabek einmal als junger Mensch ihn besucht, sehr bescheidene Komplimente gemacht, und wie Ewald ihn aufgemuntert und gesagt hätte: „Rühme mich nur frischweg, lieber Junge, ich mag es gern hören." Wie er endlich krank geworden und bettlägerig seine brutalen Klatscher geschrieben; wie ihm der Doktor statt des gewohnten Punsches Thee verordnet hätte, und wie Ewald sich deshalb genöthigt gesehen hätte, seinen Punsch, dem er nicht entsagen konnte, aus einer Theekanne in Tassen zu schenken und so zu trinken.

Von Wessel erzählte Rahbek uns, wie er einmal be-

trübt und hypochondrisch an einem schönen Tage bei einem Seiler vorbeigegangen, der erstaunlich von der Hitze litt, weil er zwei Hemden angezogen hatte. Der Seiler behauptete: „nichts in der Welt könne wärmer sein, als zwei Hemden.“ Worauf ihn Wessel ruhig gefragt hätte: „Was sagt Ihr denn von dreien, Gevatter?“ — Ein Freund besuchte ihn und fand drei Bücher auf seiner alten Komode. „Teufel noch einmal,“ rief der lustige Freund, „gehören alle diese Bücher Dir, Wessel?“ — „Nein,“ antwortete er, „ich habe die meisten geliehen.“ — Ein vermögender Freund hatte trefflichen Rum bekommen, und lud Wessel zu sich ein, einen guten Punsch zu trinken. „Freund,“ sagte Wessel, „schicke mir lieber ein Paar Bouteillen in's Haus! Ich trinke den Rum am liebsten trocken.“ — Eines Sommers wohnte er in der Vorstadt, in einem der äußersten Häuser, das an's Feld grenzte. „Besuche mich einmal draußen,“ sagte er zu einem jungen Schauspieler, „ich wohne jetzt ganz exzellent in der schönen Natur.“ Der Schauspieler kam; man sagte ihm, Wessel sei in's Feld hinausgegangen. Da stand der Galgen auf einer Mauer (von dem ich vorher gesprochen habe) — damals nichts Gräuliches, denn der Galgen war in vielen Jahren nicht gebraucht — und drinnen im Grase, dem einzigen schattigen, kühlen Orte der Gegend, lag Wessel, in einem Buche lesend, „mitten in der schönen Natur!“ —

„Nein, Wessel,“ sagte einmal ein Freund zu ihm, „Du mußt doch endlich Dein Glück machen, Du mußt den Minister Güldberg besuchen, er ist selbst ein Gelehrter und guter Kopf; er wird etwas für Dich thun.“ „Unmöglich! Es geht nicht!“ — „Warum?“ — „Ich habe keine Perücke!“ — „Die will ich Dir leihen.“ — „Ich habe auch

keine seidenen Hosen!" — „Sollst Du auch bekommen." — Er ging zum Minister. Der Minister fragt: „Wer sind Sie?" „Ich bin Wessel!" Der Minister kennt ihn noch nicht recht. Wessel meint, die ungewöhnliche Perücke mache ihn unkenntlich, er nimmt sie also ab und steckt sie in die Tasche. Jetzt erkennt ihn Güldberg und fragt: „womit er ihm dienen könne?" Antwort: „Ihro Exzellenz, es müßte ein Amt sein, wo viel zu verdienen und wenig zu thun wäre, denn dazu fühle ich mich vorzüglich aufgelegt." Güldberg weiß noch nicht, was er mit ihm anfangen soll, dreht verlegen seine goldne Dose in der Hand und bittet ihn, doch wieder zu sagen, womit er ihm dienen könne? — „Nun," sagte Wessel, dem es zu weitläuftig wurde, „so geben Sie mir gefälligst eine Prise Tabak!" Die bekam er, verbeugte sich dankbar und ging seines Weges.

Natürlicherweise wollte Wessel kein Amt haben, er meinte, als ausgezeichneter Dichter, der dem Vaterland Ehre und Freude machte, eine Pension zu verdienen. Aber damals war man noch nicht so weit gekommen, zu glauben, daß ein großer Dichter als solcher Lebensunterhalt verdiene. Kann man es den Armen verdenken, wenn sie zu Bachus ihre Zuflucht nahmen, um in seinen Nebelwolken eine Welt zu vergessen, die sie verschmähete?

Doch muß man auch der Wahrheit zu Liebe sagen, daß Ewald und Wessel gar zu wenig für sich selbst thaten, und sich in einer gewissen unthätigen, unordentlichen Lebensart gefielen, die sie zuletzt zu Grunde richtete. Einen wunderbaren Gegensatz bildeten sie zum vorhergehenden Holberg, der als Hagestolz sehr fleißig, sehr sauber, knapp und beinahe geizig lebte, so daß er zuletzt für sein durch Schriften zusammengespartes großes Vermögen eine

Baronie kaufen konnte, die er bei seinem Tode dem Vaterland vermachte.

Ich werde mir keine Baronie kaufen können, ich habe aber vier allerliebste Kinder, an deren Erziehung ich nichts gespart habe, und das ist besser, als eine Baronie.

Solche Anekdoten also konnte Rahbek zu Dutzenden erzählen; auch hörte ich gern etwas von seiner dramatischen Reise in Deutschland, wie er nur von Theater zu Theater reiste, nur mit Schauspielern und Schauspieldichtern lebte, und sich in einen Winkel der Postkutsche drückte, wenn er von dem einen nach dem andern Orte reisen mußte, um nicht von Aussichten und Naturschönheiten in seinen Kunsterinnerungen gestört zu werden. Musik und bildende Künste hatten für ihn nichts Anziehendes, desto mehr aber die wahre scenische Darstellung der Charaktere. In alter und neuer Literatur hatte er eine große Belesenheit. In literarischer Bildung stand er (Baggesen ausgenommen) allen Dichtern seiner Zeit voran, und aller seiner Eigenheiten ungeachtet, war er doch der Billigste von allen.

Seine Frau, obschon viele Jahre jünger, als er, hing an ihm mit voller Seele und hatte sich, aller ihrer Talente ungeachtet, gewöhnt, an seinen Geschmack zu glauben. Das fanden wir nun recht schön, suchten sie aber doch mitunter an ihrem Glauben irre zu machen. Glücklicherweise hatte sie einen Charakter, der sich recht für ihre Lage schickte. Sie sprach selten von Poesie. Sie hatte ein edles Herz, ein schnelles Gedächtniß, einen außerordentlichen Witz, die größte Leichtigkeit, alle mechanischen Schwierigkeiten zu überwinden. Allein die Phantasie mangelte ihr, um lange bei einer Anschauung zu verweilen. Der Witz und die Laune spielten immer in ihrer Seele mit einer erstaunlichen

Lebendigkeit. Wenn sie ernst war, war sie meistens traurig. Sie las die Bücher besonders der Sprachen wegen. Sie verstand trefflich Deutsch, Französisch, Englisch, Italienisch, Spanisch, und in ihren letzten Jahren auch Lateinisch und Griechisch; man hörte sie aber nicht gern und lang eine fremde Sprache reden. Sinn für das Schöne zeigte sie mehr in der Malerei (sie zeichnete selbst gut) und in der Gärtnerkunst; sie war eine treffliche Gärtnerin, und — obschon kränklich — saß sie doch immer auf dem Hügelhause, wie eine Flora oder Pomona von den herrlichsten Blumen und Früchten umgeben; und der Witz und die Laune blühten noch schöner. Sie hörte uns also schälkisch zu, ließ Einiges gut, Vieles dahingestellt sein und griff nie unsere Truppen wieder an mit der Infanterie der Gründe oder Gegenbeweise. Wenn wir uns aber eine Blöße gaben, oder wenn ein Loch in die Gedankenreihe gebrochen wurde, dann konnte Murat nicht schneller mit seiner Kavallerie einhauen, als sie mit ihren geflügelten Witzen uns in die Flanke fiel, eine erstaunliche Metzelei anrichtend, wobei wir selbst, lautlachend, helfen mußten.

Meine Schwester war ganz anders und doch in vielen Dingen der Rahbek sehr ähnlich. Sie war eben so witzig, eben so geistreich, eben so lebendig. Sie hatte aber nicht das Sprachtalent und die mechanische Geschicklichkeit der Rahbek; diese hatte erstaunlich viel gelernt, meine Schwester blutwenig; allein mit unglaublicher Schnelle wußte sie sich bald das Nöthige zu verschaffen. Sie fing an, den Götz von Berlichingen selbst zu lesen, als sie kaum das zweite Wort verstand; wie sie aber damit fertig war, hatte sie das Meiste und Wichtigste sehr wohl verstanden. Sie war sehr poetisch, die Freude der

Wehmuth kannte sie im vollen Maaße, und ihr reizbares Gefühl exaltirte sie mitunter gar zu sehr. Nie lernte sie eine andere fremde Sprache, als Deutsch, und selbst das nicht grammatisch; weil sie aber viel mit Deutschen umging, so sprach sie vortrefflich, das will sagen: im Genius der Sprache, mit allen Idiotismen und Redensarten, obschon sie sich, wie alle Dänen (und wie ich noch), nie vor kleinen Fehlern hüten konnte. Sie kleidete sich mit Geschmack, nähete selbst Alles, was sie brauchte, putzte sich gern (sie war sehr wohl gewachsen) und spazierte viel. Die Rahbek saß entweder zu Hause oder machte Reisen nach Hamburg. Fremde Gesellschaften liebte keine von ihnen; bei sich hatten sie aber täglich einen kleinen Kreis gebildeter Freunde. Meine Schwester war sehr häuslich, hielt nur ein Dienstmädchen und kehrte gern selbst die Stuben, was man aber an ihren weißen Händen nicht hätte vermuthen sollen. Sie litt in ihrer Jugend stark an den Blattern, die Narben waren aber ziemlich verwachsen, sie hatte eine frische Farbe und große, freundliche, lebendige Augen. Die Rahbek war sehr mager; ihre schönen, großen blauen Augen sahen, wenn sie still war, nicht recht heiter aus, weil sie zur Hypochondrie sich neigte.

Ihr, meine zwei geliebtesten Freundinnen der Jugend, mit denen ich so viele schöne Jahre verlebte, Ihr seid jetzt in der Ewigkeit, und meine irdischen Augen sehen Euch nie wieder! Vergebt, wenn ich mit gar zu matten Farben die holden Bilder Eurer Persönlichkeit nach der Erinnerung gemalt habe; ich wollte so gern, daß die größere Welt auch etwas von Euch erführe.

Bei meiner Schwester, die in derselben Straße mit mir wohnte, hatte ich mein eigenthümliches Standquartier,

und da las ich den Freunden beinahe jeden Abend etwas vor. Die Werke, die wir so mit einander genossen, und worüber wir nachher urtheilten und sprachen, waren: Voßens Homer, Tiecks Don Quixote, Schlegels spanisches Theater, Tiecks und Novalis Schriften, Vieles von Göthe und Schiller, Schlegels Shakespeare ꝛc.

Steffens reiste im ersten Sommer unserer Bekanntschaft nach Norwegen als Geognost. Ich dichtete in diesen Paar Jahren Vieles. Erst umarbeitete ich den Schlaftrunk für Weyse. Der lustige, phantastische Humor der Shakespeareschen Komödien hatte mich angesprochen, und ich fühlte mich im Geiste mit dieser dramatischen Heiterkeit verwandt. Ich fühlte, was nachher Jean Paul so schön in seiner Aesthetik ausgesprochen hat: „Auch die humoristischen Charaktere Shakespeares sind allgemeine, symbolische, nur aber in Verkröpfungen und Wülste des Humors versteckt.“ — „Der Scherz fehlt uns blos aus Mangel an — Ernste; an dessen Stelle der Gleichmacher aller Dinge, der Witz, trat, welcher Tugend und Laster auslacht und aufhebt. — Der freie Scherz wird dann nur gefesselte Anspielung. Der Humor ist das umgekehrt Erhabene. Der gemeine Satyriker mag ein Paar wahre Geschmacklosigkeiten und sonstige Verstöße angreifen, und an seinen Pranger befestigen, um sie mit einigen gesalzenen Einfällen zu bewerfen, statt mit faulen Eiern; aber der Humorist nimmt fast lieber die einzelne Thorheit in Schutz, weil nicht die bürgerliche Thorheit, sondern die menschliche, d. h. die allgemeine, sein Inneres bewegt. — Der Humorist erwärmt, der Spötter erkältet die Seele. — Aber zu solchem Lebenshumor ist jetzt weniger unser Ge-

schmack zu fein, als unser Gemüth zu schlecht." So spricht Jean Paul.

In diesem Gefühle umarbeitete ich Bretzners Schlaftrunk. Der ganze Dialog, die Laune und die Einfälle, wodurch die komischen Gestalten dieses Singspiels Persönlichkeit gewinnen, gehören meistens mir; obschon sich auf Bretzners lustigen Grund gut bauen ließ. Dies Stück ließ Weyse, nachdem er etwas über die Hälfte komponirt hatte, zehn Jahre liegen; dann machte er es fertig. Die Musik ist wunderschön, das Stück wurde meisterhaft von Frydendal und Knudsen (wie später von Ryge) gespielt, machte viel Glück, und erregt noch immer, wenn es gespielt wird, ein außerordentliches Gelächter.

Wie ich mich in dieser Dichtart etwas geübt hatte, und der Konzertmeister Schall mich bat, ein Singspiel für ihn zu schreiben, schrieb ich Freias Altar, welches heitre, arglose Stück oft ein tragisches Schicksal gehabt, wenn es aufgeführt werden sollte. Der Oberhofmarschall Hauch, dem ich es vorlas, lachte sehr darüber und fürchtete nur, daß es vielleicht gar zu lustig sei. Die Censur verwarf das Stück. Ohngefähr zu derselben Zeit hatte sie Mozarts Don Juan verworfen, weil darin ein Geist vorkommt, und weil der Kapellmeister Kunzen die von der Censur vorgeschlagene Aenderung, „daß ein Freund Don Juans den Geist spielen sollte, um ihn moralisch zu verbessern," nicht billigte. Freias Altar ward gedruckt, und machte viel Glück bei Alten und Jungen. Es ward in Gesellschaften oft vorgelesen, auf vielen Privattheatern gespielt; sogar öfter zum Benefiz für arme Leute. — Wie ich aber das Stück einige Jahre später auf die Bühne als Schauspiel bringen wollte — entstand ein großer literari-

scher Lärm, der gar zu unangenehm und langweilig war, als daß ich ihn hier erneuen sollte. Noch zum dritten Male ließ ich mich von einem vorzüglichen Schauspieler dazu überreden, das alte Singspiel mit Musik von verschiedenen Komponisten aufführen zu lassen. Die Rollen waren aber nicht glücklich vertheilt, neue Gegner fingen wieder an zu lärmen und das Stück herunterzureißen, und so ließ ich wieder diese humoristischen Bilder zurücktreten. Im Rauch und Dampf hätte man sie doch nicht gesehen; um das Heitere darstellen und genießen zu können, muß man selbst heiter und ruhig sein.

Später ist Freias Altar in Christiania in Norwegen mit Beifall aufgeführt worden. Ich hatte zur Zeit, als ich Freias Altar dichtete, das Heldenbuch gelesen, die treuherzige, derbe Manier, die heroischen Holzschnitte, die kurzen Zeilen mit den kecken Reimen gefielen mir; ich meinte, daß Thors Abenteuer in der Edda sich in diesen Reimen gut ausnehmen müsse. So schrieb ich ein Gedicht in fünf Gesängen, und habe es nachher meinem größeren epischen Gedichte, Nordens Götter, einverleibt.

Nach einer Fabel der ältern Edda schrieb ich auch Vaulundurs Saga. Eine kleine Reise nach der Insel Langeland veranlaßte einen Cyklus von Gedichten, den ich die Langelandsreise nannte. Auf dieser Reise freute mich, außer der schönen blühenden Insel-Natur, besonders die alte große Domkirche in Rothschild, wo so viele Dänenkönige (selbst Harald Blauzahn und Swend Estrithsen) begraben sind. Drauf schrieb ich das Evangelium des Jahres, in welchen Gedichten ich die jährliche Natur als eine Allegorie der Geschichte Jesu darzustellen wagte. Das Hauptgedicht dieser Periode war aber Aladdin oder die

Wunderlampe. Ich ergriff mit jugendlicher Freude und Begeisterung eine der schönsten Erzählungen in der Tausend und einen Nacht. Und die natürliche Aehnlichkeit, die dieses Mährchen mit meinem eignen Lebensverhältnisse hatte, gab vielleicht dem Ganzen etwas Naives und Anziehendes, was das Kolorit verstärkte. Hatte ich doch selbst in dem bei mir entdeckten Dichtungsvermögen eine Wunderlampe gefunden, die mich im Besitz aller Schätze der Welt setzte; und die Phantasie war nur ein Geist des Ringes, der mich überall hinbrachte, wo ich wollte. Meine Bildung hatte sich auch ziemlich schnell entwickelt, wie die Aladdins, und ich hatte, wie er, eben die Liebe kennen gelernt. Meine Mutter war gestorben, und als ich Aladdins Wiegenlied am Grabe seiner Mutter schrieb, flossen meine Thränen auf's Grab meiner eignen. So hatte diese Fabel eine Beziehung auf mein eignes geistiges Leben, womit ich ikonisirte, und welches ich mir unter dem Dichten mitunter recht wohl bewußt war.

Vierzehntes Kapitel.

Räuber. Sonnenfinsterniß. Symposion.

Zwei Sommermonate wohnte ich mit Steffens in der Friedrichsberger Allee und brachte glückliche Stunden mit ihm zu. Doch muß ich bei dieser Gelegenheit ein tragikomisches Abenteuer erzählen. Wir wohnten im Erdgeschoß, und die Fensterladen wurden alle Abende zugemacht; woraus folgte, daß es in unsern Stuben stichdunkel war, bis wieder geöffnet wurde. Nun hatte ich in den Jahren und viele Jahre nachher einen wunderlichen Traum, eine Art von Alpdruck, der oft wieder kam. Es träumte mir nämlich, daß ich in meinem Bette lag, wie ich wirklich that; ich erkannte mein Schlafzimmer deutlich wieder, nur sah ich im Halbdunkel einen Räuber sich meinem Bette nahen, der mich ermorden wollte. Glücklicherweise glaubte der Räuber, daß ich noch schliefe; indem er sich also langsam näherte, um mir den Dolch in die Brust zu stoßen, richtete ich mich in Todesangst leise auf, um aus dem Bette zu springen, mich hinter ihn zu schleichen, um ihm den Dolch aus der Hand zu reißen. Kaum war ich aus dem Bette herausgesprungen, so erwachte ich, fand mich zitternd im bloßen Hemde mitten in der Stube, legte

mich gleich wieder ruhig in's Bett, und ich schlief süß und ungestört die übrige Nacht. — Erst in spätern Jahren, wo ich mich des einzigen Schnapses, den ich sonst Abends trank, entwöhnte und Wasser in meinen Wein gieße, ist der Räuber weggeblieben. Meine Gespräche mit Steffens, wobei mitunter die Phantasie erhitzt wurde und das Blut in stärkere Wallung kam, trugen wohl auch etwas bei, den Räuber herzulocken. Ich habe schon erzählt, wie ich einmal bei ihm schlafend aus dem Bette sprang; das lief aber damals ziemlich friedlich ab, und er merkte nichts. Hier aber wecke ich ihn einmal in der Nacht mit einem außerordentlichen wiederholten Angstgeschrei, als wenn mir ein Messer in der Kehle stecke. — „Mein Gott," ruft er, „was ist das?" — „Mörder, Räuber," erwiedere ich röchelnd, „ich werde ermordet!" — „Heiliger Gott," ruft er und stürzt über mich zum Bett hinaus in der pechschwarzen Nacht, wo er gar nichts sehen konnte und mir also auf's Wort glauben mußte. — Jetzt hatte ich mich erholt! „Ach," seufzte ich langsam und ruhiger, „es war nur ein Traum!" Aber jetzt war die Reihe an ihn gekommen, zu phantasiren. „Das ist mir, hol' mich der Teufel, Alles eins," rief er, „ich muß Gewißheit haben! Ich schlage Feuer! Ich hole meinen Säbel!" — So hörte ich ihn im Finstern herumtappen, er ging in die andere Stube, zündete das Licht an, und es dauerte nicht lange, so trat er mit wüthender Geberde und dem gezogenen Schwerte wieder in's Schlafzimmer herein. Jetzt glaubte ich, daß er wahnsinnig geworden, und rief: „Steffens, um Gottes willen, ich bitte Dich, brauche doch Vernunft, der Traum ist schon fort! Willst Du ihn noch mit gezogenem Schwerte wegscheuchen!" Jetzt verwandelte sich sein Zorn

gegen den Räuber in Verdrießlichkeit gegen mich. — „Ja, mein Bester," sagte er, „das ist recht gut; es ist aber doch gar zu toll, solche Träume zu haben; besonders, wenn die Fensterladen geschlossen sind. Ich mußte Dir ja auf's Wort glauben." — „Ich danke Dir, theurer Freund," rief ich, „für Deine Tapferkeit, und weil Du mein Leben retten wolltest. In der Noth soll man seine wahren Freunde kennen lernen. Nimm es nun aber nicht weiter übel, daß es kein wirklicher Mörder war! Ich werde mich künftig vernünftigerer, wahrhafterer Träume befleißigen."

Als Steffens weggereist war, spielten die zugeschlossenen Fensterladen bei einer andern Gelegenheit mir noch einen Schabernack. Ich hatte einen alten Kerl zum Bedienten, einen verunglückten schwedischen Schuhflicker, der zugleich mein Frühstück besorgte, und der einmal, weil er keine Stiefelwichse hatte, meine Stiefeln mit Butter schmierte. Er hatte Frau und Kinder in der Stadt, kam alle Morgen um sieben Uhr, machte die Fensterladen auf und weckte mich, wenn ich noch schlief. Eines Abends hatte ich gehört, daß den Morgen um fünf Uhr eine große Sonnenfinsterniß eintreffen würde. Ich dachte, das mußt du auch sehen, schwärzte mir ein Glas, um dadurch in die Sonne zu sehen, und sagte dem Schuhflicker, er müsse präcise um fünf Uhr da sein, die Fensterladen aufmachen und mich aus dem Schlafe rufen, damit ich die seltne Naturbegebenheit wahrnehme. Den nächsten Morgen wache ich selber auf; es ist aber still und rabenschwarz rund um mich. Ich drücke mein Haupt wieder in die Kissen und schlafe wieder ein. Endlich erwache ich zum zweiten Male. — Noch Alles ruhig und dunkel. Ich denke: sollte es doch nicht bald fünf Uhr sein? Ihm sei, wie ihm wolle, ich

kann gar nicht mehr schlafen und will aufstehen. Ich öffne die Fensterladen ein wenig, um mich in der Geschwindigkeit anzuziehen, drauf stürzte ich mit meinem geschwärzten Glase in den Garten heraus. Ein brennender Sonnenschein begegnete mir, aber deshalb ließ ich mich nicht irre machen. Ich gucke durch's geräucherte Glas auf die Sonne. Zwei junge Damen saßen auf einer Bank im Schatten. Als sie mich so lange stehen sahen, fragte mich die eine: „Wonach sehen Sie?" — Ich antwortete: „Ich sehe nach der Sonnenfinsterniß, gnädiges Fräulein, sie ist aber noch nicht angegangen. Jetzt muß die Uhr doch wohl bald fünfe sein." — „Mein Gott," rief sie lachend, „es ist ja jetzt elf Uhr! Seit sechs Stunden ist schon die Sonnenfinsterniß vorbei." — „Nun," rief ich entrüstet, „daran ist wieder kein Anderer schuld, als der verdammte Schuhflicker! Ich will ihn aber mores lehren." Sie sahen mich staunend an; als sie aber hörten, wie der Schuhflicker heute nicht da gewesen, meine Fensterladen aufzuschließen, begriffen sie erst meine Rede.

Im zweiten Sommer unserer Bekanntschaft reiste Steffens nach Halle, um seine schöne Braut Hanna Reichardt zu holen, wodurch unser geselliger Kreis vermehrt und belebter wurde. Ein Jahr darauf verließen sie uns leider wieder, und Steffens ging nach Halle als Professor. Bei seiner Abreise veranstaltete ich ein Fest ihm zu Ehren, bei welcher Gelegenheit ich mein erstes deutsches Lied dichtete, damit es seine Frau verstehen sollte.

Kurz nachher reiste ein Freund meines Jugendfreundes W. nach Westindien; sie veranstalteten beide bei dieser Gelegenheit ein großes Gastmahl, wo es besonders auf ein Zechen abgesehen war, weshalb sie auf ihren Einladungs-

karten das Fest selbst eine Symposion nannten. Zu Ehren meiner Landsleute muß ich sagen, daß schon in meiner ersten Jugend das eigentliche Besoffensein eine Seltenheit war. Selbst unter den Bauern fing Holbergs Jeppe an, mehr und mehr ein interessantes Bild der Vorzeit zu werden; nur die Matrosen betranken sich noch mitunter, weil sie fanden, daß das Trinken mit zu ihrem Elemente gehöre. Hamlets Tadel also:

„This heavy-headed revel, east and west,
Makes us traduc'd, and tax'd of other nations:
They clepe us, drunkards etc.“

paßte nicht mehr. Dagegen hatten wir sehr viele Traditionen von lustigen Trinkgelagen verschwundener Zeit, wobei viel Witz und Humor sich gezeigt hatten; und eine solche veredelte bachantische Blüthe war es, die unsere Freunde durch Kunst wieder hervorbringen wollten.

Zum Treibhause dieser Bachusblüthe ward also ein romantisch liegendes Gasthaus mitten im Walde, zwei Meilen von der Stadt, gewählt; und damit nichts Brutales oder Widriges sich mit der frohen Ausgelassenheit vermählen sollte, bestand die große Gesellschaft meistens aus gelehrten, gebildeten, talentvollen Leuten, die weder zu jung, noch zu alt waren. Jetzt ging es denn auf ein Zechen los, und die Kunst bestand darin, so toll und ausgelassen, als möglich, zu sein, ohne einander zu beleidigen, und ohne abgeschmackt zu sein; das Konventionelle und Formelle konnte man dagegen, so viel man wollte, übertreten; auch durfte Keiner die Ausgelassenheit eines Andern übel nehmen. Das Haus war von den großmüthigen Wirthen den Gästen Preis gegeben; und die Freude des Berauschten, Fenster und Spiegel entzwei zu schlagen, was in der

Natur des Rausches liegt, weil der Mensch in diesem Zustande gern seine erregte Phantasie mit einer plötzlichen abenteuerlichen Verwandlung ergötzt, stand ihnen allen frei und ward auch mitunter mitten in einem ernsten Gespräche ausgeübt; so daß man kenntnißreiche Männer, wichtige Dinge miteinander abhandelnd, bald einen kleinen Spiegel, bald eine Fensterscheibe im Vorbeigehen zerschlagen sah, ohne dabei der sinnigen Rede Einhalt zu thun. Einer der Geladenen, mit meinem Freunde Johann Christian Oersted auf und abgehend, warf ihm plötzlich ein wenig rothen Wein aus seinem Glase in die Busenkrause und bat ihn drauf sehr freundlich, es um Gottes willen nicht übel zu nehmen. „Ei," sagte Oersted, „da müßte ich ja ein dummer Mensch sein, wenn ich so was übel nehmen könnte." — Ein trefflicher Schauspieler, von uns allen geliebt, hatte diesen Abend einen rührenden Vater in einem Stücke von Kotzebue gespielt, und kam etwas spät, als wir andern schon ziemlich gezecht hatten. Weil er noch nüchtern war, wollte er satyrisch sein. Ich sagte aber: „Lieber Freund, wir sind schon weit über die Satyre hinaus; spute Dich, lustig und frohen Muthes zu werden!" Kaum hörte er das, so setzte er eine Flasche an den Mund; mit unglaublicher Schnelle hatte er uns bald alle eingeholt und war der gemüthlichste Mensch von der Welt. Weil es ihm aber zuletzt zu heiß ward, warf er Stiefeln und Oberkleid ab, und spazierte munter herum in sehr anständigen Unterhosen, was auch viele andere der Gesellschaft thaten, denn es war eine heiße Jahreszeit. So ward er in einen Wagen gesetzt, und Einige wollten ihn entführen; seine Abwesenheit wurde aber bald bemerkt; reitende Boten wurden ihm nachgeschickt, die ihn eine Vier-

Schnelle weit entfernt wieder einholten und im Triumph zurückbrachten. Wir standen alle in der Thüre, um ihn zu begrüßen; und indem er aus dem Wagen stieg, grüßte er sehr holdselig nach allen Seiten und sagte: „Es war ein Mißverständniß, meine Herren! Es war ein Mißverständniß!“

Die Wirthin, die auch froh war, weil sie Alles auf Rechnung schreiben konnte, charakterisirte den Zustand der Gäste nach den entzweigeschlagenen Sachen und sagte zu ihrem Mädchen: „Jetzt sind sie bei den Fenstern. Jetzt sind sie bei den Spiegeln &c.“

Zuletzt fing die Natur doch an, ihr Recht zu behaupten. Viele wurden schläfrig und gingen in die Zimmer hinauf, wo für ihre Bequemlichkeit gesorgt war. Einige hatten sich ein wenig an dem Glase geschnitten, Andere waren seekrank. Weil nun die besten jungen Aerzte Kopenhagens dabei waren, so theilten sie ihre Patienten, wie auf dem Hospitale, ein in chirurgische und medizinische, besuchten sie fleißig und heilten sie bald. Endlich fuhren wir zur Stadt zurück. Den Nachmittag darauf hatten aber unsere Wirthe die ganze Gesellschaft wieder zu einem großen Thee auf der Schießbahn eingeladen, damit man zusammen die lustigen Erinnerungen des gestrigen Tages genießen könne. Gute Abenteuer wurden nun erzählt, welche Einige auf der Zurückreise gehabt. Sie wollten nämlich auf dem Wege in ein anderes Wirthshaus absteigen und frühstücken; weil es aber erst drei Uhr Morgens war und man ihnen nicht aufmachen wollte, krochen sie über die Mauer; da saßen sie noch droben, als der Wirth im bloßen Hemde mit einer Flinte herauskam und sie wie Sperlinge herunterschießen wollte, weil er glaubte, daß sie

Räuber sein. Mit Schreien und Fluchen hatten sie ihn aber davon abgehalten, und beruhigt, indem sie ihn versicherten, sie wären Gentlemen, in der freundlichen Absicht gekommen, ihm etwas zu verdienen zu geben.

Mit dieser heitern und ungewöhnlichen Symposion nahm auch ich Abschied von meinem Vaterlande und den alten seeländischen Wäldern. Denn mein Plan war jetzt gefaßt; ich gab die Jura auf, ich fühlte, daß mich die Natur zum Dichter bestimmt habe, und daß es vergebens sei, sich gegen die Natur zu sträuben. Meine Braut war meiner Meinung und mit mir ganz einverstanden. Freilich wußte ich, daß, wenn ich die große Heerstraße verließe, ich auch den sichern Weg verließe zu künftiger Versorgung; es ahnete mir aber, daß ein schmaler Steig, der freilich über sumpfige Wiesen ging, wo man leicht stecken bleiben konnte, mich schneller zum Ziele führen würde.

Ich hatte erst beschlossen, mich auf das Isländische zu legen, die alten Sagen herauszugeben, und schon bei der Kunstakademie angesucht, ob man mir nicht ein Lokal der Akademie erlauben wolle, Vorlesungen über die nordische Mythologie zu halten; weil mir keine akademische Würde solches bei der Universität erlaubte. Ich sprach deswegen mit dem Maler Abildgaard, Thorwaldsens Lehrer, Professor, Justizrath und Direktor der Akademie. Dieser lange, schmale Mann hatte viel Naturell, viel Talent und große Kunstfertigkeit; er war aber mehr zum Bildhauer, als zum Maler geboren; doch auch als Bildhauer würden ihm ein seltsamer Eigensinn und eine zur zweiten Natur gewordene bizarre Manier geschadet haben. Denken und Zeichnen konnte er, und so muß ihm Thorwaldsen danken, wie ein großer Philologe seinem verstän-

digen Rektor, der ihn in frühen Jahren mit sinnigen Anweisungen zugleich die unentbehrliche Grammatik gut gelehrt hat. Abildgaard war ein Mann von scharfem Verstande und vielen Kenntnissen. Wie ich ihm erzählte, daß ich von der nordischen Mythologie begeistert sei, machte er mir erst die alten Einwürfe; als ich aber anfing, ihm meine Anschauungen mitzutheilen, begann er, mich mit Aufmerksamkeit zu betrachten; sein spöttisches Lächeln verwandelte sich nach und nach in ein ernstes Wundern, und als ich mich ausgesprochen hatte, sagte er bescheiden: „Ja — ich bin bei Gott nicht der Mann, der sich gegen etwas Neues sträubt, wenn es gut und sinnreich ist.“ Wir sprachen von mehreren Dingen, auch von der Poesie; und da merkte ich wohl, daß er von meiner Kunst einen falschen Begriff hatte. Er sagte: „Mit der Poesie und der Kunst verhält es sich auf höchst verschiedene Weise. Ein Dichter liegt in einer schlaflosen Nacht, es steigt eine glückliche Idee in seiner Seele auf, er spricht sich aus und hat sich unsterblich gemacht. Der Künstler muß langsam arbeiten, und kommt erst nach und nach zum Ziele.“ Ich antwortete: „Der Dichter müsse sich auch nach und nach wissenschaftlich bilden; daß freilich eine glücklich ausgesprochene Idee gute Hoffnungen gäbe, nicht aber schon den wahren Dichter beweise, und daß viel Arbeit, Kunst, Studium und Berechnung dazu gehöre, ein großes poetisches Werk zu gestalten.“ Abildgaard entließ mich sehr freundlich, ich änderte aber kurz darauf meinen Vorsatz und drang nicht weiter in ihn, um ein Lokal zu den mythologischen Vorlesungen zu bekommen.

Ich hörte, daß die Gräfin Schimmelmann mit Vergnügen meine letzten Gedichte gelesen habe und mich zu

sehen wünschte. Gleich ging ich nach dem schönen See-
lust hinaus. Ich stand lange in den leeren Zimmern und
wartete; endlich kam eine schlichtgekleidete, freundliche Frau
herein und sagte, bescheiden grüßend: „Mein Mann wird
gleich hier sein.“ Es war also die Gräfin selbst. Wir
wurden schnell bekannt mit einander, und sie ist mir seit
diesem Augenblicke bis zu ihrem Tode eine liebevolle Gön-
nerin gewesen. Der Graf kam bald und war eben so
freundlich. Er billigte sehr meinen Vorsatz, daß ich Seine
Königliche Hoheit, den Kronprinzen, um ein Reisestipen-
dium aus dem Fond ad usus publicos bitten wollte.
Schimmelmann war selbst Vorsteher dieses Fonds und
versprach mir aus allen Kräften beizustehen. Auch billigte
er meinen Vorsatz, erst nach Halle zu reisen und von dort
aus das Reisestipendium zu erbitten. Ich wurde jetzt öfter
von Schimmelmanns eingeladen und besuchte auch die
Dichterin, Frau Etatsräthin Brun, auf ihrem schönen
Landsitze in Friedrichsthal.

Adam Oehlenschlägers

W e r k e.

Zweites Bändchen.

Gedruckt bei Leopold Freund in Breslau.

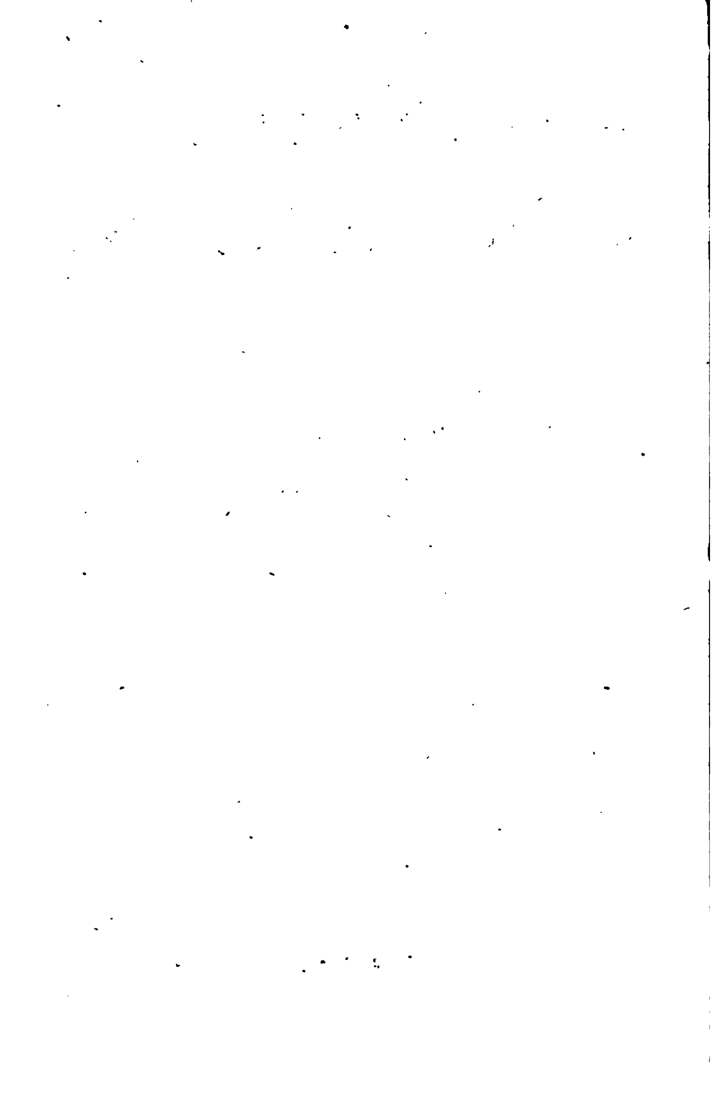
Adam Oehlenschlägers Werke.

Zum zweiten Male gesammelt, vermehrt und verbessert.

Zweites Bändchen.

Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.

1839.



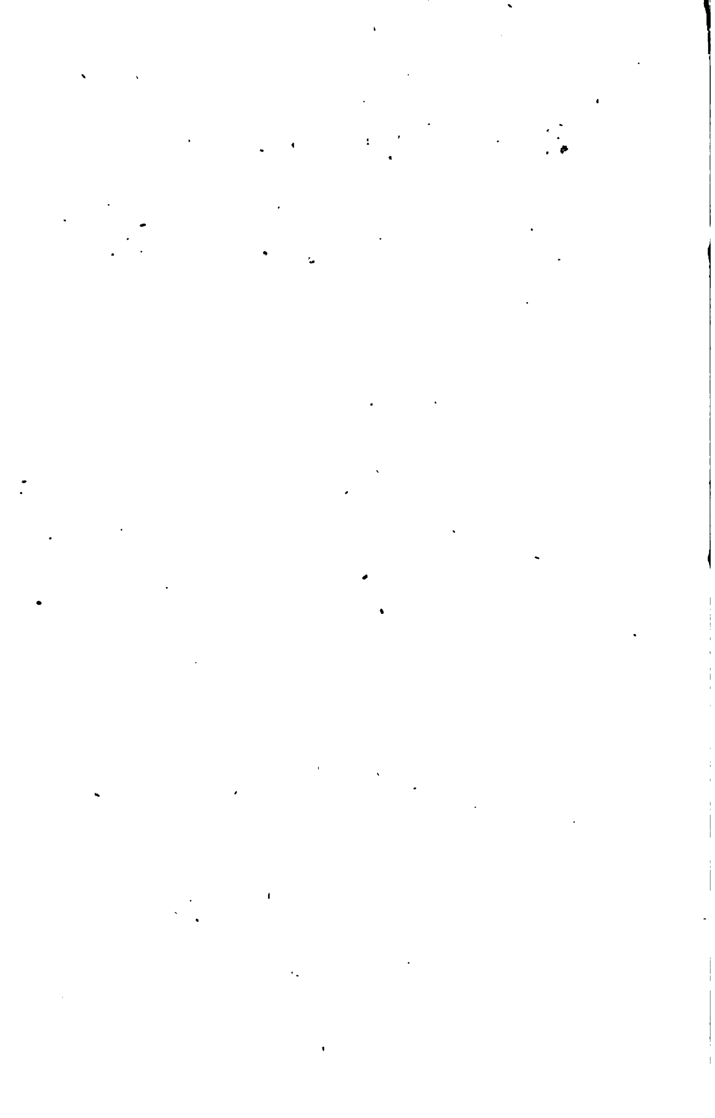
Adam Oehlenschlägers

Selbstbiographie.

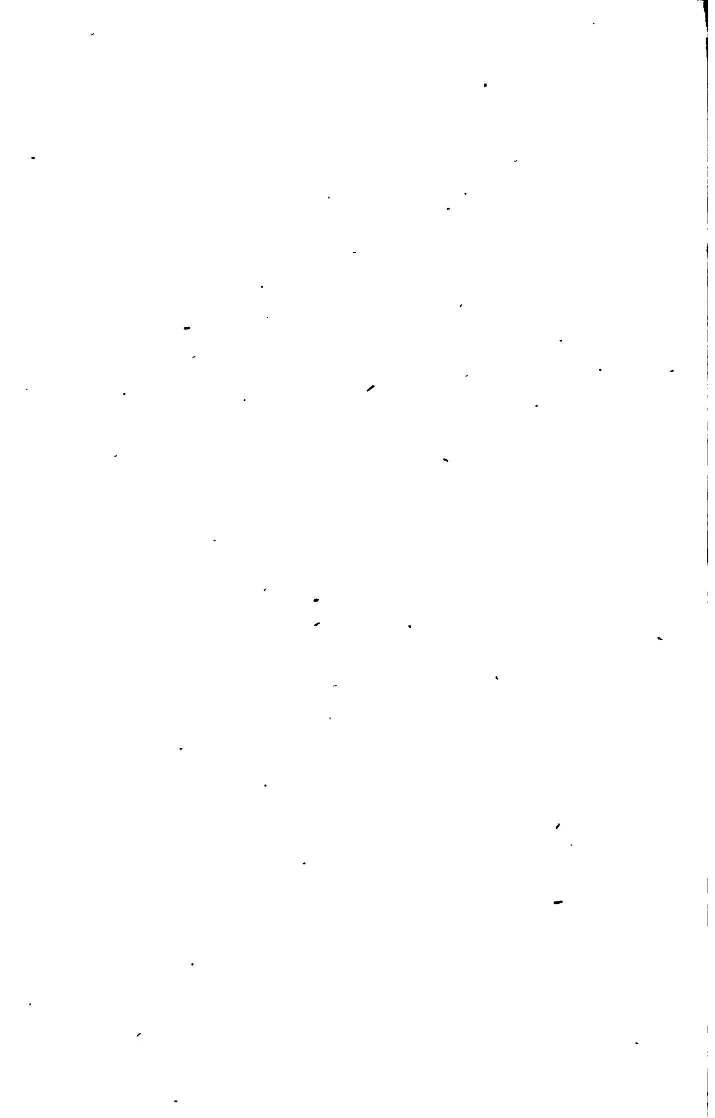
Zweites Bändchen.

Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.

1839.



Inhalt.



Selbstbiographie

des

Verfassers,

bis zu seinem dreißigsten Jahre.



Erstes Kapitel.

Reise nach Halle.

Mit hundert Thalern in der Tasche, die mir mein Vater gegeben hatte, schiffte ich mich im Anfange August 1805 auf's Packetboot ein, um nach Kiel zu reisen. Ich fürchtete, seekrank zu werden, wie ich es auf der kleinen Langelandsreise über den großen Belt gewesen war. Auf dem Belte werden aber mitunter Seeleute krank, die ohne Uebelkeiten sonst die ganze Welt umschiffen, weil die Flut und der Wind dem Wasser da eine doppelte hämische Bewegung giebt. Dies Mal wurde ich nicht krank, denn wir hatten gar keinen Wind. Den ersten Tag kamen wir beinahe nicht vom Fleck, den zweiten auch nicht. Das Verdeck war voll Juden und armer Leute, die jetzt schon ihren Proviant verzehrt hatten und nach Kastrup auf Amak segeln mußten, um mehr zu bekommen. Sechs Tage dauerte die kleine Reise von Kopenhagen nach Kiel. Wie viel Stoff zum Erzählen fur einen Geert Westphaler! Es befand sich eine Truppe französischer Schauspieler auf dem Schiffe, die in

Kopenhagen Komödien aufgeführt hatten. Der Sohn des einen, der kleine Theodor, ein allerliebster Knabe, sprach auch schwedisch und schnitt sehr niedliche Figürchen aus Papier, die er mir zum Andenken verehrte, wogegen ich ihm wieder eine kleine Brieftasche gab.

Ich schreibe hier keine Reise, sondern mein Leben, und werde mich deshalb wohl hüten, dem Leser von jedem Orte Nachricht zu geben, wo ich übernachtet und durchgefahren bin. Nur, wo ein kleiner merkwürdiger Zug sich dem Gedächtnisse eingeprägt, werde ich verweilen. So sah ich in Braunschweig zum ersten Male den ersten Akt des schönen Wasserträgers von Cherubini, französisch aufführen. Eben so sah ich in Halberstadt zum ersten Male ein katholisches Kloster. Ein guter, freundlicher Bruder zeigte mir Alles, und meine lebendige Theilnahme und Aufmerksamkeit fiel ihm auf. Ich vergaß ganz den Postwagen; glücklicherweise hörte ich das Horn vor der Kirchenthüre schmettern, und mußte die kühlen Hallen und die alten Bilder verlassen, um wieder in der heißen Lebenssonne zu fahren.

Ein Mitreisender interessirte mich, weil ich an ihm, seiner eigenen Erzählung nach, unzählige Vollkommenheiten entdeckte. Er war Offizier gewesen, hatte Smyrna und Sibirien gesehen, war Poet, und hatte Goethe, Schiller und Wieland zu Lehrern gehabt. Goethe hatte seine Romanze: „der Sänger," einst gedichtet, als er ihn die Mandoline hatte spielen hören. Er war Philosoph und lieferte Rezensionen in verschiedene Blätter; sein eigentliches Fach war die Philologie, doch komponirte er auch. Er wollte seine Familie besuchen, die er seit Jahren nicht gesehen hatte; und als er näher kam, merkte man immer mehr seine natürlichen Gefühle, als seine phantastischen

Vollkommenheiten. Zuletzt war es ein recht natürlicher, lieber Mensch.

Nach Quedlinburg reiste ich mit einer ganzen Familie, Vater, Mutter und einigen allerliebsten Kindern. Der Mann war, glaub' ich, Postmeister in Quedlinburg geworden. Keiner von ihnen war noch dort gewesen. Jetzt sollten sie da wohnen, ihre alte Heimath, wo die Kinder geboren waren, hatten sie auf immer verlassen. Aber wo eine glückliche Familie zwischen vier Wänden zufrieden leben kann, da ist sie bald wieder zu Hause. Es schien, als habe der Vater viel bei diesem Tausche gewonnen, und sie waren alle heiter und vergnügt. Es war ein schöner Abend. „Sieh, Vater," rief der kleine Knabe, als wir uns der Stadt näherten, „da sind die Thürme von Quedlinburg!" Ich, der ich viel Sinn für häusliche Freude habe, der wie ein armer Vogel jetzt, mein eigenes Nest verlassend, auf fremdem Zweige saß, mir war es natürlicherweise äußerst angenehm, ein ruhiges, idyllisches Glück auf dem Postwagen und ein angenehmes Stillleben im Staube der Heerstraße zu finden. So verdenkt es mir gewiß auch kein Leser, daß ich in Quedlinburg, mit Anderer Freude beschäftigt, nicht blos meinen eigenen Kummer, sondern auch meinen eigenen Koffer vergaß, welchen Verlust ich erst am folgenden Tage in Halle entdeckte.

Steffens war mit seiner Frau in Gibichenstein bei Reichardts. Ein alter Bedienter sagte mir, sie erwarteten mich alle dort. Ich schrieb gleich einen Brief nach Quedlinburg, um meinen Koffer wieder zu bekommen, der Bediente lieh mir ein reines Halstuch, und so mußte ich im Reisekleide vom Postwagen, wie ich Nacht und Tag gefahren war, meinen Einzug bei Reichardts halten.

Sie empfingen mich alle sehr freundlich. In Gibichenstein waren die Steffens alle Sonntage. Schleiermacher war auch da, dessen Bekanntschaft ich gleich machte. Reichardt war etwas kalt und zurückhaltend, aber sehr höflich; seine Töchter kamen mir, wie Hanna, schwesterlich entgegen; die Frau war still und sanft. So war ich, im schönen Gibichenstein, wo Reichardt mit vielem Geschmack einen großen Garten angelegt hatte, bald wie zu Hause. Des Abends musizirte der Vater mit den Töchtern, wobei Luisens Stimme sich besonders gut ausnahm, wenn sie des Vaters Kompositionen zu Goethes Liedern oder alte Kirchenlieder von Lenardo Leo sangen. Luise war wehmüthig und schwärmerisch; ihr Bräutigam, ein talentvoller Maler, war in Rom gestorben. Alles, was sie noch von ihm besaß, war eine kleine gute Kopie von Rafaels Transfiguration, welche über dem Fortepiano hing; und da ließ sie denn oft ihre großen, braunen Augen (das einzige Schöne, nebst einer edeln Gestalt, was ihr die schlimmen Blattern übrig gelassen hatten) auf dem zum Himmel schwebenden Christus ruhen, während sie die altkatholischen Hymnen sang. Ihre Schwester, ein rosenwangiges Mädchen mit schönen, blonden Haaren und blauen Augen, ward kurz darauf mit Karl von Raumer versprochen, mit welchem talentvollen, kenntnißreichen Jünglinge ich bald Freund ward. Sophie war noch ein halberwachsenes, hübsches Mädchen, voll stiller Schalkheit, wie die Mädchen in diesen Jahren, und der vierjährige Fritz, der auf seinem Steckenpferde nach Lauchstädt ritt, war eigentlich der heitre, kleine Genius des Orts.

Nach Lauchstädt fuhr ich einige Tage nach meiner Ankunft mit Steffens, und hatte da das Vergnügen, zum

ersten Male die Schauspieler von Weimar zu sehen. Ich merkte gleich, daß Goethes und Schillers Geist auf ihnen ruhete. Sie spielten den Parasit, von Schiller übersetzt, und der verdienstvolle Becker stellte trefflich diesen Charakter dar.

Wir besuchten auch Goethe eines Vormittages, als er sich hier einige Tage aufhielt. Seine schöne, kräftige Gestalt erfreute mich sogleich und imponirte mir. Die braunen, herrlichen Augen erquickten mich, in denen mir Werthers Liebe, Götzens Treue, Fausts Tiefsinn, Iphigeniens Adel und Reinekes Schalkheit zu glänzen schienen. Er kannte etwas von meinem Aladdin. Wilhelmine Wolf, die Tochter des großen Philologen, die dänisch wußte, hatte ihm den ersten Monolog Noureddins übersetzt. „Wenn ich einen Dichter schnell kennen lernen will," sagte er, „so lese ich seine Monologe; darin spricht sich sein eigner Geist am meisten aus." Er rühmte das Motiv, daß Noureddin Aladdin brauchen wolle als einen Knaben, der ihm blind eine große Nummer aus der Lotterie ziehen sollte. — Wie gern hätte ich länger mit ihm gesprochen, doch die Höflichkeit nöthigte mich, abzubrechen; er lud mich ein, ihn in Weimar zu besuchen.

Ich spazierte nachher täglich an den Ufern der Saale; die alten Ruinen versetzten mich in die Zeiten des Mittelalters, und das Loch war in der hohen Mauer noch vorhanden, woraus Ludwig der Springer, der Sage nach, durch außerordentliche Kühnheit seine Rettung gefunden.

Achim von Arnim besuchte auch Reichardts in diesem Herbste; er hatte eben mit Brentano sein Wunderhorn herausgegeben, aus welcher Sammlung uns Reichardt oft des Abends vorlas, und besonders die Fischpredigt des

heiligen Antonius gut vortrug. Die edle Gestalt, das schöne Gesicht, und die Liebe und Vertrautheit Arnims mit dem Alterthume machten mir ihn gleich schätzbar, obschon seine eignen Produktionen mir damals nicht gefallen wollten, weil sie noch zu luftig und zu locker waren. Er hat in reifern Jahren in mehreren Erzählungen ein schönes Talent bewiesen. Ich erinnere mich noch eines herrlichen Herbstabends, wie wir zusammen spazierten, auf den Kirchhof gingen, viele alte Grabsteine betrachteten, und wie es mich freute, als wir zum Thee nach Hause kamen, Reichardt das herrliche kleine Lied von Klopstock: „Willkommen, o silberner Mond!" singen zu hören.

Ich fing aber auch jetzt wieder an, mehr und mehr in der Gegenwart und in der eben verfloßnen Zeit unsrer Vorgänger zu leben; ich wußte nicht, warum ich nur immer mit der Phantasie im Mittelalter verweilen sollte; die Lessingsche Verstandesperiode, die spätere Gefühlsperiode waren mir auch wieder lieb. Denn hatte man früher viele trockne Vorurtheile Verstand, viele seichte Koketterien Gefühl genannt, so lebten wir jetzt wieder in einer Zeit, wo jede tolle Phantasterei, wenn sie sich nur einen Rittermantel über die schwachen Schultern warf, für Poesie gelten wollte, und wo man ziemlich barbarisch anfing, jedes zarte Gefühl als modern auszuschelten und zu verachten.

Zwar besuchte ich nicht Lafontaine, obschon seine behagliche Sanguinität und lustige Gesprächigkeit mir in einer Gesellschaft, wo wir einmal zusammen waren, sehr wohl gefiel; ich ging aber öfter und setzte mich in Höltys Stuhl, einen in den Fels gehauen Steinsitz an der Saale, und dachte an die schönen Lieder: „Wer wollte sich mit Grillen plagen," und: „Ihr Freunde, hänget, wenn

ich gestorben bin, die kleine Harfe hinter dem Altar auf,“ wo sich tiefe Wehmuth mit einem liebenswürdigen Streben nach Heiterkeit und mit der Grazie einer schönen Seele verbindet.

Halle selbst war mir nur ein schwacher Ersatz für Kopenhagen. Die kleinen schlechtgeflasterten Straßen, die vielen Braunkohlen, das dem Ganzen ein trauriges Bister-Kolorit gab, konnten mir nicht das blaue Meer und Seelands blühenden Buchenstrand vergessen machen. Mitunter machten wir weitere Exkursionen. Mit Schleiermacher, den beiden Raumern (der eine der nachherige Verfasser der Geschichte der Hohenstaufen) und mit Steffens ging ich eines heißen Tages nach dem hohen Petersberge. Als wir uns der Ruine auf dem Berge näherten, wunderte mich ein seltsamer Laut; es schien mir, als ob ich viele Menschen ein geistliches Lied in der Ruine singen hörte. So war es auch; mitten in der Ruine stand eine Kirche, und da es grade Sonntag, war sie voll von Menschen. Sie sangen ein christliches Lied über den Gräbern der alten Landgrafen, die da in marmornen Särgen ruheten, und diese Verbindung von Vergangenheit und Gegenwart machte auf mich einen tiefen Eindruck.

Mit dem trefflichen Schleiermacher lebte ich viel. Er hatte Lust, etwas von meinen dänischen Gedichten zu kennen und dänisch zu lernen; so fing ich an, ihm Baulundurs Saga und Freias Altar zu übersetzen, wobei er mir die erste Aufmunterung gab, auch ein deutscher Dichter zu werden. Er las mir wieder Griechisch vor, den ganzen Oedipus in Kolonos, damit ich mich mit dem Klange der schönen Sprache vertraut machte; er übersetzte mir das Stück Wort für Wort, und lehrte mich die griechischen Sylben-

maaße recht zu kennen und zu verstehen, wovon ich nachher, als ich Solgers Sophokles fleißig studirt hatte, in meiner Tragödie Baldur der Gute Gebrauch machte.

Ich hörte in Halle Steffens Vorlesungen über Naturphilosophie, Schleiermacher über Ethik und den berühmten Wolf über Archäologie. Mit Schleiermacher spazierte ich mitunter; dann amüsirte es ihn, meine oft gar dreisten Behauptungen mit schalkhafter Ironie zu widerlegen; er übersetzte eben damals den Plato; er war mein Sokrates, und ich schmeichelte mir damit, daß ich wieder sein Alcibiades sei. Seine herrlichen Predigten versäumte ich nie.

Wie der Herbst sich nach und nach in Winter verlor, ward es auch in Halle stiller und einsamer. In dieser Einsamkeit schrieb ich meinen Hakon Jarl, der sowohl Steffens, als Schleiermacher sehr wohl gefiel.

Steffens und meine Ansichten waren sonst in der letzten Zeit nicht immer ganz übereinstimmend, was dramatische Kunst betraf. Er ließ mir Schiller gar zu wenig gelten; ich hielt Wilhelm Tell für ein unvergleichliches Meisterstück, und das wollte er nicht zugeben. Es waren überhaupt mehrere Dichtungen, als Vossens Luise, Jean Pauls Schriften 2c., die ich mit Kühnheit, wohl auch mitunter mit Hitze gegen seinen Tadel zu vertheidigen wagte. Luise kann sich mit Hermann und Dorothea nicht messen; allein Silber ist ein edles Metall, wenn es auch nicht Gold ist. Wäre Luise nicht geschrieben, so hätte Hermann und Dorothea nie das Licht erblickt. Das fühlte Goethe selbst und sprach mit Achtung von Luise. Der etwas pedantische theologische Kandidat ist eine Art von modernem pius Aeneas und, obschon ein braver Mensch, nicht eben von meinen

Leuten; ich hätte Luise einen raschern Bräutigam gewünscht. Die gnädige Gräfin, der Zögling und die Kartoffeln gehören auch nicht zu den Vorzüglichkeiten des Buches. Luise aber, der alte Vater, die Mutter, der Hausknecht, Amalia, sind trefflich geschildert. Wald und Frühlingsfest blühen in dieser künstlichen Mosaik unverwelkt für die Ewigkeit; und die letzte Abendscene der beiden jungen Freundinnen vor der Vermählung ist zugleich graziös und erhaben-schön. Auch herrscht in dem Gedichte eine tüchtige gemüthliche protestantische Gesinnung, der ich mich verwandt fühlte.

Zweites Kapitel.

Berlin.

Indeß hatte ich noch immer nicht mein Stipendium, um weiter reisen zu können; der Winter war schon gekommen, und Steffens Frau erwartete ihre Niederkunft. Endlich kam der Brief in sehr gnädigen und für einen jungen Mann ehrenvollen Ausdrücken. In den letzten vierzehn Tagen wohnte ich im Gasthofe zum Kronprinzen; doch blieb ich so lange noch in Halle, bis das liebe Klärchen geboren war. Den letzten Abend waren Steffens und Schleiermacher bei mir. Steffens las meinen dänischen Hakon Jarl laut vor, und Schleiermacher verstand jedes Wort. Es that mir weh, mich von den lieben Freunden zu trennen; doch hatte ich Hoffnung, Steffens bald in Berlin wieder zu sehen. Schleiermacher schrieb mir zum Abschied in mein Stammbuch die schönen Zeilen von Novalis:

Was paßt, das muß sich ründen,
Was sich versteht, sich finden,
Was gut ist, sich verbinden,
Was liebt, zusammen sein.

Was krumm ist, muß sich gleichen,
Was hindert, muß entweichen,
Was fern ist, sich erreichen,
Was keimt, das muß gedeihn.

Ich reiste also jetzt nach Berlin, wo ich den ersten Abend auf die Redoute ging, und sah zum ersten und letzten Male die schöne, edle Königin Luise, seltsam genug (als Psyche, glaub' ich) mit Schmetterlingsflügeln an den Schultern. Bedeutete das, daß die schöne reine Seele so bald die Erde verlassen sollte?

Reichardt war schon früher mit Arnim nach Berlin gereist; er schlug mir vor, ein Zimmer im Hause neben ihm in der Leipziger Straße zu miethen. Er erzeigte mir viele Höflichkeiten, denn in einer Zeit von drei Wochen war ich beinahe alle Mittage und alle Abende mit ihm in großer Gesellschaft. Wie er das machte, weiß ich nicht; ich hatte nichts weiter zu thun, als mich anzuziehen und ihm zu folgen. Weder kannte ich die Leute, noch wußte ich immer ihren Namen; sprach als junger blöder Mensch auch nicht viel mit ihnen. Reichardt präsentirte mich ihnen als einen jungen dänischen Dichter; und so ging ich wohl mit, als eine Naturseltenheit, wie die Kartoffeln, als sie zum ersten oder zweiten Male von Amerika nach Europa gebracht wurden; denn, Baggesen ausgenommen, hatten die brillanten deutschen Cirkel damals noch keinen dänischen Dichter gesehen. Nachher hat sich die Raçe sehr vermehrt.

Ich war schon vierzehn Tage in Berlin, als mich Reichardt fragte: „Sind Sie bei Ihrem Minister gewesen?" — „Meinem Minister?" — „Nun ja, dem dänischen Minister, mein' ich." — „Nein, ich kenne ihn gar nicht und habe keine Adresse an ihn. Soll ich zu ihm gehen?" —

„Ja, das versteht sich, Sie werden ihn heute Abend bei'm Minister Schröder sehen, und Sie müssen ihm nothwendig erst Ihre Aufwartung gemacht haben." „Wohlan, so will ich ihm aufwarten." — Ich ging dahin. Graf Baudissin kam mir mit den Worten entgegen: „Womit kann ich Ihnen dienen?" Ich antwortete: „Damit, daß Ihro Exzellenz mir gütigst erlauben, Ihnen als reisender Däne meine Aufwartung zu machen." Unser Gespräch war bald zu Ende, und ich sprach ihn erst wieder vier Jahre darauf, als ich eines Abends, nach meiner Zurückkunft in's Vaterland, bei Schimmelmann den Correggio vorlas, wo er auch zugegen war, und mir sehr freundlich seine Achtung und Theilnahme bezeigte.

So sehr ich nun Reichardt für alle Artigkeit verbunden war, wodurch ich unverhofft die große berliner Welt kennen lernte, so freuten mich doch, meiner Natur gemäß, mehr die Bekanntschaften, wo ich bald wieder eine Heimath fand, die mir immer so unentbehrlich war. In den Häusern der Geheimeräthe Alberti und Pistor, Reichardts Schwiegersöhnen, des Herrn von Zschock, des Buchhändler Reimer und des Professor Spalding, war ich bald wie zu Hause. Diese trefflichen Leute behandelten mich wie einen Bruder und zeigten mir eine Güte, die ich nie vergessen werde. Ich war beinahe alle Abende bei ihnen und las ihnen oft etwas vor aus dem alten deutschen Holberg. Ich besuchte die geistreiche Hofräthin Herz; bei ihr und in mehreren Gesellschaften las ich meinen dänischen Aladdin deutsch vor. Ich spazierte mit dem verständigen, treuen Alberti, bewunderte des lebendigen Pistors Fähigkeiten; mit ihren Frauen sprach ich von Gibichenstein und Kopenhagen; und ein kleines,

niedliches Kind war auch da, mit dem ich spielen konnte.

Ich besuchte Fichte. Er war im Anfange etwas spröde, wir wurden aber bald Freunde. Ich mußte mich an seinen dozirenden Ton gewöhnen; er setzte voraus, daß man ihn nicht verstehe und nicht begreifen könne; wie er aber merkte, daß ich auch, nach meiner Art, menschlich denken konnte, ward er mir gewogen und sagte: „Der Oehlenschläger ist ein wackrer Mann, er muß meine Wissenschaftslehre studiren." Dieses schmeichelte mir, denn ich wußte, das war das größte Lob, das er einem Menschen ertheilte, wenn er ihn für fähig hielt, seine Wissenschaftslehre zu begreifen. In unserm ersten Gespräche zankten wir uns ein wenig. Der Herr Prediger Metger brachte mich zu ihm. Wir sprachen von Iffland. Rahbeck hatte mir an Iffland einen Brief mitgegeben, und obschon dieser mit mir, als einem Anhänger der neueren Schule, wohl nichts weiter zu thun haben wünschte, so gab er mir doch freien Zutritt in's Schauspiel, welches mir eine große Freude war und mir mehrmals Anlaß gab, sein großes Talent, besonders im Komischen, zu bewundern. Denn zum Tragischen hatte die Natur Iffland keine Anlage gegeben; Alles war nur Studium und Routine, und deshalb ward er in ernsten, hohen Rollen manierirt und kalt. Idyllische Natürlichkeit und schalkische Ironie, das Lächerliche und Bizarre darzustellen, hatte er dagegen im hohen Grade, und in solchen Darstellungen war er meisterhaft.

Also — ich spreche von Iffland und rühme seine Kunst. „Ja," antwortet Fichte, mit starker verächtlicher Betonung, „der weiß sehr gut die Erbärmlichkeit darzustellen!" Ich fühlte mich durch diese Worte und besonders durch

diesen Ton verletzt. „Wer die Erbärmlichkeit bewundert, ist selbst erbärmlich.“ Ich wagte ihm zu widersprechen und sagte: „Er stellt nicht blos das Erbärmliche, aber sehr gut alles Komische dar.“ — „Was stellen Sie mir da auf?“ rief Fichte; und nun fing er an, weitläuftig zu demonstriren, wie das Komische immer erbärmlich sei. — Ich fühlte, daß etwas Schiefes in seinem Verfahren sei, ich konnte es nicht gleich herausfinden; ich wollte mich nicht mit ihm in einen philosophischen Streit einlassen, wo ich, besonders, wenn ich seine Worte brauchen sollte, gewiß den Kürzern gezogen hätte, und ich sagte: „Verzeihen Sie, Herr Professor, so im täglichen Gespräche pflegt man nicht ein Wort so genau zu wägen.“ „Ah, mein Herr,“ rief er heftig — „für das Schwatzen habe ich allen Respekt! Ich überlasse Sie dem Herrn Prediger Metger!“ — Ich antwortete stolz: „Wenn zwei gescheidte Leute, wie Sie und ich, Herr Professor, mit einander reden, so schwatzen wir nicht, wenn auch der Eine sich nicht des Andern Redensarten bedient. Wie in aller Welt,“ versetzte ich sanfter und betrübt, weil ich mich nicht gern von diesem ausgezeichneten Manne in Unfreundschaft trennen wollte, — „können Sie verlangen, daß ich, ein junger Dichter, wie Sie, ein alter Philosoph, spreche?“ — „Da hat er Recht!“ sagte er gutmüthig und versöhnt zum Prediger, mir die Hand reichend. Seitdem waren wir Freunde.

Fichte kam mir bei dieser Gelegenheit vor wie ein gewisser alter General, der immer seine jungen Offiziere bei erster Bekanntschaft hart anfuhr, blos um zu prüfen, ob sie Muth dazu hätten, ihn herauszufordern. Ich las ihm meinen Hakon Jarl vor, (das will sagen, deutsch aus dem dänischen Manuskript) und er hörte sehr aufmerksam zu.

Im fünften Akt, wo Olaf von Hakon sagt: „daß er seine Sünde mit seinem Blute sühnen müsse, weil die christliche Rose, während er lebe, nicht gedeihen könne," ward Fichte aufgebracht und rief in seiner gewöhnlichen innigen Manier: „Was, zum Teufel, geht das denn ihn an?" — Ich schwieg dazu und las weiter. Als ich geendigt hatte und er mir viel Lob ertheilte, sagte ich: „Herr Professor, Sie zürnten bei einer Stelle, wo Olaf von Hakon spricht; finden Sie das vielleicht fehlerhaft?" „Nein," sagte er gelassen, „es galt nicht Ihnen! Als Dichter haben Sie es ganz recht gemacht; aber der Kerl (der Olaf) hatte doch Unrecht! —

Und doch wollte der Freund, der Prediger Metzger, ihm nicht zugestehen, daß er naiv sei, als wir nachher von Naivität sprachen und Fichte behauptete, daß er solche besäße. „Nein, vergeben Sie gütigst, Herr Professor," sagte der sanfte, bescheidene, aber auch wahrheitliebende, charakterfeste Mann, „naiv sind Sie nicht?" — „Was!" rief Fichte, „bin ich nicht naiv? Was sagen Sie dazu, Oehlenschläger?" — Ich sagte: „Wenn Naivität darin besteht, ein eignes Naturell, ohne Rücksicht auf Konvenienz, mitunter schnell, ohne Reflexion, zu äußern, so kann man Ihnen gewiß nicht Naivität absprechen. Ich denke, ein jedes Genie, selbst ein philosophisches, muß etwas Kindliches, Unbewußtes haben, sonst mangelt ihm die Grazie." Dagegen hatte der große Philosoph nichts einzuwenden.

Ich hörte seine Vorlesungen über die Anweisung zum seligen Leben und las noch ein Paar Bücher von ihm. In Allem bewunderte ich den tiefen Denker, den Helden für Wahrheit und Tugend, den begeisterten Redner, den kräftigen Menschen. Fichte hatte, scheint es mir, nur einen

Fehler: er meinte, daß seine Denkform die einzige wahre, die absolute sei. Wäre es doch schlecht mit dem Denken der Menschen bestellt, wenn sich die Wahrheit nur in eine Form gestalten ließe; was hätten dann künftige Geschlechter und große Köpfe weiter zu thun, als das schon Gesagte und Gedachte zu wiederholen? Es giebt nur eine ewige Wahrheit, wie eine ewige Schönheit; aber der Gesichtspunkt des Wahren kann eben so verschieden sein, als der des Schönen, und gewährt eine eben so unendliche Mannigfaltigkeit. Als Schüler stehen wir im Kreise, mit unserm Erdenthon um das ewiglebende Modell der Wahrheit und Schönheit; jeder macht von seinem Standpunkte sein Basrelief; jedes wird verschieden, und doch könnten sie alle wahr und schön sein!

Fichte war im Leben ein tugendhafter, ehrenfester Mann, aber auch stolz auf seine Vorzüge. „Meint Ihr," hörte ich ihn einmal zu einem Freunde sagen, „daß ich diese Schultern und diese Waden haben würde, wenn ich mir nicht jene Maximen angeschnallt hätte?"

Wie sehr freute es mich, als ich einige Zeit darauf hörte, daß er in Kopenhagen gewesen war, daß der gute Oersted, der ihn als Jüngling so fleißig studirt hatte, ihn als Mann kennen lernte. Meine Schwester schrieb mir, sehr froh, daß sie Fichtes Bekanntschaft gemacht habe; daß sie zusammen im Süderfelde spazieren gegangen wären, daß er einen Zweig von einer Tanne bei'm norwegischen Hause abgebrochen, ihr ihn gereicht und gesagt habe: „sie möchte davon ihrem Bruder einen Kranz flechten." —

Reichardt reiste im März wieder nach Giebichenstein, und ich wohnte allein. Sein voriger Bedienter, ein junger Friseur, der Sohn vom Hause, kränkelte lange und starb

einige Tage nachher. Eines Abends, als ich spät nach zwölf Uhr nach Hause komme, sagt der Vater, indem er mir hinauf leuchtet: „Sie haben wohl nichts dagegen, daß ich meines Sohnes Leiche, für diese Nacht blos, in des Herrn Kapellmeisters Stube gesetzt habe?“ — „O nein!“ antwortete ich langsam. Er setzte das Licht auf den Tisch und ging. Reichardts Stube stieß grade an die meinige. Ich fing an mich auszuziehen und wollte guter Dinge sein. Seit lange hatte ich nicht an solche melancholische Gegenstände gedacht, im bunten Gewimmel der häufigen Gesellschaften und Zerstreuungen. Jetzt sollte ich Thüre an Thüre bei einer Leiche schlafen, das hatte ich noch nie gethan, das schien mir gar zu früh.

Die alten halbvergessenen Gespenstermährchen erwachten wieder in meinem Gehirn, und obschon Hoffmann damals noch nichts gedichtet hatte, so fing doch der berliner Theezirkel, den ich verlassen hatte, an, sich mit den Geistererscheinungen zu beschäftigen. Endlich konnte ich es gar nicht länger aushalten; ich kleidete mich wieder an, nahm meinen Hut, ging hinunter zum Vater des Verstorbenen und sagte: „Obschon ich nicht abergläubisch sei, so müsse ich mich doch in Acht nehmen, meine Phantasie zu sehr aufzuregen; es wäre mir zuwider, bei einer Leiche zu schlafen, ich wolle nach dem goldenen Adler gehn und da bis Morgen bleiben.“ — Als ich aber bis dahin kam, war es so spät, daß ich kein Zimmer bekommen konnte. Ich versuchte noch an einigen andern Gasthöfen — Alles zu spät. Die Märznacht war bitter kalt. Ich lief einige Straßen auf und ab, bis ich vor Schläfrigkeit und Müdigkeit nicht weiter konnte. Es blieb mir nichts mehr übrig, als in's Leichenhaus zurück zu gehn. Ich that's, klingelte den Alten

auf, er leuchtete mir wieder unverdrossen die Treppe hinauf. Jetzt war das Gaukelspiel der Phantasie zu Ende, wie auf einer Schaubühne, wenn die Lichter erloschen und die Menschen weggegangen sind. Ich sah nur den alten, betrübten Vater und ärgerte mich über meine vorige egoistische Schwärmerei, während der Alte einen echten Kummer hatte. Ich legte mich hurtig zu Bette und schlief ruhig ein. — Ich traf einige Tage darauf an der table d'hôte in der Sonne den Kapellmeister Himmel. Wir saßen zufälligerweise neben einander, er ließ sich in ein Gespräch mit mir ein, und aus einigen Worten schien es mir, daß er mich kennen müsse. Ich fragte: „Habe ich die Ehre, von Ihnen gekannt zu sein?" „Ja," antwortete er, „ich weiß, daß Sie ein braver junger dänischer Dichter sind, hätte auch gern früher Ihre Bekanntschaft gemacht, Sie waren aber immer in Gesellschaft eines Mannes, den ich gar nicht leiden mag." — „Nun," antwortete ich, „weil ich mit ihm umgehe, so beweist das, daß ich ihn gut leiden mag." — „So wollen wir denn von ihm nicht weiter sprechen," sagte Himmel, mein Glas aus seiner Flasche füllend. Er war sehr aufgeräumt und gesprächig, erzählte mir von seinen Reisen, und als die Mahlzeit zu Ende war, fragte er, ob ich nicht mit ihm nach Hause gehen wolle, er wohne hier in der Nähe. Weil ich nun wußte, daß er eine Oper, die Sylphen, komponirt hatte, wovon ich gern etwas hören wollte, so ließ ich mich nicht zwei Mal bitten. Er bewohnte schöne Zimmer, und in seinem Zimmer waren schöne Sachen, Alles war aber in der größten Unordnung. Die medicëische Venus stand mitten auf der Diele, rund umher lagen Guitarren, Bücher, Pomadentöpfe, Eau de Cologne-Fläschchen, Stiefeln &c. Kaum traten wir hinein, so rief

er: „Peter, Champagner!“ Mit unglaublicher Schnelle erschien der Bediente mit Wein und Gläsern auf einem Präsentirteller, und lüftete den Pfropfen, so daß der Schaum der Venus in's Gesicht fuhr. — „Herr Gott, Herr Kapellmeister,“ rief ich, „wie können wir jetzt trinken, da wir gerade vom Tische kommen?“ — „Champagner kann man immer trinken,“ antwortete er, „das ist ein unschuldiges Getränk! Thun Sie mir den einzigen Gefallen und trinken Sie noch ein Glas! Ich muß doch zum Willkommen in Berlin, Ihre Gesundheit trinken.“ — „Nun, dann müssen Sie mir auch einen Gefallen thun,“ sagte ich, mein Glas leerend, „und mir etwas aus ihren Sylphen vorspielen.“ — „Sehr gern! Ich muß aber erst ein Stündchen sitzen und mich erholen, jetzt kann ich unmöglich spielen. Sehen Sie einmal.“ Er ging zum Fortepiano, und seine außerordentliche Dicke hinderte ihn wirklich, die Tangenten zu berühren, denn der Bauch langte beinahe eben so weit heraus, wie die Arme. „Das giebt sich aber Alles gleich,“ sagte er, „wenn wir ein wenig Geduld haben.“ Und kaum war eine Viertelstunde verflossen, so hatte er auch schon so vielen Raum gewonnen, daß er die Fingerspitzen auf die Tangenten laufen lassen konnte. Welche Fertigkeit! Welcher Vortrag! Welche Grazie! Wie der Elephant seine ganze Geschmeidigkeit im Rüssel hat, so hatte sie Himmel in den Fingerspitzen. Was er mir vorspielte, war sehr hübsch, melodienreich und originell. Ich hatte früher seine Fanchon gern gehört, sein Charakter spiegelte sich darin ab: keine Tiefe, kein wahrer Ernst; schöne Sinnlichkeit und gefällige Grazie. — Er konnte doch nicht ablassen, von Reichardt wieder zu sprechen, den er den Herrn Salzdirektor nannte, weil Reichardt Direk-

tor der Halleschen Salinen war. Himmel meinte mit Unrecht, er habe mehr Genie dazu, als zu der Musik; denn war auch Reichardt kein eigentlicher dramatischer Komponist, so hat er in andern Kompositionen, besonders in seinen herrlichen Melodien zu Goethes Liedern, ein schönes Gefühl und viel Sinn für Poesie bewiesen. Himmel schien, die Musik ausgenommen, wenig gebildet zu sein; doch hatte ihm die Welt und seine heitre Sanguinität eine angenehme Politur gegeben.

Mein höchster Genuß in Berlin war, daß ich da zuerst Mozarts Meisterwerke, Figaro und Don Juan, kennen lernte. In diesen unvergleichlichen Kompositionen ging mir eine neue und doch sehr bekannte Welt auf. Sophokles, Shakespeare und Goethe hörte ich in Tönen, wie ich sie nachher bei Rafael in Farben wieder sah.

Steffens kam auch wieder nach Berlin, und wir sahen uns oft bei Albertis. Ich sprach Alexander von Humboldt mehrmals und hörte ihn gern in Gesellschaften etwas von seinen Reisen erzählen. In der Akademie der Wissenschaften las er eine Abhandlung von den üppigen Vegetationen der Natur vor. Er schloß mit der Bemerkung, daß dasselbe mannigfaltige Leben, welches physisch in den wärmeren Himmelsstrichen blüht, sich moralisch und physisch in des nördlichen Dichters Phantasie und Darstellung wiederhole.

Den berühmten Historiker, Johannes Müller, sah ich öfter; Reichardt sagte: „er gliche einer Nachteule." Die Eule ist Minervas Vogel! Wenn ich mit dem großen Manne sprach, vergaß ich ganz den Vogel über Minerva. Er schlug mir vor, eine Tragödie über ein gewisses, historisches Sujet zu dichten; Schade, daß ich den Gegenstand vergessen habe!

Drittes Kapitel.

Weimar.

Es verlangte mich jetzt sehr, nach Weimar zu reisen, um Göthe zu besuchen. Mit Steffens und Schleiermacher reiste ich von Berlin nach Halle, wo ich bei den lieben Freunden noch drei Tage verweilte.

Jetzt befand ich mich wieder ganz allein in der Welt, auf einem Post- oder eigentlich Frachtwagen, worauf ich im feuchten, kalten Aprilwetter die ganze Nacht auf einem hölzernen Brette ohne Rücklehne fahren mußte. Der Schlaf von zwei Stunden auf einer Bank in einer Bauerschenke stärkte mich; so kam ich nach Naumburg, wo ich bis zum folgenden Tage bleiben mußte, um weiter zu reisen.

Es war ein trauriger Frühlingstag; ich war selbst traurig. Alle lieben Freunde in Halle, Gibichenstein und Berlin hatte ich — vielleicht auf immer — verlassen. Ich sollte ganz neue Bekanntschaften machen, um das Band wieder zu zerreißen, wenn es eben geknüpft war. Die Zeilen eines dänischen Dichters fielen mir ein:

„Freude, du bist ein flücht'ger Freund,
Den auf der Reise man findet,
Der, wie er schnell und hold erscheint,
Heiter uns grüßt — und verschwindet!" —

Die merkwürdige Domkirche, die ich besah, vermehrte nur meine melancholische Stimmung. Sie besteht eigentlich aus vier Kirchen, und die eine ist unterirdisch. Eine alte Frau, die wie eine Hexe aussah, begleitete mich, mit einer Kerze in der Hand, hinunter und zeigte mir den eisernen Kasten, worin Tetzel seine Ablaßgelder gesammelt und dabei gesungen hatte:

„Sobald das Geld im Kasten klingt,
Alsbald die Seel' gen Himmel springt."

Sie zeigte mir auch eine Wand, wo eine Nonne einst lebendig eingemauert war und die Messe hören konnte, bis sie vor Hunger starb. — Alles dieses machte mich immer trister. Unglücklicherweise erzählte sie mir noch dazu etwas von den Hussiten vor Naumburg; da fiel mir das Kotzebuesche Stück ein, und das verstimmte mich ganz.

In Weimar, am nächsten Tage, klärten sich Luft und Gemüth bald wieder auf, und der Himmel war blau. Göthe empfing mich sehr liebevoll, und ich brachte drittehalb Monat in dieses großen Meisters beinahe täglicher Gesellschaft zu.

Wie freute es mich, den klassischen Boden zu betreten, wo so viele große Geister gewirkt hatten. Der einzige Göthe stand noch da in voller Kraft. Wieland war alt; doch erquickte es mich, dieses freundlichen Greises Gemüth als Schneeblume noch im Wintergarten zu sehen, wo so viele Sommerrosen geblüht hatten. Seinen Oberon liebte ich; in Geron dem Adelichen hatte er bewiesen, daß er auch ernst und erhaben dichten konnte. In vielen heitern Erzählungen hat dieser deutsche Ariost Laune und Grazie gezeigt. Als Kritiker und Gelehrter haben seine Schriften auf deutsche Bildung großen Einfluß gehabt.

Ich besuchte ihn mit Ehrfurcht, er war sehr offen, sehr gesprächig und schrieb in mein Stammbuch:

„Fuimus Troes.“

Herder war nicht mehr, dieses große *denkende Herz*, das mit tugendkräftiger Menschenliebe und poetischer Begeisterung die ganze Welt umfaßte. Wie hatten mich seine Abhandlungen über ebräische Dichtkunst, seine Ideen zur innern Geschichte der Menschheit, seine Volkslieder und Legenden, sein Cid und seine Predigten entzückt!

Auch Schiller fand ich nicht mehr! Ich fand aber seine Frau und Kinder, und das hübsche Haus in der Allee, nahe dem Schauspielhause, wo er die herrlichen Tragödien gedichtet hatte. Ich war bald da zu Hause, und es freute mich sehr, als mir Jemand sagte, die Frau fände, daß ich mit Schiller einige Aehnlichkeit habe; nicht äußerlich, sondern in Wesen und Manieren.

Ich konnte die lieben Kinder nicht ohne inniges Mitleid sehen, die den großen, herrlichen Vater so früh verloren hatten. Wie gern hätte er mit ihnen noch gelebt! Wie wehmüthig betrachtete er die Physiognomien der armen Kleinen zum letzten Male, als er fühlte, daß sein Herz brechen sollte; dieses himmlische Herz, das sich mit durchdringendem Verstand, mit hoher Begeisterung vermählte. Ja, darin bestand seine *Größe*, ihr kalten Egoisten und Neider! Darin bestand Göthes, Schillers, Herders, Jean Pauls Größe, daß sie mit sammt ihren außerordentlichen Talenten auch *gut* waren und die Menschen liebten. Verstand und Phantasie können Viele haben; es wird aber erst Genie, wenn diese Fähigkeiten sich mit einer edeln, schönen Seele verbinden. Das ist das wahre Christenthum! Ihr scheltet auf die Wolke, weil sie

weine? Wißt Ihr denn nicht, daß dieselbe Wolke, die regnet, auch donnern und blitzen kann? Und glaubt Ihr, daß eine trockene Haide einen kräftigern Charakter beweise, weil da Sand liegt, den man den Blödsinnigen in die Augen werfen kann, und Dornen wachsen, woran sich der vorbeigehende Wanderer blutig ritzt?

Auch Göthe, obschon er sich in einer gewissen Steifheit und Zurückgezogenheit mitunter gefiel, war immer gut und wirkt in seinen vortrefflichen Werken immer auf's Herz. In seinen Liedern, in Werthers Schwärmerei, Götzens Heldenmuth, in Fausts Trübsinn, in Gretchens und Klärchens Liebe, in Tassos Schwermuth, in Iphigeniens Hoheit, in seinen heitern Naivitäten, in Mariane, Mignon, im Harfenspieler, in der Ottilie und besonders in Hermann und Dorothea, wo er im reifen Mannesalter der Humanität des achtzehnten Jahrhunderts das schönste Denkmal errichtet hat. Darum freute es mich auch sehr, wenn Schleiermacher von ihm sagte: „Der Göthe ist doch eigentlich eine gute Haut!“

Er empfing mich väterlich, ich aß oft bei ihm, und ich mußte ihm meinen ganzen Aladdin und Hakon Jarl aus dem Stegreif deutsch vorlesen. Da machte ich mich denn vieler Dänismen schuldig; er verwarf sie aber nicht alle; er meinte, die beiden verwandten Sprachen, aus einer Wurzel entsprungen, könnten einander mitunter mit guten Worten schwesterliche Geschenke machen. „Hm, das ist hübsch!“ sagte er mitunter, wenn ich etwas vorlas. „Sagen Sie denn das so deutsch?“ frug ich. „Nein, wir sagen es nicht, könnten es aber sagen.“ — „Soll ich denn ein anderes Wort brauchen?“ — „Nein, thun Sie das nicht.“ — Einen Mann, der mich in Berlin gekannt hatte,

und nach Weimar kam, fragte Göthe: „Kennen Sie etwas von Oehlenschläger?“ — „Nein,“ war die Antwort, — „aufrichtig, ich mag die deutsche Sprache nicht radebrechen hören.“ — „Und ich,“ antwortete Göthe mit imposantem Gefühle, „mag die deutsche Sprache sehr gern in einem poetischen Gemüthe entstehen sehen!“ Doch, was spreche ich von Göthes Meinungen über die Sprache? Giebt es ja doch Einige, die meinen: Göthe könne selber nicht deutsch schreiben. Es haben auch Landsleute von mir behauptet, daß ich nicht dänisch verstehe. Ja, es war neulich ein Franzose, der den andern fragte: „Les allemands, est ce, qu'ils ont une langue?“ — „Non,“ antwortete dieser, „ils parlent seulement un patois; mais ils se comprennent entre eux.“

Wenn nun also die Dichter und die poetischen Menschen sich entre eux verstehen, so denke ich, mag das genug sein. Die Kunst ist doch eine ewige öffentliche Freimaurerei, die den Uneingeweihten unentdeckt bleibt, die nicht die heimlichen Zeichen verstehen, wodurch sich die Seele der Seele kund giebt.

Es freute mich sehr, in's Theater zu gehen, wo Schiller und Göthe so viel gewirkt hatten; ich lernte das Künstlerpaar Wolf kennen und schätzen. Ich sah Göthes Egmont würdig darstellen; Becker, der in Lauchstädt den Parasit spielte, machte hier wieder den Vansen vortrefflich. Die Transparentscene zuletzt, wo Klärchen als personifizirte Freiheit erscheint, die Göthe gutmüthig, während Schiller lebte, ausgelassen hatte, weil dieser sie nicht leiden mochte, ließ er jetzt wieder spielen, und sie machte eine gute Wirkung. Bild und Musik wirken auf die Phantasie, nach dem langen Gespräche zwischen Egmont und Fer-

dinand, und tragen dazu bei, daß das Stück lebendiger und tröstlicher schließt.

Der Doktor Riemer, Göthes Hausfreund und Sekretär, und der junge Johann Heinrich Voß, des Dichters Sohn, wurden meine vertrauten Freunde, und ich lebte täglich mit ihnen.

Göthe mochte den jungen Voß gut leiden, und dieser war sein größter Verehrer. Er erzählte mir einen charakteristischen Zug von Göthe, wie dieser ihm einmal sein Hermann und Dorothea zum Durchsehen bei einer neuen Ausgabe gegeben hatte, weil alle die Voß korrekte Hexameter vom Vater schreiben gelernt hatten, sogar die alte verständige Hausfrau, die Göthen einmal in sehr klassischen Spondeen und Daktylen eingeladen hatte, Stahlpunsch bei ihnen zu trinken. Göthe schrieb schönere, leichtere, volksthümlichere Hexameter, als Voß; er war aber nicht immer korrekt, und deswegen ließ er sich gern bescheidene Anmerkungen gefallen. Einmal kam aber der gute Heinrich mit gar zu fröhlichem Gesichte und sagte in triumphirender Demuth: „Herr Geheimerath, da habe ich einen Hexameter mit sieben Füßen gefunden!“ Göthe betrachtete die Zeile aufmerksam und rief: „Ja, bei Gott!“ Voß wollte ihm schon den Beistift reichen, als jener ihm ruhig das Buch zurückgab und sagte: „Die Bestie soll stehen bleiben!“ —

Das Nibelungenlied war eben herausgekommen, und Göthe las uns einige Gesänge vor. Weil nun Vieles in der alten Sprache mit altdänischen Worten verwandt ist, so konnte ich ihnen Manches deuten, was die Andern nicht gleich verstanden. „Sieh einmal,“ rief dann Göthe lustig, „da haben wir wieder den verfluchten Dänen.“ — „Nein,

Däne," sagte er einmal im demselben Tone, „hier kommt etwas, was Ihr doch nicht hättet sagen können:

„Es war der große Siegfried, der aus dem Griffe sprang,
Es ragete ihm vom Herzen eine Speerstange lang."

„Es ragete ihm vom Herzen eine Speerstange lang!" — wiederholte er staunend, die Worte stark betonend, in seinem Frankfurter Dialekt: „Das ist kapital!"

Einmal bei Tische sprach er so feurig, und mit so vieler Achtung und Kraft für Bürgerrecht und Bürgerehre gegen einen kalten Hofmann, der zur Unzeit über das wackere Betragen eines Bürgers spotten wollte, daß ich es nicht lassen konnte, als der Fremde weg war, ihm um den Hals zu fallen und ihn zu küssen. „Ja, ja, lieber Däne," — sagte Göthe — „Ihr meint's auch treu und gut in der Welt!" —

Die alte Herzogin Amalia erzeigte mir die Ehre, mich zur Tafel zu laden; Reichardt war nach Weimar gekommen, und wir fuhren hinaus. Sie war sehr gnädig, sehr geistreich, und ihres Alters ungeachtet sehr lebendig und heiter. Ich traf noch bei ihr Wieland, den Herrn von Knebel, Göthes Jugendfreund, und ihren Marschall, den Herrn von Einsiedel, der den Terenz gut übersetzt hat. Nach der Mahlzeit ging Wieland hinunter in den Garten und schlief ein Stündchen unter einem großen, schattigen Baume. „Das thut er meistens da," sagte die gütige Fürstin, „wenn er bei mir ist." Wir spazierten im Garten; zum Thee besuchten sie der Herzog, der Erbprinz, die Großfürstin und die Prinzessin von Weimar. Reichardt spielte ihnen etwas vor, und ich mußte auf seine Aufforderung einige altdänische Volkslieder singen, welche ihnen sehr wohl gefielen. Sie waren alle freundlich gegen mich.

und die Frau von Schiller erzählte mir einige Tage darauf, daß die schöne, edle Großfürstin mit vieler Güte von mir gesprochen habe. — So hatte ich denn die Freude, die Fürstenfamilie in der Nähe zu sehen und kennen zu lernen, die so viele große Talente geehrt und belohnt, die so bedeutend zu der Blüthe der deutschen Literatur beigetragen hat.

Bei der Frau von Wollzogen, der geistreichen Verfasserin der Agnes von Lilien, Schillers Schwägerin, und bei der Frau von Schardt, einer gebornen Bernstorf, brachte ich angenehme Stunden zu.

Als ich wegreiste, schrieb ich eine dänische Uebersetzung des Erlkönigliedes in's Stammbuch des jungen Göthe, und zum Schluß die deutschen Zeilen:

„Erinnern Sie sich, wenn längst ich schied,
Bei der Uebersetzung des Vaters Lied,
Des Dichters vom Lande, wo Nacht und Wind
Und Elf' und Schauder zu Hause sind.

„In Weimar weht es schon mehr gelind,
Gott segne den Vater mit seinem Kind!"

„Ja, ja!' sagte Göthe, als er es gelesen hatte, mir freundlich in's Auge blickend und die Hand auf meine Schulter legend — „Ihr seid ein Poet!"

In mein Stammbuch schrieb er:

„Zum Andenken guter Stunden, dem Verfasser des Aladdin."

Die Frau von Schiller schrieb darein:

Der Sänger.

Er breitet es lustig und glänzend aus,
Das zusammengefaltete Leben.
Zum Tempel schmückt er das irdische Haus,
Ihm hat es die Muse gegeben.
Kein Dach ist so niedrig, keine Hütte so klein,
Er führt einen Himmel voll Götter hinein.

Karoline von Wollzogen schrieb, auch nach Schiller:

Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde;
Was Dir der Eine verspricht, leistet der Andre gewiß.

Riemer schrieb die Goetheschen Zeilen:

Danke, daß die Kunst der Musen
Unvergängliches verheißt,
Den Gehalt in deinem Busen
Und die Form in deinem Geist.

Und so verließ ich das deutsche Athen, wo ich so viele Freuden genossen hatte, und ahnete nicht, daß ich die Stadt nach wenigen Monaten als Unglücksort des traurigsten Krieges wieder sehen sollte.

Um Goethes Gesellschaft noch acht Tage zu genießen, ging ich nach Jena, wo er sich jetzt aufhielt, um von da aus nach Karlsbad zu reisen. — Es war ein schwüler Tag, und ich war sehr erhitzt und löschte gar zu schnell meinen Durst an einem vorbeifließenden eiskalten Bach. Als ich nach Jena gekommen war, fühlte ich eine rheumatische Engbrüstigkeit, die mich anfangs ängstigte, und ich dachte: Solltest du dir eine Brustkrankheit durch den gar zu kühlen Trank zugezogen haben? Ich war bei'm Buchhändler Frommann in Gesellschaft mit Goethe, konnte mich aber nicht recht dessen freuen, weil die Engbrüstigkeit ziemlich stark war; doch sprach ich zu Niemandem davon. — Da sah ich zum Fenster hinaus und entdeckte einen schönen glänzenden Regenbogen, worin besonders der grüne Streif hell loderte, als Farbe der Hoffnung. Bei diesem Anblick verschwand meine Furcht, und ein Paar Tage darauf schöpfte ich wieder freien Athem. Das Gefühl und das Bild dieses Tages haben mir später vorgeschwebt, als ich den fünften Akt des Correggio dichtete.

Bei den lieben Frommanns fand ich meine alte

Heimath wieder. Sie waren Goethes Gastfreunde, besuchten ihn oft in Weimar, und wenn er nach Jena kam, war er da zu Hause; das will sagen: meistens des Abends, nach der Arbeit, denn er bewohnte mit Riemer einige kühle, große Zimmer ganz allein im alten Schlosse, wo der Poet mitunter hinflüchtete, und ließ so lang den Minister in Weimar bleiben.

Das war nun recht ein trefflicher Aufenthalt zum Schreiben und zum Dichten; auch mußte es ja herrlich sein, einen gebildeten, treuen, gelehrten Freund bei sich zu haben. Das Diktiren aber ist mir immer eine unbegreifliche Sache gewesen. Es giebt gewisse Augenblicke, däucht mir, wo der Mensch mit Gott und sich selbst allein sein muß, wie bei'm Gebet, und der Augenblick des Dichtens ist einer von diesen. In eines Andern Gegenwart scheut man sich doch immer etwas, seine Gefühle ganz frei zu äußern, sein Herz zu öffnen. Und kann man es in der spätern Periode Goethes Schriften nicht mitunter abmerken, daß er einen solchen Aufpasser in den Augenblicken des Dichtens gehabt? Die ruhige, klare Darstellungsart, Besonnenheit und Wirklichkeit mögen dabei gewonnen haben, allein Begeisterung, Bewunderung, kräftiges Gefühl? Bestimmte, herzliche Mittheilung? Und soll der Dichter danach streben, durch Kunst kälter zu werden? Ist's eine Vollkommenheit mehr, daß sich seine Individualität in Allgemeinheit auflöse? In der Dichtkunst ist und bleibt, scheint es mir, doch immer die Subjektivität die Hauptsache. Je genialer ein Dichter ist, je vielseitiger wird er freilich, je mehr Objekte weiß er auch in sich aufzunehmen und zu durchdringen. Allein die Poesie besteht eben, denke ich, in diesem schönen Hineindringen. In dem Werke eines Dichters ist es besonders

sein Geist, den ich bewundere. Wenn ich den Straßburger Münster sehe, wenn ich des alten Ritter Berlichingen Leben lese, das Mährchen von Faust, so wirkt das Alles ganz anders auf meine Seele, als wenn ich Goethes Darstellungen genieße. Darum darf der Dichter sich weder zu vielseitig in die Objekte verflüchtigen, noch sich zu einseitig in das Objekt versteinern; auch nicht durch Kunst suchen die schöne Eigenheit seines Wesens in Allgemeinheit zu verwandeln. Er ist und bleibt einmal eine hübsche Ausnahme, das soll er sein wollen und sich nur hüten, kein Sonderling zu werden. — Daß der große Goethe, des Diktirens ungeachtet, uns doch immer so viel Schönes und Herrliches geschenkt hat, dafür danken wir seinem mächtigen, durch keinen Zwang gefesselten Genie. Ich bin aber davon überzeugt, er würde uns bis zum Grabe noch mehr von jenem humoristischen Jugendfeuer, von jener schönen Leidenschaft einer gefühlvollen Seele, ohne die Meisterschaft der Darstellung einzubüßen, gegeben haben, wenn er nicht diktirt hätte. Man braucht ihn ja nur sprechen zu hören, um davon überzeugt zu sein!

In Jena machte ich des berühmten Philosophen Hegels Bekanntschaft und gewann ihn auf eine eigne Weise lieb. Wir waren in einem Hause zusammen, wo ein Fremder uns ein sentimentales Lied bei'm Klavier vorsingen wollte. Hegel und ich standen hinter dem Stuhle des Dilettanten; er konnte das Lied weder recht spielen, noch singen, und diese Verlegenheiten, die immer das zarte Gefühl abbrachen, das wieder angeknüpft werden mußte, waren so drollig, daß weder Hegel, noch ich mich des Lachens enthalten konnte. Nun mußten wir doch höflich sein; und daraus entstand jener wunderliche Zustand, den man bei Kin-

dern oft entdeckt, wenn sie lachen sollen und es nicht wagen, wodurch die Lachlust nur gesteigert wird. Es freute mich, den ernsten Philosophen in diesem komischen Zustande mit mir zu sehen. Unsere Situation brachte uns gleich in eine Art von Vertraulichkeit zu einander; und so lange ich in Jena war, erzeigte mir Hegel immer Freundschaft, und wir gingen täglich mit einander um. Er war lustig und gutherzig; wir besprachen auch viele ernste Gegenstände, ich bewunderte seinen Tiefsinn, und er achtete meine Meinungen und mein Denken, obschon ich kein theoretischer Philosoph war.

Mit ihm, mit Major von Knebel (Goethes Jugendfreunde), mit dem Professor Schelfer und dem Dr. Seebeck bestieg ich eines Tages den Berg Gensich bei Jena. Knebel erzählte mir auf dem Wege von Goethes Jugend. Es war ein warmer Tag, und wir litten an Durst. Am Abhange des Berges war ein Garten, woraus uns Schelfer einige Handvoll Kirschen und Johannisbeeren holte. „Wie wagen Sie das?" fragte ich scherzend. „Es ist freilich Raub!" antwortete er mit dem Munde voller Johannisbeeren. „Ach," versetzte Hegel, „Schelfer ist Professor der Botanik," daraus folgt, daß ihm alle Gewächse und Früchte der Gegend untergeben sind. Wenn ihm Jemand bei dem Diebstahle begegnen sollte, braucht er nur zu sagen, daß er botanisire, dann ist Alles gut."

Auf dem Rückzuge plagte uns wieder der Durst. Hier trafen wir nun zwar keine Johannisbeeren, dagegen einen klaren Bach, um welchen wir uns alle auf den Bauch legten, und durch Grashalme zogen wir das Wasser in den Mund hinein, welches eine sehr malerische Gruppe hat abgeben müssen, und zugleich eine allegorische. So saugen

Helden, Philosophen und Dichter Erquickung durch das kleine Saugerohr des Lebens, aus dem immer fließenden Lebensquell und vergessen nicht die Augenblicke, wo sie es brüderlich mit einander zusammen thaten.

Goethe reiste nach Karlsbad, Frommanns nach Gotha; ich erwartete immer meinen Wechsel, er blieb vierzehn Tage aus. Indeß ließ ich nicht den Muth sinken, ich übersetzte drei Akte meines Aladdin auf's Papier. Frommann wollte dieses Gedicht in Verlag nehmen; Goethe hatte versprochen, meinen Hakon Jarl, wenn er von mir schriftlich übersetzt wäre, auf die deutschen Bühnen zu bringen. — Jetzt kam der Wechsel und auch der dänische Probst Engelbreth. Ich besuchte erst noch den Superintendenten Marezoll, dessen Predigten ich als Jüngling so gern in Kopenhagen gehört hatte, und reiste drauf mit Engelbreth nach Dresden.

Viertes Kapitel.

Dresden.

Am zwölften Juni reisten wir im schönsten Wetter von Jena durch Lützen, und stiegen einen Augenblick auf der Heerstraße ab, um den Stein mit Pappeln umkränzt, in der Nähe zu betrachten, wo der große Gustav Adolf gefallen war. In Leipzig aßen wir Lerchen, durchgingen die schöne Promenade und besuchten des guten Gellerts Grab. Ueber Meißen kamen wir durch die schönsten Elb-Gegenden nach Dresden, und hier traf ich wieder eine recht reizende Natur, die ich, seit ich Dänemark verlassen, noch nicht so gesehen hatte; denn der Garten in Weimar war zwar hübsch, aber klein, die Gegenden von Halle können sich nicht mit den seeländischen messen, und Berlin liegt in einer Sandwüste.

Wie ich nach Dresden kam, verlangte mein Wirth meinen Paß. Ich hatte mir von Kopenhagen einen sogenannten dänischen Rathhaus-Paß mitgenommen, weil ich noch nicht wußte, ob ich ein Reisestipendium bekommen würde. Wie ich nun das Schreiben von den dänischen Ministern

Schimmelmann und Reventlau bekam, hätte ich gleich einen ordentlichen Paß verlangen sollen. Das vergaß ich aber, und war von Halle nach Berlin, von Berlin nach Weimar und Jena gereist, ohne daß man einen Paß von mir zu sehen verlangt hatte. Ich sagte dem Wirthe, daß ich nur einen dänischen Interims-Paß habe, daß ich aber gleich zu unserm Minister gehen und ihn bitten wolle, mir einen vorläufigen Schein zu geben; in vierzehn Tagen könne ich dann meinen lateinischen oder französischen Paß haben.

Ich traf den Minister nicht zu Hause; um mich aber zu legitimiren, schickte ich ihm alle meine Briefschaften, namentlich den Ministerbrief, wo mir in sehr gnädigen Ausdrücken gesagt wurde, „daß Seine Königliche Hoheit, der Kronprinz, mit Vergnügen meine Ihm dedicirten dänischen Gedichte empfangen habe, daß er hoffe, mein Wirken würde zu Ehren und Nutzen der Literatur beitragen, und daß er mir deshalb ein Reisestipendium gebe, damit ich zur Ausbildung meines Talents Menschen, Natur und schöne Kunst studiren solle."

Herr von Bülow ließ mich rufen. Ich kam. Er trat mir mit meinen Papieren in der Hand langsam entgegen und sagte sehr ernst: „Ich sehe hier, Sie reisen auf Menschenkenntniß, und doch haben Sie keinen Paß? Wie soll ich das verstehen?" — Ich antwortete: „Ihro Exzellenz, eben, weil ich noch keine Menschenkenntniß habe, reise ich darauf, um solche zu bekommen." — „Ja, mein Herr," versetzte er, „Sie senden mir diese Briefschaften, um mir Ihre Persönlichkeit zu beweisen. Ich will Ihnen aber etwas sagen: Setzen wir den Fall, Sie verlieren diese Briefe, ein Andrer findet sie und bringt mir sie und giebt sich für Sie aus, (wir haben neulich einen

solchen Fall gehabt;) soll ich ihm deshalb auf's Wort glauben?" — Ich antwortete: „Ich kann es Ihro Excellenz gar nicht verdenken, daß Sie an meiner Ehrlichkeit zweifeln, Sie können es mir aber auch nicht verdenken, daß es mir sehr unangenehm ist. Ich will Ihnen aber einen Vorschlag thun!" versetzte ich launig: „Sie hören, daß ich ein Däne bin; geben Sie mir ein Thema, welches Sie wollen, nebst Feder und Dinte, so mache ich Ihnen gleich einen Vers darauf. Dann sollte es doch sonderbar sein, wenn es so zusammen träfe, daß der unrechtmäßige Finder der Briefe zugleich auch ein dänischer Dichter wäre. Doch, ich weiß noch ein andres Mittel!" versetzte ich: „Wenn ich nicht irre, begegnete ich dem Herzog von Weimar auf der Straße. Er hat mich bei seiner Frau Mutter, der verwittweten Herzogin, gesehen, ich will Seine Durchlaucht um ein Paar Zeilen bitten, wodurch ich mich legitimiren kann, bis mein Paß von Kopenhagen kommt, ich habe schon danach geschrieben." — Jetzt fragte der Minister, ob ich nicht Platz nehmen wollte, es ließe sich wohl Alles noch machen, ich verbeugte mich aber und empfahl mich gehorsamst.

Weiter hatte ich keine Unannehmlichkeit von dieser gewiß unverzeihlichen Jugendvergeßlichkeit; denn ich brachte einen Brief von Goethe an den Herrn Appellationsrath Körner mit, meine Landsleute Dr. Bröndsted und Dr. Koes kamen bald darauf nach Dresden, nachher auch der Bischof Münter, und so war es mir ein Leichtes, meine Persönlichkeit zu beweisen. Der Minister, der gegen mein Ich gar nichts einzuwenden hatte, sondern nur an dessen wahrem Dasein zweifelte, lud mich jetzt zu seiner Tafel ein. Ich entschuldigte mich aber dankbar; es war mir unangenehm, einen Mann wieder zu sehen, der einen Augen-

blick daran gezweifelt hatte, daß ich ein redlicher Mensch sei. Es half nichts, daß man mir sagte: „Aber er kannte Dich ja nicht!" Im jugendlichen Dünkel antwortete ich: „Er hätte mir auf's ehrliche Gesicht glauben sollen." — Seine Töchter traf ich nachher mitunter bei Körners, sie waren sehr liebenswürdig und geistreich, wir sprachen oft freundlich mit einander, und ich begleitete sie eines Abends grade nach der Hausthüre.

Körner war Schillers Jugendfreund gewesen, in seinem Weingarten hatte der unsterbliche Dichter seinen Don Carlos geschrieben. Die ganze Familie hatte viel Sinn für Poesie. Theodor, der nachherige Held und Tyrtäus, war damals ein hübscher vierzehnjähriger Knabe, der, wenn ich ihnen meine Gedichte vorlas, sehr fromm und aufmerksam zuhörte. Seine Schwester Emma malte schön, eine Demoiselle Kunze, die bei ihnen wohnte, sang vortrefflich. Der schöne, geniale Italiener Pär, den Napoleon nachher als Kapellmeister nach Paris berief, kam viel in's Körnersche Haus, und ich hörte ihn mit den Damen Mehreres von seinem Sargino singen. Die Demoiselle Stock, eine vorzügliche Pastell-Malerin und Schwester der Körner, war munter und witzig, und wollte mich über meine gar zu große Jugendlichkeit mitunter gern ein wenig aufziehen.

Es freute mich, Musik in der katholischen Kirche zu hören. Zwar war die Kirchenmusik dort nicht immer nach meinem Sinne; sie war mir oft zu sinnlich, zu prächtig lärmend, ich vermißte die Wehmuth, das treue, ernste Gefühl; und obschon die gewaltigen Diskant-Stimmen der Sopranisten mir anfangs imponirten, so konnte ich doch nicht umhin, über ihre Existenz zu reflektiren, welche Reflexionen mein religiöses Gefühl noch mehr störten. Ich

sprach einst mit einem anderen Zuhörer, der voll Bewunderung war — darüber. „Sind Sie auch ein solcher nordischer Barbar, frug er, „daß Sie der großen Kunst kein kleines Opfer gönnen?" „Man sollte solche Virtuosen," antwortete ich, „wie Bässe in Futterale verwahren und hinsetzen, wenn man sie gebraucht hat. Es schneidet mir durch's Herz, einen solchen schwammigen, aufgedunsenen Halbmann zu sehen. Es ist mir zuwider, daß ein armer Mensch, an dem sich die Menschheit versündigt hat, als Wortführer der Menschheit auftreten soll und Bravour-Arien zu Gottes Ehre krähen. Das kann mein Herz weder rühren, stärken, noch erheben, und was bedeutet eine Kirchenmusik, die das nicht vermag?" — Der bewundernde Kenner zuckte die Achseln und hatte vermuthlich mit meinen trivialen Ansichten ein inniges Mitleid.

Immer hat mich eine herrschende Mode, die sich den Anschein von Geschmack und Kunstsinn geben wollte, geärgert. Jetzt sollte Alles katholisch, altdeutsch, italienisch sein, und was das nicht war, war vom Uebel. Ich fühlte einen Trieb in mir, mich der verschmäheten Gegenwart, der Leistungen einer neueren Zeit anzunehmen. Durch Goethe, der ganz auch diese Neigung hatte und das „Franz-Sternbaldisiren," wie er es nannte, nicht leiden mochte, fühlte ich mich in meiner Meinung bestärkt.

Ich besah die Bildergallerie. Ich habe schon erzählt, daß ich in der Zeichenkunst nicht unwissend war, und Alles, was die Malerei von Poesie in sich übertragen kann, konnte mir, der ich selbst ein Dichter war, nicht fremd und gleichgültig sein. Das war aber bei weitem nicht genug, das nannte man jetzt nur etwas Untergeordnetes. Mit dem religiösen Gefühle sollte man die Werke ergreifen, so könne

man nur ein Kunstkenner werden. Ich dachte: Auch gut! Alles Poetische gründet sich ja zuletzt auf ein religiöses Gefühl; fühlen kann ich auch. Aber wieder fehlgeschossen! Es durfte kein natürliches Gefühl sein; dies ward entweder seicht, oder gottlos gescholten; eine erhitzte Phantasie sollte sich nur an mystischen Bildern weiden, und wenn die Bilder auch apokalyptisch wären, so wäre ein heidnischer, griechischer Geschmack hier ganz an seiner unrechten Stelle. -

Wie leicht ein solcher Kunstsinn in geistlosen, ungebildeten Jünglingen zu erwecken war, ist leicht zu begreifen; und deswegen traf ich auch alle Augenblicke Kunstkenner, die nicht wußten, wie ein Arm oder ein Bein eigentlich aussehen sollte, die in ihrem Leben keine Menschenphysiognomie aufmerksam betrachtet hatten und kaum Grün vom Blau unterscheiden konnten, die aber sehr tief und vornehm von alten Meisterwerken sprachen, und mit der größten Verachtung auf alles Neuere heruntersahen.

„Auch der Bessere will mich anders, doch Du, Muse, gebietest mir allein," sagt Goethe. Wenn ich von dem pecus imitatorum spreche, so spreche ich nicht von den geistreichen Männern, die durch ihre Schriften zu solchen Uebertreibungen Anlaß gaben. Ich hege die größte Achtung für jeden genialen Blick, für jede originelle Idee, die sich auf etwas Wahres und Schönes gründet. Die neuere Schule hatte das Verdienst, die Welt besser, als es vorher geschehen war, auf die Werke der Kunst des gar zu wenig gekannten Mittelalters aufmerksam zu machen; und ich glaube, sie hatte mehr Recht, die Gemälde, als die Gedichte jener Zeit Meisterstücke zu nennen. Welcher Mensch von Geist und Herz sieht nicht ein daß eine poeti-

sche Komposition, schöne charakterische Gesichter und ein lebendiges, frisches Kolorit meisterhaft zu nennen ist, wenn auch das blödeste Auge gewisse technische Fehler gleich entdecken sollte? Welcher Verständige verachtet nicht eine oberflächliche, vornehme Manier vieler neueren Italiener und Franzosen, worunter sich eben so viele technische Fehler verbergen wollen, indem Mangel an Geist, Gefühl und Phantasie in die Augen springt?

Ich besah zum ersten Male die Gallerie in der Gesellschaft einer ältern Freundin, einer kreuzbraven Frau, die aber im hohen Grade von der neuen Krankheit angesteckt war. Mit ihr trat ich hin vor Rafaels Madonna. Ich erstaunte vor der außerordentlichen Schönheit und Wahrheit in diesem Bilde, als ich aber meine Freundin weinend und beinahe knieend sah, wie eine Katholikin vor dem Heiligenbilde, und sie mich so in einem Bekehrungston fragte: „Nun, Oehlenschläger, was sagen Sie jetzt?“ antwortete ich kalt: „Es ist sehr hübsch!“ „Gott im Himmel,“ seufzte sie, „hübsch nennen Sie Rafaels Madonna?“ „Liebe Frau,“ antwortete ich freundlich, „glauben Sie, daß Rafael ein solches Bild hätte malen können, wenn er so geseufzt und geweint hätte?“

Ich trat später wieder allein hin vor das Bild und begriff nicht, wie so viel jungfräuliche Heiterkeit, Schönheit und süße, naive Kindlichkeit Anlaß zu Zerknirschung und wehmüthiger Betrachtung geben könnte. Daß Maria mit dem Jesuskinde wie von der Erde zum Himmel hinauf zu schweben schien — war ja wieder herrlich und lustig. Das thut immer die Unschuld einer reinen Seele. Ich schrieb gleich ein Gedicht über diesen Gegenstand, welches ich in der Novelle die Mönchbrüder aufgenommen habe. Noch

schrieb ich zwei andre Gedichte: „Künstlers Morgen- und Abendgebet, nebst Künstlers Litanei, an den großen Festtagen zu singen," welche man in der kleinen Liedersammlung findet. Ich that es, um meinem Herzen Luft zu machen; denn ich befand mich unter Kunstkennern, wie ein Mann, der zwischen einem glühenden Ofen und einem offenen Fenster sitzt, so daß ihm die eine Seite ganz heiß und die andere ganz kalt wird; und das kalte, seelenlose Demonstriren nach spitzfindigen, einseitigen Regeln war mir eben so verhaßt, wie das düstre Schwärmen.

Ich schreibe hier keine Kritik der Kunstwerke und werde mich wohl hüten, diesen Band mit weitläuftigen Urtheilen über Gemälde zu füllen. Ich habe immer gesucht, Sinn und Blick auch für malerische und plastische Darstellungen zu üben, wie es einem gebildeten Menschen, einem Dichter und einem Lehrer des Schönen geziemt; um aber ganz in das Detail solcher Sachen einzugehen, muß man selbst ausübender Künstler sein; im Allgemeinen haben Winkelmann, Lessing und Goethe trefflich über Kunstwerke gedacht, Wackenroder und Tieck schön darüber gefühlt und phantasirt; und ich habe ihre Abhandlungen und Herzensergießungen gern und wiederholt gelesen.

Und wie gern kehrte ich einmal wieder zurück nach der schönen Dresdner Gallerie, deren Meisterstücke ich nach drei und zwanzigjähriger Abwesenheit noch nicht vergessen habe! Noch erinnere ich mich der herrlichen Bilder Correggios, bei dem mich doch die in seiner ersten Manier kräftiger, rafaelischer ansprachen, als die berühmte Nacht. Wie freute mich der strenge predigende Christus von Giovanni Bellini, ein wahrer Gegensatz zu dem süßlichen Christus-Gesichte des Carlo Dolce, das sich in Harmonikatönen auf-

zulösen scheint. Noch sehe ich das schöne, klare Bild der Mutter Gottes von Holbein, von der gutherzigen Bürgermeisterfamilie angebetet. Der Bilder der herrlichen Schüler Rafaels Franzesko Penni, Giulio Romano und Andrea del Sarto erinnere ich mich noch! und nun alle die niederländischen und flamländischen Herrlichkeiten einer treu und wahr aufgefaßten Natur. —

Mit dem Maler von Kügelchen machte ich Bekanntschaft, und er malte mein Bild, das wahrscheinlich noch in Dresden ist. Er malte auch den Philosophen Adam Müller, dessen Vorlesungen ich hörte, die mich aber nicht sonderlich erbauten. Wunderbar genug hatte Kügelchen eben ein großes Stück vollendet, welches den vom Diskus verwundeten Hyazinth sterbend in Apolls Arme darstellte. — War das ein Vorgefühl Deines eigenen Schicksals, armer Kügelchen? Auch Du warst ein Freund des Musengottes; durch Deine Kunst erwarbst Du Dir Vermögen, Rang und eine geliebte Braut. Da schlug eine unsichtbare Gewalt den Diskus zurück und zerschmetterte Dir Dein eigenes Haupt! —

Meine Landsleute Bröndsted, Koes und Engelbreth wollten eine Fußreise in die sächsische Schweiz machen, schnürten ihr Bündel und schlugen mir vor, mit zu folgen. Es war mir aber mitten im Sommer gar zu heiß; ich wußte zum Voraus, daß die Sonnenhitze und die Abkühlungen mir einen Katharr zuziehen würden, der mir die Freude verleiden würde, und sagte: „Nein, Kinder, zieht Ihr in Frieden! Ich bin keiner der „Liebenswürdigen," wie die Nymphe sagt in Goethe's: „Was wir bringen," die sich's so sauer werden lassen, überall die holden Naturscenen aufzusuchen." Jetzt bin ich in Dresden, und so will

ich die Dresdner Freude ruhig und in vollen Zügen genießen. Ich liebe mehr ein gutes Gericht, als viele kleine Schüsseln, wonach ich meinen Appetit einrichten muß."

Sie stellten mir vor, daß diese Sophismen nur ein schlechter Ersatz für die Schönheit der Riesengebirge seien. Ich sagte ihnen mein Lebewohl, wünschte, daß ihnen nur der Rübezahl nicht zu viel Schabernack anthun möchte, und sie gingen. Um mich zu trösten, wandelte ich mitunter des Nachmittags außer der Stadt in ein Theater, was man, glaube ich, die Saloppe nannte, und das weiter nichts zu bedeuten hatte; nur war der Spaziergang da hinaus hübsch und der Ort komfortable, denn man konnte im grünen, kühlen Schatten sitzen und Gefrornes essen, während die Schauspieler spielten. Hier traf ich einmal Zacharias Werner, der sehr freundlich und leutsélig war, er verschwand aber gleich wieder, wie eine Sternschnuppe, und erst drei Jahre darauf machte ich in Coppet seine eigentliche Bekanntschaft. Ich war alle Tage in der Bildergallerie, besah auch die Antiken und die Mengsischen Abgüsse. Bei den Antiken störten mich nur zu oft die Restaurationen der Glieder einer schlechten Zeit, die so aufgedunsen gegen den übrigen Körper abstachen, als ob es wirklich Würste oder Puddings aus einer Restauration der Garküche gewesen wären.

Wie ich eines Tages nach Hause kam, erzählte mir das Mädchen, daß ein gewisser Herr Ludwig Tieck da gewesen und mich habe besuchen wollen. Ich lief gleich wieder in die Gallerie hinauf, in der Hoffnung, ihn zu finden. Da traf ich Herrn von Rumohr, seinen Reisegefährten, der mit mir die Bibliothek hinauf ging, wo ich Tieck über einem alten Manuskript des Heldenbuchs sitzen sah. — Er

kam mir freundlich entgegen; wir sprachen vertraut und zuversichtlich mit einander wie Brüder, die sich seit lange nicht gesehen hatten. Sein schönes, charakteristisches Gesicht, sein sonores Organ, seine bewunderungswürdige Beredsamkeit, sein geistreiches braunes Auge nahmen mich gleich für ihn persönlich ein, und ich gefiel auch ihm. — Ich dachte an das schöne Verhältniß zwischen Franz und Sebastian, zwischen Albrecht Dürer und Lukas von Leiden in seinem Franz Sternbald; und in den wenigen Tagen, wo wir zusammen waren, lebten wir auch ganz so mit einander. Ich las ihm meinen Hakon Jarl vor, Mehreres aus Aladdin und das Evangelium des Jahres. Er zollte mir seinen herzlichen Beifall und beklagte, daß nicht Novalis lebe und mein Evangelium des Jahres hören könne. Ich saß eines Mittages bei ihm, und wir tranken Brüderschaft. Er las mir wieder Holbergs Hexerei oder blinden Lärm vor, ich bewunderte sein Talent zum Vorlesen und freute mich, daß er den Holberg etwas anders nahm, als wir Dänen es gewohnt sind; es klang mir wie die Muttersprache in dem Munde eines schönen ausländischen Mädchens, mit etwas fremdem Accent. Wir disputirten auch — aber freundlich, ohne Bitterkeit. Ich gestand ihm, daß mir seine Liebe und Bewunderung für die altdeutsche Poesie etwas zu stark schiene; daß diese alte Zeit zwar sehr poetisch gewesen, aber keine große Poeten gehabt hätte; Stoff zum Dichten gebe sie genug, die alten Dichtungen wären merkwürdig und voll herrlicher Motive. Auch meinte ich, daß man der Aristokratie und der Hierarchie nicht zu sehr das Wort reden solle, und nicht zu viel auf Aufklärung schelten. Tieck billigte übrigens gar nicht die Uebertreibungen der Schule, und das einfältige frömmelnde We-

sen ärgerte auch ihn. — Sehr weich und gerührt waren wir beide, als wir von einander Abschied nahmen. — Ich glaubte damals nicht, daß er später so sehr gegen das milde Gefühl eingenommen werden sollte; daß er es nur weiche Sentimentalität schelten würde, und als etwas Geschmackloses und Albernes aus der Poesie hinausweisen. Wo ist Liebe, ohne Wehmuth und Sehnsucht? und giebt es für diese schöne Gemüthsstimmung eine andre poetische Sprache, als begeisterte Sentimentalität, als die elegische Klage einer treuen Seele? Ein solches Gefühl ist von süßlicher Koketterie falscher Eitelkeit leicht zu unterscheiden; und man kann wohl seinetwegen, wie Goethe der Phantasie wegen, bitten:

„Daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleidige!“

Als Tieck weggereist war, fragte mich eines Tages ein Herr von Zeschwitz, ob ich seinen Bruder, den Amtshauptmann, besuchen wollte, der eine Meile von Dresden wohnte. Ich willigte gern ein, und es freute mich, des jovialen, geistreichen Amtshauptmanns Bekanntschaft zu machen. Er war unverheirathet und bewohnte ganz allein mit seinen Leuten ein großes Haus. Er kam mir vertraut und heiter entgegen. „Ich mache morgen eine kleine Reise nach Teplitz,“ sagte er; „ich habe meinen eignen Wagen, wollen Sie mir wohl das Vergnügen erzeigen, mitzufahren und mein Gast zu sein, so wird mir die Reise doppelt angenehm.“ — Ohne mich lange zu bedenken, antwortete ich: „Sehr gern! Ich muß aber erst in Dresden mein Bündel holen.“ — „Dann lasse ich gleich anspannen!“ rief er, „Sie

fahren nach Dresden, holen ihr Bündel, bleiben diesen Abend und diese Nacht bei mir, und morgen reisen wir fort." — „Mit Vergnügen!" antwortete ich; und im Wagen sitzend und nach Dresden rollend, dachte ich: Das ist doch was Anders! So mag ich wohl die Naturschönheiten genießen! War es nun nicht gut, daß ich nicht den fußreisenden Landsleuten folgte?

Vorher hatte ich von Dresdens Umgebungen nur das schöne Tharand gesehen, welches mich doppelt interessirte, weil Steffens da ein merkwürdiges Jahr seines Lebens zugebracht hatte. Jetzt fuhr ich mit meinem heitern, zuvorkommenden Wirthe nach Teplitz und bekam so auch etwas von Böhmen zu sehn. An unzähligen Kruzifixen und Heiligenbildern fuhren wir vorbei. In Teplitz war ein großer Garten voll Herren und Damen, ein hübsches Theater, lustige Musik, ein guter Gasthof. In Außig gingen wir in die Kirche. Eine Mutter trat eben auch da hinein mit ihrer kleinen Tochter; bei'm Eintritt nahm die Frau Weihwasser aus dem bei der Thüre stehenden Kessel und besprengte des Kindes Gesicht. Das kleine Mädchen wußte nicht, was es war, blinzelte und rieb sich die Augen mit den zarten Händchen. Ein gar hübsches Bild, zwischen den Kirchenpfeilern, während die Sonne einen schrägen Strahl durch's Fenster in die Kühle hinunter sandte. Auf der Elbe segelten wir nach Schandau, kamen aber post festum; es war nur noch ein Dutzend Badegäste da. Auf dem Königstein, einer unüberwindlichen Festung, von der großen Architektrice Natur gebaut, staunten wir über den tiefen Brunnen, der 900 Ellen senkrecht hinunter durch Porphyr geht. Um uns die Tiefe zu versinnlichen, ließen die Leute erst einen Leuchter voll angezündeter Lichter hin-

untergehn. Der Schein verlor sich nach und nach, und drohete ganz zu erlöschen, bis es endlich wieder matt zu leuchten anfing, und das war der Wiederschein auf der tiefen Wasserfläche des Brunnens. Drauf holten sie eine Tonne Wasser herauf, ein altes Glas, worauf Knittelverse eingegraben waren, wurde uns voll diamanthellen eiskühlen Wassers gereicht, wie eine Gabe der Unterwelt, des Riesen Ymers kaltes Blut. Dann warfen sie wieder einen Eimer Wasser hinunter. Ich horchte vergeblich nach, wandte mich zu meinem Gefährten und sagte: „ich habe nichts gehört!" „Still!" flüsterte er, und in diesem Augenblicke fiel erst das Wasser mit lautem Rasseln. In solchen Augenblicken korrespondirt die Kraft ewiger Natur aus der Ferne mit unserer Seele durch große Telelegraph-Buchstaben.

Auf der Elbe schifften wir wieder nach Dresden, und die drückende Mittagshitze auf dem Flusse ausgenommen, hatten wir eine sehr angenehme Reise gemacht.

Ich saß schon lange ruhig wieder am Schreibepulte in Dresden, als meine Landsleute, von der Sonne wie Tartaren verbrannt, eines Tages zu mir hereintraten. „Ei," rief ich — „seid Ihr schon zurück! Barmherziger Himmel, wie seht Ihr aus! Der Rübezahl hat Euch ja zu Mohren geschwärzt." — „Dann haben wir aber auch etwas gesehen!" antwortete Bröndsted mit stolzem Bewußtsein. „Und wenn ich nun vielleicht eben so viel, als Ihr, gesehen hätte, obschon ich hier seit acht Tagen wieder sitze und arbeite?" Ich erzählte ihnen mein Abenteuer. „Je größerer Schelm, je größeres Glück! riefen sie alle. Engelbreth reiste kurz darauf nach Dänemark zurück, und ich, der erst beschlossen hatte, über Wien nach Italien zu eilen, ging mit Bröndsted

und Koes, um in ihrer Gesellschaft zu bleiben, wieder über Weimar nach Paris.

Wie wir aber in Weimar eine noch größere Gesellschaft trafen, wird der Leser im folgenden Kapitel erfahren.

Fünftes Kapitel.

Die Schlacht bei Jena.

Ich las damals noch keine Zeitungen. Es ist unbegreiflich, warum oft junge Leute sich so wenig um Politik bekümmern, da es doch die Geschichte des Tages ist. Weitschweifige, diplomatische Verhandlungen im Friedenszeiten mögen wohl davon abschrecken, bis es Gewohnheit wird, sich nicht um solche Sachen zu kümmern, und ereignet sich dann eine wichtige Begebenheit, so weiß der Jüngling sich nicht gleich in die Verhältnisse hinein zu finden. Freilich wird das Zeitungslesen der Aelteren oft eben so unvernünftig getrieben, so daß sie vor lauter Zeitungen gar keine Zeit zu andrer Lektüre bekommen. Eine halbe Stunde täglich, meine ich, ist genug, um sich vom Wichtigen und Merkwürdigen der Staatsverhältnisse eine ordentliche Kenntniß zu verschaffen.

Nun wußte ich freilich, daß Preußen und Frankreich Krieg mit einander führen sollten. Daß Napoleon seine Heere zwischen der Elster und der Saale vorschieben, und so die verbündete Armee von der Elbe abschneiden würde, wußten damals noch nicht einmal die deutschen Generale.

wie sollte denn ein junger dänischer Poet das wissen. Besser wäre es doch gewesen, nach Wien gegangen zu sein. Bröndsted aber und Koes, die fleißige Zeitungsleser waren, versicherten, es habe keine Noth; und so ließ ich mir es gern gefallen, um mich von den lieben Landsleuten nicht zu trennen, und um Goethe noch einmal zu sehen.

Als wir nach Weimar kamen, trafen wir ihn im Schauspiele. „Nun seid Ihr," sagte er, „wo Ihr billig nicht sein solltet; weil Ihr aber hier seid, so seid willkommen!" Diesen Abend und den folgenden Mittag brachte ich bei ihm in alter Behaglichkeit des Friedens zu. Weiter zu reisen, fanden wir nicht rathsam; wir entschlossen uns da zu bleiben, um den Ausgang der Sache zu erwarten; und diesen Ausgang bekamen wir denn in der Nähe zu sehen.

Das preußische Hauptquartier kam nach Weimar; der König, die Königin kamen auch. Alle Tage sah ich die Straßen sich mit großen, wohlgewachsenen preußischen Offizieren füllen, die sehr emsig mit einander sprachen und in Papiere sahen. Auch waren sie alle Abende im Schauspiel. Das Lager stand außerhalb Weimar; ich durchging es mit Goethe und dachte an Wallensteins Lager von Schiller. Welche wunderbare, große, bewegliche Stadt voll kleiner Hütten, wo der tapferste Soldat doch alle Tage oder wenigstens die meisten Nächte Frieden halten muß, weil er essen, trinken und schlafen soll. Die Marketenderinnen schienen mir ein wunderliches Volk zu sein. Auch das Pflegen der Weiber können die wildesten Krieger nach den blutigen Schlachten nicht ganz entbehren. Ein Marketender ist nichts gegen eine Marketenderin. Ich dachte an die trefflichgeschilderte in Schillers Lager, dann an die leichtfertige Courage im alten Roman des Simplicissimus,

und endlich an die cimbrischen Frauen, die sich verzweifelt an die Pferdeschweife hingen, als ihre Männer entfliehend aus der verlornen Schlacht kamen.

Nun näherte sich der merkwürdige 14. Oktober. Schon die vorhergehenden Tage vernahmen wir die Kanonen in der Ferne donnern; jetzt hörten wir sie in der Nähe. Wir wußten anfangs weder aus, noch ein. Ich lief vom Elephanten, wo ich wohnte, nach Goethes Haus. Da gab man mir den Trost, daß die Schlacht sich aus der Gegend ziehe; auf dem Markte traf ich aber den Satyriker Falk, blaß wie eine Bildsäule stehen; er versicherte — daß Alles verloren sei. Neulich hatten wir einige aus der Schlacht mit Kriegsgefangenen kommende Preußen auf dem Markte die Pferde der Gefangenen an Bürger verkaufen sehen. — Jetzt flohen sie zu Dutzenden, mit hängendem Zügel, durch die Stadt. „Wo geht der Weg in die Gebirge?“ riefen sie. „Hier sind keine Gebirge.“ — „Wo geht der Weg, wo keine Franzosen sind?“ fragten sie wieder, und ohne die Antwort zu erwarten, verschwanden sie.

Vorher war ein junger schlesischer Offizier in unsern Gasthof gebracht worden. Eine Kanonenkugel hatte ihm ein großes Stück Fleisch aus dem Schenkel, und die Franzosen hatten ihm alles Geld genommen. Bröndsted lieh ihm eine nicht unbedeutende Summe. Ein Feldscheer, ein närrischer Kauz, der im Frieden unser Gelächter erregt haben würde, erregte jetzt unsern Unwillen. Er lief in bloßen Hemdärmeln, mit einem langen dreieckigen Hute auf dem Kopf umher; und kaum hatte er den armen jungen Menschen verbunden, so riß er die Bandage wieder auf, um es besser oder schlechter zu machen. Der Verwundete starb ein Paar Tage darauf und hätte wohl auch nie geheilt wer-

den können. Ein Jahr später bekam Bröndsted von der Familie in Schlesien mit vielen Danksagungen, weil er dem braven Jüngling seine Todesstunde erleichtert hatte, das vorgeschossene Geld zurück.

Während der Schlacht las ich einige Kapitel in Smollets Peregrine Pickle, die mich ennuyirten, und ich dachte: wie kann man poetisch so trivial sein, wenn es in der Wirklichkeit so erhaben zugeht?

Jetzt fingen die Franzosen an, mit Kanonen in die Stadt hereinzuschießen. Wir stiegen hinunter und setzten uns auf eine Kellertreppe, um nicht verwundet zu werden.

Wie es weiter gehen sollte, wußte Niemand. Flüchteten die Preußen sich in die Stadt hinein, so sahen wir voraus, daß es hier, wie in Lübeck, zugehen würde. — Das Geld, wovon wir ein halbes Jahr in Paris leben sollten, hatten wir in guten Louisdors eben in Leipzig geholt. Wir vertheilten die Summe und banden die Goldstücke hinten in unsere Halstücher. Da würden sie die Franzosen leicht gefunden haben, hätte uns nicht das Schicksal gerettet.

Plötzlich wurde es still in Weimar, wie in einem Grabe. Alle Läden waren geschlossen, kein Mensch auf der Straße zu sehen, und die Oktobersonne schien durch den Pulverdampf, der sich hoch in die Luft verbreitet hatte, wie ein nächtlicher blasser Mond. Nun rückten die Franzosen, anfangs ganz ordentlich Schaarenweise, herein und quartirten sich in die verschiedenen Häuser ein. Unser Wirth hatte den Kopf verloren, herzte einen kleinen Knaben und rief: „ach mein lieber Sohn, wenn sie nur Dir nichts zu Leide thun!“ Wir riethen ihm, alle Schränke aufzumachen und den sich nähernden Husaren mit Herzstärkungen entgegen zu kommen. Acht hübsche Leute, von der Sonne ver-

brannt, mit Schweiß bedeckt, hielten im Thorwege. „Bourgeois," riefen sie noch auf den Pferden — „du vin! de l'eau de vie! du kirswaser!" — Der Wirth kam heraus mit Bouteillen, sie setzten sie an den Mund und tranken begierig. Darauf stiegen sie ab und traten in die Stube, meistens Unteroffiziere. Wir zeigten ihnen unsere Päffe und beriefen uns auf unsere dänische Neutralität. — Sie versicherten uns höflich, wir hätten nichts zu befürchten. Von den Preußen sagten sie: „Ils se battent bien, mais ils ne comprennent pas la guerre." — Der eine Unteroffizier wollte ein warmes Nachtkamisol kaufen. Wir ließen einen Krämer kommen; der Kriegsmann bekam die Waare und fragte nach dem Preise. Wir zupften den Krämer an dem Aermel, er verstand den Wink und versicherte, er nehme keinen Heller dafür. „Ah Monsieur, vous êtes tres honnête!" sagte der Franzose, und der Krämer eilte von dannen, um nicht mehrere Waaren auf die Art zu verkaufen.

Die Franzosen setzten sich jetzt zu Tisch, und ungeachtet der außerordentlichen Menge, die in die Stadt hinein drang und alle Häuser füllte, fand eine vollkommene Stille und Ruhe in den ersten Stunden statt, über welche man sich nicht verwundern konnte. Sie kamen alle von der Schlacht, waren müde, hungrig und durstig.

„Aber nachdem die Begierde der Speis' und des Trankes gestillt war"

und „sie sich im Wechselgespräch mit einander über die gewonnene Schlacht erfreut hatten," da gingen sie auf Abenteuer aus, um Beute zu gewinnen, und dann fing das rechte Unglück an.

Glücklicherweise hatten wir sehr wackere Leute zur Ein-

quartirung bekommen, die uns halfen, das Haus gegen die Menge, die hineindringen wollte, zu vertheidigen. Ein abscheulicher Marodeur wollte eben durch die Pforte hinein schlüpfen, als unser braver Unteroffizier ihn bei'm Kragen ergriff und in die Gasse hinauswarf, mit den Worten: „**Brigand, je t'ecraserai la tète!**“ Mit Steinen und Balken verrammelten wir darauf die Pforte. Draußen auf dem Markte bivouakirten Soldaten zu Hunderten, die nicht in Häusern Platz finden konnten.

Ermüdet von den Spannungen des Tages, warfen Koes und Bröndsted sich auf's Bett, und ich mich auf das Sopha. Im obersten Stockwerk hatten wir ein Paar Zimmer bekommen; die Franzosen zechten im untersten und ließen sich von dem auf der Bank liegenden sterbenden jungen Schlesier in ihrer Freude nicht stören, störten auch ihn weiter nicht. — Ich hatte nicht lange geschlafen, so erweckte mich ein Laut, der mir erst von miauenden Katzen herzurühren schien. Ich schlage die Augen auf — die Stube ist licht, wie bei'm hellen Tage! Ich trete vor's Fenster — die Stadt brennt! Ich höre wieder das Geschrei, es ist das Heulen verzweifelnder Weiber und Kinder.

Einen gräßlicheren Augenblick habe ich nie erlebt. Gott, rief ich und rang die Hände, zu welchem Greuel sind wir hieher geeilt! Die Verwüstung Magdeburgs stand mir klar vor den Augen. Glücklicherweise wurde das Feuer bald gelöscht, welches einige Elende angezündet hatten, um bei'm Brande besser plündern zu können. Unser Haus wurde nicht mehr angegriffen. Die Stadt wurde im Ganzen geplündert, sonst fielen keine Verbrechen vor; der Vater unseres Wirths hatte im Keller eine Eisentruhe verloren, worin er 6000 Thlr. verwahrt hatte. War es nun die entfernte

dritte Etage des Hauses, oder unsere dänische Neutralität, oder der bloße Zufall, was uns schützte, — genug von unsern im Halstuche verwahrten Louisdors verloren wir keinen einzigen. Des Tags darauf kamen die Generale Augereau und Berthier im Elephanten zu wohnen; sie nahmen freilich das ganze Haus, Küche und Keller in Besitz, ließen uns aber doch unsere Zimmer; nur mußten wir den ganzen Tag mit einer Brotrinde und einem Glase Wein vorlieb nehmen, während die französischen Offiziere praßten und zechten; so hatten wir wieder den Trost, Sauvegardes vor dem Hause zu sehen, wodurch wir vor fernerem Raube gesichert waren. Sobald Napoleon kam, hörte das Plündern auf — es war aber nicht viel mehr zu nehmen. Ein strenges Verbot ging gegen das Rauben aus, und wir hörten täglich 7 bis 8 Mal die Gewehre im Parke knallen, weil dort plündernde Soldaten gleich erschossen wurden. Als der Kaiser kam, soll er der ihm im Schloßthore begegnenden Herzogin zugerufen haben: „Eh bien! vous avez voulu la guerre! la voila!“ Bald gewann sie ihn aber durch ihre leutselige, geistreiche Sanftmuth. — Der General Schmettau wurde von den Franzosen mit allen militärischen Ehren zur Erde bestattet; es schien den tiefgebeugten Deutschen, die Zuschauer waren, als würde Deutschlands Freiheit und Selbstständigkeit mit ihm zu Grabe getragen.

Ein junger Mensch von unserer Bekanntschaft war jovial und guter Dinge, und weil er etwas Französisch wußte, so brauchten die Nachbarn ihn oft zum Dollmetscher. Wir Dänen gingen einst mit ihm zum Hausthore hinaus, wo die Schildwache stand. „Qui êtes-vous?“ fragte ihn der Soldat stolz. „Je suis un espion!“ antwortete er

trocken. „Comment?“ rief der erzürnte Franzose und zielte auf ihn mit seiner Flinte. Wir baten den Franzosen um Gotteswillen, des jungen Wildfangs „mauvaise plaisanterie“ nicht übel zu nehmen; mit Mühe beruhigten wir den Kriegsmann, denn er wollte den Spion arretiren, zuletzt gelang es uns doch, ihn zu befreien, baten ihn aber, ferner nicht solche gefährliche Späße zu machen.

Goethe verheirathete sich während der Schlacht, um im Falle des Unglücks die Existenz seines Sohnes zu sichern. Wir waren noch einen Mittag bei ihm, und dann eilten wir, Weimar zu verlassen, das aus einem Musensitze in ein Lazareth verwundeter Krieger verwandelt war, und das schöne Theater, wo man in vielen Jahren Goethes und Schillers Meisterwerke aufgeführt hatte, war jetzt ein Hospital sterbender Krüppel. Wir reisten nach Gotha, sobald wir Pferde bekommen konnten. Oft fuhren wir über die Saat der Felder, und wenn wir es dem Schwager vorwarfen, rief er: „Ha, es ist Krieg!“ Wir kamen an vielen Kolonnen preußischer Gefangener, die nach Frankreich geführt wurden, vorbei. Wir zeigten dann den kommandirenden Offizieren unsere Pässe, und sie erlaubten uns höflich, weiter zu fahren. Einmal wollte es aber ein betrunkener darmstädtscher Husarenunteroffizier nicht erlauben, er ritt hin, schwenkte uns den Säbel über den Kopf und drohte uns den Kopf zu spalten, wenn wir einen Schritt vorwärts rückten. Andere Unteroffiziere kamen und sagten: „Fahren Sie nur zu, er ist betrunken, er wird Ihnen nichts thun.“ — Eben aber, weil er betrunken war, meinten wir, daß er leicht Lust dazu bekommen könnte. Wir fuhren Schritt vor Schritt hinter dem Troß, und so kamen wir denn endlich nach Gotha. Hier standen wir wieder in einem

friedlichen Lande, denn der Herzog von Gotha hatte an dem Krieg keinen Theil genommen; wir waren also in vollkommener Sicherheit und der Willkür der Gewalt nicht länger blosgestellt. — O wie freute es mich, alte Bücher aus einer Leihbibliothek zu holen, die mich in meine Kindheit zurückversetzten, und im traulichen Winkel bei'm Thee mit meinen Freunden mich in einen idyllisch-ruhigen Zustand, nach so vielen unruhigen, gefährlichen Tagen wieder hinzuzaubern.

Sechstes Kapitel.

Paris.

Jetzt rollte ich also weiter fort mit meinen zwei Landsleuten, und wenn ich mich mitunter in der Fremde unheimlich fühlte, tröstete es mich, in ihre lieben nordischen Gesichter zu schauen. Sehr verschieden waren sie und doch innige Freunde; Koes (der nachher in Griechenland starb), war ein geistreicher, lebendiger Jüngling, obschon blaß und mager; Bröndsted, der sich jetzt durch sein gelehrtes Werk über Griechenland viel Ehre eingelegt hat, war damals, wie er noch ist, ein baumstarker, gewandter, untersetzter Mann, voll Heiterkeit und guter Hoffnung, freundlich und theilnehmend gegen Alles, was ihn ansprach; und alles Gute und Schöne sprach ihn an. Koes war stiller und zurückhaltender; man mußte ihn recht kennen, wenn er sich einem recht mittheilen sollte; sein stilles, sinniges Wesen war nicht weniger angenehm.

In Goethes Vaterstadt, dem heitern Frankfurt, hielten wir ein Paar Rasttage, um den lieben Rheinwein sowohl ungekeltert (wir durchgingen die Straßen, große Trauben essend), als gekeltert, wie herrlichen dreiundachtziger

zu genießen. Den Elfer konnten wir noch nicht kosten, weil er erst fünf Jahr später wuchs.

In einer kleinen deutschen Gränzstadt mußten wir ein Paar Stunden warten, ehe wir frische Pferde bekamen, welches schwer hielt, weil Talleyrand eben durchfuhr, der jetzt, da das nördliche Deutschland als eine eroberte Provinz angesehen ward, nach Berlin reisen sollte, — um Alles in Ordnung zu bringen. — Wie ich zum Fenster hinaussehe, rufe ich zu meinen Landsleuten: „Entweder betrügen mich meine Augen, oder P. A. Heiberg steht da draußen auf der Straße." — So war es auch; Herr Heiberg war aus Dänemark mehrerer politischer Aeußerungen wegen verwiesen worden, nach Paris gegangen und jetzt bei Talleyrand angestellt. Ich hatte große Lust, mit diesem geistreichen Mann einmal zu sprechen, seine komische Laune liebte ich, als politischen Schriftsteller kannte ich ihn nicht sonderlich. Ich ging ihm freundlich entgegen. Er war aber kalt, und ich merkte gleich, daß wir nicht harmoniren würden. Er war sowohl politisch, als ästhetisch ganz französisch, ich deutsch gesinnt. Zehn Jahre später sprach ich ihn doch mitunter in Paris wieder. In der **Revue Encyclopédique** tadelte er mich nachher häufig. Besonders übel nahm er es mir, daß ich in einem früheren dänischen Gedichte (freilich gar zu jugendlich einseitig) meinen Unwillen gegen Voltaire geäußert hatte. In einer späteren Ausgabe der Gedichte wollte er gar keine Veränderung sehen, obschon ich die Ausdrücke sehr gemildert hatte.

Wir kamen über den schönen Rhein nach der schönen Champagne, wo man sagen konnte, daß die Natur sich so ganz in dem lieblichen Wein erschöpft hat, daß sie Verzicht auf alle andre Lieblichkeiten gethan. In Chalons langten

wir am vierzehnten November, meinem Geburtstage, an, und als die treuen Gesellen mit mir eine Flasche Champagner bester Sorte auf meine Gesundheit geleert hatten, hielten wir am folgenden Tage unsern Einzug in Paris, wo das große Steinthor St. Martin als ein freistehender Triumphbogen uns nach den schönen Boulevards einlud.

Was soll ich viel von dieser großen Stein- und Menschenmasse sagen, worüber schon so Vieles gesagt worden ist? Der Eindruck von Paris war mir im Ganzen erfreulich, weil immer eine große menschliche Lebendigkeit, mit Ordnung und Geschmack eingerichtet, erfreulich auf ein freies Gemüth wirken muß. Den Haß und die Erbitterung, die sich, wie natürlich, vieler Deutschen gegen die Franzosen damals bemächtigt hatten, konnten wir Dänen, obschon deutsch gesinnt, nicht so theilen. Uns hatte das Unglück, die Verfolgung nicht getroffen, als Dänen standen wir sogar zu den Franzosen in einem freundschaftlichen Verhältnisse, und wir brauchten nur unser Vaterland zu nennen, so behandelten sie uns mit Zuvorkommenheit und Achtung. So ließ ich es mir denn in den Restaurationen und Kaffehäusern, in den Theatern und Museen, auf den Spaziergängen und in den umliegenden Lustörtern wohl gefallen. Das einzige, was mich hinderte, war die Sprache, von der ich noch wenig verstand, und auf die ich mich nicht mit vollem Fleiße legen konnte, weil ich mich zugleich im Deutschen üben mußte, um auch als ein deutscher Dichter und von einer größeren Anzahl gebildeter, geistreicher Menschen gelesen zu werden. Zugleich dachte ich auch als dänischer Dichter neue Werke zu liefern.

Wir wohnten erst im **Hotel de Strasbourg** in der **Rue de la loi**, wie es noch damals hieß, weil es aber

zu theuer war, zogen wir in das **Hotel d'Hollande** ein, **Rue de bons enfans.** Hier richteten wir uns gleich häuslich ein und fingen zu arbeiten an. Doch besuchten wir erst unsern guten Minister Dreyer; ein gar lieber Mann, groß, wohlgewachsen und gesund, ein feiner Kopf voll Menschenkenntniß und Erfahrungen, ein liberaler, heiterer Gesellschafter. Auch repräsentirte er, wo es erforderlich war, eine stattliche, würdevolle Person. Napoleon schätzte und liebte ihn mehr, als viele andere Minister. Er war also kein Schwachkopf und schämte sich nicht seiner bürgerlichen Herkunft, vielmehr freute es ihn, oft mit uns von seiner Jugend zu reden, von den damaligen Sitten, und wie er unter Struensee sein Glück gemacht hatte. Meine Aeltern kannten einen tüchtigen, wohlhabenden Kupferschmidt seines Namens und seiner Familie, ich hatte diesen Mann öfters als kleiner Knabe besucht, und deshalb mochte mich der Minister, glaub' ich, noch besser leiden. Ich schmeichelte mich bald bei ihm ein, und er nannte mich „unsern dänischen Voltaire." Wir aßen oft bei ihm, und er nahm uns zuweilen mit hinaus auf's Land, und bewirthete uns in den Gasthöfen. Einmal traf es sich da, daß ich ihn Exzellenz nannte, während der Kellner aufwartete. „Ach," flüsterte er mir lustig in's Ohr, „lassen wir die Exzellenz hier aus dem Spiele, sonst müssen wir nur mehr bezahlen." — Dies erinnerte mich an Goethe, der nicht zum täglichen Gebrauch Exzellenz heißen wollte, sondern sagte: „Lassen wir es bei'm Geheimerathe bewenden." Er meinte wohl, es störe die Geselligkeit unter gebildeten Leuten, wenn man durch ein oft wiederholtes Wort immer an die Verschiedenheit des Ranges erinnert würde. Dies fühlten die Franzosen damals alle, und mit dem schlichten, schwarzen

Gesellschaftsrock zogen sie sich auch ein schlichtes, prunkloses Wesen an, nannten sich wechselseitig „Monsieur," ließen den Titel und den Rang zu Hause für Hof und Geschäft, und meinten, um sich in einer Gesellschaft zu freuen, müsse man sich den Anwesenden gesellen, und sich nur durch Verstand, Witz, humanes Wesen und Talente geltend machen. So war es damals; wie es jetzt ist, weiß ich nicht. Jetzt versucht man, höre ich, le vieux bon temps wieder einzuführen, und dazu braucht man freilich weder Verstand, Humanität, noch Talente.

Bröndsted, Koes und ich arbeiteten jetzt recht eifrig. Sie bereiteten sich zu ihrer griechischen Reise vor, weswegen besonders Bröndsted aus Villoisons Papieren fleißige Exzerpte machte. Ich, als ich in der großen Bibliothek einen Snorro Sturleson, einen Saxo, Suhms historische Schriften gefunden und mich genugsam vorbereitet hatte, schrieb ein neues Trauerspiel: Palnatoke. Bei dieser Gelegenheit will ich in wenigen Worten sagen, nach welchen Grundsätzen ich arbeitete und meine Tragödien schrieb.

Siebentes Kapitel.

Von dramatischer Poesie.

Ich hatte Aristoteles Poetik und die Tragödien des Sophokles aufmerksam und wiederholt gelesen. Ich fand in dem schönen kleinen Fragmente des Erstern, daß er mit klarem Verstande das Wesen und den Charakter der Tragödie seiner Nation aufgefaßt, daß er in deutlichen Begriffen die Bedingungen der Kunstleistungen aufgestellt habe. Nicht das Mindeste von Anmaßung traf ich bei Aristoteles. Er meint nicht: so müsse man es thun, um ein großer Dichter zu werden; er meint: so haben es große Dichter gethan, dadurch haben sie gewirkt, das möge also die Natur der Kunst sein, die er wahrnehme und mittheile.

Seine wichtigsten Bemerkungen sind: daß die Tragödie besonders durch Handlung und Charaktere wirken müsse; doch sei die Handlung das Erste, weil eine Tragödie selbst ohne Charakterschilderung schon durch die bloße Fabel wirken könne, nicht aber umgekehrt. Eben das, wodurch eine solche Dichtung die Herzen gewinnt, liege in der Fabel. Die Fabel gleiche der Zeichnung, die Charaktere dem Kolorit eines Gemäldes; selbst die bloße Kreidezeich-

nung könne schön sein, nicht aber bloße Farben ohne Umrisse. Nächst der Fabel seien aber die Charaktere das Wesentlichste; und Aristoteles tadelt einige neuere Dichter, die charakterlose Tragödien geschrieben haben.

Die Handlung, sagt er ferner, müsse ganz und vollständig sein, eine gewisse Größe haben; denn es gäbe auch ein Ganzes ohne Größe. Ein Ganzes müsse Anfang, Mitte und Schluß haben; der Anfang sei, was nicht nothwendig auf etwas folge, worauf aber etwas folgen müsse; die Mitte folge auf etwas und habe etwas zur Folge; der Schluß folge auf etwas, ohne weitere Folge zu haben.

Hier ist das Feld der Komposition sehr liberal und frei angegeben, indem der Denker doch zugleich zeigt, daß man sich nicht der bloßen Willkür hingeben müsse, daß ein natürlicher Zusammenhang und Steigerung des Interesses von Nöthen sei.

Nachdem er bemerkt hat, daß die Größe auch nicht gar zu groß, nicht unüberschaulich sein müsse, macht er darauf aufmerksam, daß es nicht so sehr des Dichters Beruf sei, solche Begebenheiten darzustellen, die geschehen sind, als solche, die nach Wahrscheinlichkeit oder Nothwendigkeit hätten geschehen können, oder möglich wären; daß nicht die bloße Metrik den Dichter ausmache und vom Geschichtsschreiber scheide, sondern daß dieser eine wirklich geschehene Begebenheit erzähle, jener eine mögliche darstelle, und deshalb sei die Poesie mehr ein Werk des Genies und des Studiums, als die Geschichte.

Von allen Fabeln erklärt er die episodischen für die schlechtesten. Hier ist Aristoteles aber oft mißverstanden und gemißbraucht worden, denn er fügt ausdrücklich hinzu: „wenn die Episoden weder durch Wahrscheinlichkeit, noch Nothwen-

digkeit mit einander verbunden sind." Seine Meinung ist also gar nicht, daß in einer guten Tragödie keine Episoden sein sollen. Einige der besten griechischen Tragödien (wie Antigone und Ajas) schließen ja sogar erhaben mit Episoden. Und die Meinung, daß eine Tragödie nothwendig mit dem Kulminationspunkte der Handlung enden solle, ist ganz und gar falsch. Eine Tragödie ist kein Epigramm, das mit einer Pointe abknallen soll. Oft ist der Erfolg einer wichtigen Handlung höchst rührend, interessant, belehrend und erhebend. Der Zweck der Tragödie ist, nicht bloß zu überraschen und die Erwartung zu spannen, sondern auch das Gemüth durch eine vollständige, schöne Darstellung zu befriedigen.

Die Tragödie, sagt Aristoteles ferner schön und wahr, wirke besonders, indem die Handlung uns durch Schrecken und Mitleiden rühre. — Diese Eigenschaften sind gewiß die Springfedern und Triebräder des Ganzen, die gar nicht entbehrt werden können. Ferner sagt er: die Katastrophe müsse sich aus der Komposition der Fabel mit Nothwendigkeit oder Wahrscheinlichkeit entwickeln. — Was er vom tragischen Helden äußert, daß er nicht vollkommen unschuldig sein müsse — denn dann zürnten wir über das grausame, ungerechte Schicksal, auch nicht ein vollkommener Bösewicht, denn dann hätten wir kein Mitleid mit ihm — sondern ein Mensch von gemischten Eigenschaften, der sich durch Fehler sein Schicksal zugezogen habe, ohne es völlig zu verdienen, ist recht sinnreich, nur müssen wir die Bemerkung machen, daß wir jetzt als Christen auch das Unglück vollkommen Unschuldiger ertragen können, weil wir an einem ewigen Leben, an einer strafenden und lohnenden Gerechtigkeit jenseits des Grabes nicht län-

ger zweifeln. Auch ist ja die Antigone des Sophokles vollkommen unschuldig und weicht keiner Christin an edler Gesinnung.

Aristoteles sagt ferner: „nur solche Handlungen gäben Stoff zu Tragödien, wo Feindseligkeiten und Verbrechen aus vorhergehenden freundlichen Verhältnissen entstehen, denn daß der erklärte Feind den Feind verfolge, habe nichts Merkwürdiges, noch Rührendes. Die Charaktere," behauptet er, „müssen edel geschildert sein, deßhalb solle man guten Malern nachahmen, die, indem sie die Aehnlichkeit des Originals nachzubilden streben, das Bild, ungeachtet der Aehnlichkeit, doch verschönern. So müsse auch der Dichter, wenn er wilde, aufgebrachte Menschen darstelle, sich mehr dem moralischen Muster, als der Rohheit nähern. Er müsse sich die Handlung so viel, als möglich, vergegenwärtigen, um das Eigenthümliche zu wählen und das Fremdartige zu verwerfen, er müsse sich selbst in die Handlung hinein versetzen, denn nach natürlicher Sympathie rühre der am meisten, der zuerst selbst die Leidenschaft fühle. Endlich müsse die Tragödie eine Verwickelung und eine Auflösung haben." —

Dieses ist der Hauptinhalt der aristotelischen Abhandlung über die Tragödie. Ich habe immer gesucht, mir diesen Katechismus des gesunden Menschenverstandes wohl in's Gedächtniß zu prägen; denn so einfach er auch ist, spricht er doch die wichtigsten Ideen der dramatischen Theorie befriedigend aus.

Wenn ich nun solche Grundsätze mit denen verband, die ich in Lessings und Herders Schriften, in Goethes Wilhelm Meister und Propyläen, in Schillers Horen, in Schlegels Charakteristiken, in Jean Pauls Aesthetik, in

Hugh Blair, Home und mehreren Andern gelesen hatte so bildete sich daraus nach und nach eine einfache, klare Theorie, die ich nachher im Leben mit eigenen Erfahrungen und Gedanken zu bereichern gestrebt habe.

Mit den großen Tragikern machte ich mich immer mehr vertraut. Ich bewunderte ihre Schönheiten, bildete mich aber nicht sklavisch nach ihnen. Ich wußte: Jeder Mensch, auch der größte, hat seine Fehler oder Mängel, die der kleinere Nachfolger leicht entdecken kann, und die er nicht nachahmen soll; für das Negative seiner Produktionen wird die Natur schon selber sorgen. Die schlichte Größe des Sophokles, seine schöne Grazie entzückte mich, aber die Weitschweifigkeit der Reden und die gar zu künstliche Verwickelung der Chöre, fand ich, gehörten seiner Zeit und sind nicht nachahmungswerth. Die tiefe Ergründung des menschlichen Herzens, die mannigfaltigen Charakterschilderungen, der Ausdruck der Leidenschaft und des Gefühls, die Weltkenntniß, das blühende und kräftige Kolorit von Lust und Trauer, die hohe Natürlichkeit fand ich in Shakespeare göttlich und unvergleichlich. In der Komposition seiner meisten Stücke fand ich ihn aber nicht musterhaft, wenn auch die Franzosen in unzähligen Vorwürfen Unrecht hätten und immer das Konventionelle mit dem Natürlichen verwechselten. Selbst in Shakespeare, wie in jedem andern Dichter, findet man etwas Konventionelles, was in seiner Zeit Mode war und ihr gehörte: die Wortspiele, die Obscönitäten, die gar zu bunte, lockere Mischung der Episoden. Seine Eigenthümlichkeiten als Engländer und als Mensch liebte ich sehr, es konnte mir aber nie einfallen, seinen tiefsinnigen Humor, der sich gern freiwillig dem Wahnsinnigen nähert und mit dem Wahnsinnigen spielt, nachzuahmen. Von

Goethe habe ich schon gesprochen. Seine heitere Ironie, seine ächtpoetischen Darstellungen können nicht besser sein, nur ist in seinen ersten Werken zu viel und in den spätern zu wenig Stoff für die Bühne, auch mangelt es seinen Dramen im Ganzen an Leidenschaft und Kühnheit, um starke theatralische Wirkung hervorzubringen. Diese besitzt Schiller im hohen Grade; kein Dichter war mehr, als er, Herr des erhabnen Gefühls und der edeln Begeisterung; man muß sich aber hüten, nicht in seine rhetorisch-philosophischen Reflexionen zu fallen.

Was mir nun immer die Hauptsache schien, sowohl in den Leistungen der Poesie, als in allen andern menschlichen Werken — (das will nämlich sagen, die Hauptsache des Dichters) war das Streben nach Humanität. — Die Hauptsache der Dichtung ist gewiß Genie; dafür muß aber Gott und die Natur sorgen. Ich fand, daß in allen schönen Werken die mit Genie verbundene Vernunft und Menschenliebe es ist, welche auf's Herz und auf die Begeisterung am meisten wirken. Ein kühnes Spiel der Phantasie mit den Gaukelbildern des Lebens ist nicht genug! Genie kann sich auch mit Stolz, Strenge, Ausschweifungen, Spott, sogar mit Grausamkeit verbinden. Dieser Lucifer ist aber ein gefallener Engel. Er imponirt! Viele gute Köpfe und verdorbenere Herzen ziehen ihn vor, finden in dem kräftigen, geistreichen Trotz einen Deckmantel ihrer eigenen Sünde, und nennen die weniger pikante Besonnenheit und Herzlichkeit süßlich und nüchtern. So scheltet auch ein verfallener Städter, der viel Branntwein trinkt, die idyllische Milchspeise fade, obschon sie Riesen nährt, während ihm der Spiritus zuletzt ein **delirium tremens** verursacht.

Ich ließ mich also von einem gewissen Modeton nicht irre machen. Ich fand, daß man wohl Philanthrop sein könnte, obschon Basedow, ein untergeordneter Kopf, seine Fehler und Schwächen gehabt; daß man wohl erotisch-gefühlvoll sein könne, obschon Siegwart mitunter mit seinen Gefühlen in's Kindische gefallen sei. Philanthropie und Liebe, meinte ich, sei weder Basedow, noch Siegwart. Ich fand, daß man immer gewisse Wahrheiten und Pflichten respektiren müsse, wenn sie auch trivial — das will sagen, leicht zu verstehen wären. Ich dankte Gott, daß er den Menschen das Unentbehrliche nicht schwer zu begreifen gemacht; weil aber zwei und zwei sich schnell addiren lassen, fand ich nicht, daß man (weil varietas delectat, und um originell zu sein) die Summe zu fünf oder sieben umschreiben sollte.

In den besten Tragödien fühlte ich, daß ein edles Herz immer dem Genie die Krone aufsetzt. Wie große Humanität ist nicht in dem Pathos des Aeschylos? Wie rührend ist Sophokles! Sein armer Oedipus, der endlich zu Ruhe in Kolonos gelangt, die hohe Antigone, die aus Schwesterliebe in den Tod geht. Elektra, die rächende Tochter, die, obschon ein Weib, den Hamlet zu Schanden macht. Philoktet auf seiner Insel mit seinem Bogen! Der starke Ajas; ein guter Sohn, Vater, Bruder, Mann, den aber Rachgierde zur Wuth, und gekränkte Ehre zum Selbstmorde treibt. — Und nun Du, Shakespeare! Dein Lear, von der Kinder Undankbarkeit zum Wahnsinn gebracht! Dein ehrlicher, tapferer Othello, der aus eifersüchtiger Liebe sein Weib und sein Glück ermordet! Dein sentimentaler Hamlet, der, wie Jean Paul so schön sagt: „Vater zu allen Werthern geworden ist!" Dein Romeo und Deine Julie

voll süßer, unglücklicher Schwärmerei! Dein Makbeth, den die Sünde und Gewissensbisse in den Abgrund stürzen.

So überzeugte ich mich, daß das Aesthetische nur da sei, wo das Physische mit dem Psychischen, wo das Schicksal mit der Freiheit streitet, und daß das höhere Schauspiel, wie alles Schöne überhaupt, nicht das Ethische, das Sittliche entbehren könne, weil eben das Produkt des vernünftigen Wollens Tugend und Sitten sind. Alle Handlungen des Menschen gehen da hinaus, entweder das Moralische zu fördern, oder zu vernichten; weil nun das Drama eine idealische Darstellung der menschlichen Handlungen ist, so machen die moralischen Verhältnisse einen großen Theil des Ganzen aus; der Dichter muß für die höhere Ordnung der Handlungen begeistert sein, nicht indifferent mit einer parteilosen, lauen Ironie nur spielend die Bilder erscheinen, um sie wieder verschwinden zu lassen, nicht bloß erschüttern. Denn in dem bloßen Gefallen des Schauerlichen, ohne ein tugendhaftes Gefühl, liegt der Keim zu der höchsten Grausamkeit. Er soll Partei nehmen und seine Meinung äußern, nicht blos in einzelnen Sentenzen der Redenden, obschon das (wie es Sophokles oft thut) auch schön sein kann, sondern vornemlich in der Komposition und Zusammenstellung des Ganzen.

Diese Meinung war nun eigentlich nicht der poetische Glaube damaliger Zeit. Aberglauben und Vorurtheilen wurde wieder gehuldigt. Große Verbrechen wurden mit großen Verbrechern verwechselt und mehr geachtet, als schlichte Tugend. Die Wollust wurde sogar metaphysisch vertheidigt, und die mechanische Fertigkeit und Zierlichkeit der Versmacherei zeigte sich mit pompösem Stolze, und drohte das einfache, treue Gefühl wegzuscheuchen.

Ich sah wohl ein, daß ich, wenn ich nicht in den herrschenden Ton einstimmte, viele Gegner und Tadler und noch mehrere Verächter finden würde; die Lust zu gefallen konnte aber meine Ueberzeugung nicht umstoßen, und ich wagte das Moralische und Sentimentale auf eine natürliche, unaffektirte Weise in meine Tragödien zu bringen, troß des Scheltens auf seichte Gemüthlichkeit, die untragisch und modern sei.

Zu allen Zeiten haben sich herrliche menschliche Eigenschaften entwickelt, aber einseitig. Der Dichter soll die verschiedenen Blumen des Jahrhunderts in idealische Blumensträuße verbinden. Die Heldenthaten und die großen Charakterzüge alter Zeit soll er bilden und veredeln, das will sagen, ihnen etwas von der Philosophie und der Aufklärung seiner eigenen Zeit geben; und dadurch soll er sein Genie darthun, daß diese Verbrüderung schön und natürlich wird

Welche alte Heldenzeit konnte ich nun besser wählen, als die meines eigenen Vaterlandes, die noch nicht eigentlich dichterisch dargestellt war, die so viele herrliche Stoffe zu Gedichten darbot? Jede poetische Darstellung eines Volkes erfreuet auch Fremde. Wir machen ja gern Reisen, um andre Nationen kennen zu lernen; freuen uns der Dampfschiffe, die so schnell Nationen mit einander verbinden; aber eine noch schnellere Beförderung, die noch weniger Zeit und Geld kostet, ist das Dichterschiff. Walter Scott hat das gebildete Europa auf eine angenehme Weise mit seinen wilden Landsleuten (ein von den Gebirgen eingeschlossenes Volk, aus denen sie nie heraus kamen) bekannt gemacht. Aber wie weit mehr, als die Schotten, verdienen die alten Skandinavier bekannt zu werden, die einst ganz Europa überschwemmten, und von denen die großen südlichen Na-

tionen noch ihre Ahnen und ihren Adel herleiten. Zwar ist der Zweck der Tragödie von dem des Romans sehr verschieden; es ist mir nie eingefallen, genau gemalte Portraits meiner nordischen Vorfahren zu geben; nur die großen Charakterzüge habe ich dem Allgemeinmenschlichen verbunden, und so müssen sie auch ein allgemeines menschliches Interesse erregen; thun sie es nicht, so ist es meine, nicht ihre Schuld. Meine Landsleute geben mir das Zeugniß, daß ich den Geist und den Charakter der alten Nordenzeit im Ganzen aufgefaßt habe; bin ich nun mitunter hie und da ein wenig aus dem Ton herausgefallen, so muß man mir kleine Verstöße gegen das Kostume einer uralten Zeit vergeben, besonders, weil es nicht mein Zweck war, eine historische Kopie, sondern ein poetisches Original zu liefern.

In Hakon Jarl suchte ich einen kräftigen, wilden Heiden als Gegensatz zu einem jungen, frommen Christen darzustellen. Das Christenthum sollte edel und rein auftreten, also mußte ich Olafs bigotte Schwärmerei, die ihn nachher zu Grausamkeiten verleitete, ignoriren. Wie Hakon unglücklich wird, verschmäht er seine vorige List und wird groß. So gelang es mir, eine tragische Wirkung hervorzubringen. Und selbst die Scene, wo er seinen Sohn opfert, rührt mehr, als sie erschüttert, weil seine Vaterliebe, mit dem Aberglauben kämpfend, so viel stärker hervortritt.

Schiller hatte in der Braut von Messina versucht, den griechischen Chor wieder zu gebrauchen. Man fand, daß er, aller Schönheiten ungeachtet, zwei widerstreitende Elemente, griechische Demokratie und das Feudalwesen des Mittelalters, verbunden hatte. In Baldur dem Guten brauchte ich alle griechische Formen, und es schien, als ob

sich die alten Rhythmen den nordischen Helden- und Göttersagen recht natürlich anpaßten.

Ich fehlte ohne Zweifel aber darin, daß ich das Stück mit einem Chore (dem Aeschylos in den Persern nachgebildet) trostlos enden ließ. Es wäre sehr leicht gewesen, Vola mit einer tröstlichen Verheißung noch auftreten zu lassen.

Wie ich nun in Hakon Jarl ein unschuldiges, frommes Christenthum im Gegensatze zur wilden, heidnischen Grausamkeit auftreten ließ, so suchte ich wieder in Palnatoke ehrliches, kräftiges Heidenthum in Streit mit mönchischer Schlauheit und List darzustellen. Der edle Held übereilt sich und mordet den Greis, nur sein Tod kann ihm den Flecken wieder vom Schilde waschen, so wird Palnatoke ein tragischer Held. Er verbindet Kühnheit mit Milde und steht zwischen beiden, nämlich zwischen den Jomsburgern (Kühnheit ohne Milde) und Thorwald (Milde ohne Kühnheit).

Weil gar keine Frauen in diesem Stücke nöthig waren, so ließ ich sie auch darin nicht auftreten. Im zweiten Winter schrieb ich aber eine Tragödie, Axel und Walburg, wo Liebe den Stoff des Stücks ausmacht. Eigentlich die Liebestreue, so wie ich einige Jahre später in Hagbarth und Signe die Leidenschaft der ersten Liebe zu schildern versuchte; das will sagen, sentimental nordisch und heroisch. Mit der südlich sinnlichen, glühenden Phantasie in Romeo und Julie wagte ich nie zu wetteifern. Doch der milde Septembermond im nordischen Buchenwalde kann auch erfreulich sein, obschon er von der italienischen Frühlingssonne sehr verschieden ist.

Während ich in Paris war, übersetzte ich zum zweiten

Male ganz meinen Aladdin, weil die erste Uebersetzung zu fehlerhaft war. Kein Wunder, wenn man bedenkt, daß ich zwei Jahre vorher kein deutsches Wort geschrieben und eigentlich erst ein Jahr vorher angefangen hatte, deutsch zu dichten. Ich übersetzte auch wieder Hakon Jarl, und Palnatoke zum ersten Male nur ein Mal, weshalb auch besonders dieses Stück in der neuen Ausgabe die Feile nöthig hatte. Eine kleine Sammlung deutscher Gedichte brachte ich auch zu Stande. Ein größeres Stück darunter: „Der irrende Ritter," entstand in einer polemischen Stimmung gegen die Uebertreibungen der neueren Schule. Eine polemisch-didaktische Idylle ist eigentlich keine; indeß mögen einige poetische Stellen und Züge die verkürzte Aufnahme in dieser Sammlung vertheidigen.

Achtes Kapitel.

Aufenthalt in Paris.

Bei diesen Arbeiten war es mir sehr vortheilhaft, des Herrn Dr. med. Koreffs Bekanntschaft gemacht zu haben. Er war von Berlin nach Paris gekommen und wohnte mit dem Herrn Baron von Driberg, der sehr fleißig Musik studirte und selbst komponirte. Koreff half mir sehr freundschaftlich alle meine deutschen Uebertragungen durchsehen und Vieles korrigiren. Ich ging in Paris eigentlich nur mit Deutschen und Dänen um; doch übte ich mich täglich im Französischen und ging sehr oft in's Schauspiel.

An die tragischen Verschrobenheiten konnte ich mich nie gewöhnen; ich bewunderte aber Talma, der so viel Natur und einfache Größe in die pompöse Manier zu legen wußte, von der er sich doch nicht ganz zu trennen wagte, um nicht den Parisern zu mißfallen. Wenn ich ihn sah, glaubte ich, eine edle griechische oder römische Statue habe Leben gewonnen, um die Leidenschaft und das Gefühl einer tragischen Situation mit Würde auszudrücken. Er erinnerte mich oft an Rosing, und obschon ich noch gar zu einseitig die französische Tragödie beurtheilte, so zwang mich doch sein

Genie, die glänzenden Stellen anzuerkennen. Wie herrlich war er als Rodrigo, Cinna, Manlius! und selbst in den schlechten Umarbeitungen des Philoktet und Hamlet zeigte er den echten Tragiker, und wußte die Urbilder aus dem Nebel hervorzuheben.

Von der geistreichen, graziösen Mars ist schon so viel gesprochen, daß ich nur sagen will: ich habe sie in ihrer Jugend und herrlichsten Blüthe gesehen. Ebenso den schönen Elviou, einen gleich großen Sänger, als Schauspieler, voll Feinheit und Gefühl. Den talentvollen Potier, der einer gewissen linkischen Narrheit mit Feinheit so viele Züge abzulauern wußte, vergesse ich nie, und noch weniger Brunet, der, obschon monotoner, doch vielleicht origineller, als Witzkopf mit naiver Ironie denselben Dummkopf, nur in verschiedenem Gewande, zum allgemeinen Ergötzen alle Abende darzustellen wußte. Auch freuten mich sehr Dazincourt, Chenard, Govaudan und Marlin.

Die Werke zweier großen Meister, die ich zu oft wiederholten Malen hörte und sah, wirkten damals viel auf mich, und ich lernte vielleicht mehr von ihnen, als von manchem Dichter: es waren Mozart und Rafael. Die meisten von Rafaels Bildern lagen in der großen Polterkammer, wo man den Raub aus verschiedenen Ländern hingebracht hatte. Dieses Zusammenhäufen machte auf mich einen widerlichen Eindruck; und obschon ich immer geneigt war, Napoleons Größe gegen kleinliche Angriffe zu vertheidigen, so fand ich doch hier, wie überall, daß er, trotz seines ungeheuern Verstandes, eben so wenig Kunstsinn hatte, als Sinn für Völkerrecht. Ein humaner Held darf nie mit Künsten und Wissenschaften Krieg führen; es ist erbärmlich und nur eines asiatischen Despoten würdig, sich

mit den Purpurlappen anderer Nationen Geisteswerke auszuschmücken, um groß zu scheinen. Die meisten von diesen Bildern hingen hier im schlechten Lichte und verloren die Hälfte ihrer Wirkung, weil sie des rechten Platzes beraubt waren.

Ich disputirte oft hierüber mit Malte-Brun, meinem Landsmanne, der mich mitunter besuchte; er fand aber damals Alles schön, was Napoleon that, und besuchte mich zuletzt nicht wieder, weil ich ihn — wie er sagte — in seinen Ideen so irre machte, daß er, wenn er bei mir gewesen, ganze vierzehn Tage brauchte, um wieder in das alte Gleis zu kommen. Es that mir weh, des klugen Landsmanns Umgang zu entbehren, der so schöne Kenntnisse hatte, so viel Geist und Talent besaß; ich konnte aber meine Ueberzeugung nicht seinetwegen verleugnen.

War ich nun ihm zu deutsch und zu altmodisch, so war ich vielleicht Andern nicht deutsch und altmodisch genug. In einer Restauration, bei Grignon, lernte ich Friedrich Schlegel kennen. Er sah gar nicht aus, wie ich mir ihn vorgestellt hatte; ich dachte einen hagern Kritiker mit scharfen Zügen zu finden, und ein ironisches fettes Gesicht glänzte mir recht freundlich entgegen. Unsere Persönlichkeiten gefielen einander wechselseitig, aber Schlegel war nicht damit zufrieden, daß ich nicht mehr von seinem Glauben war. Doch sagte er mir nie ein beißendes Wort; er liebkoste mich vielmehr mit gutmüthiger Satyre als einen jungen, eiteln Wildfang, aus dem etwas werden könne oder wenigstens hätte werden können. Zu einem Dr. Klinger aus Wien sagte er einmal, als er mich ein wenig scharf mitgenommen hatte: „Grüßen Sie Oehlenschläger und entschuldigen Sie mich, wenn ich mich gestern des traurigen Vorrechts des Alters zu sehr bedient habe.“ Ich blieb ihm

immer gut. Viele Aufsätze in der Zeitschrift: Europa, in den Charakteristiken, in Lessings Gedanken und Meinungen, zeigen von dem feinen Kopfe, dem tiefen Denker. Auch im Athenäum verriethen viele, selbst übertriebene Paradoxa den originellen Kopf. Lucinde war mir aber zuwider, und der Geist des Alarkos, obschon die kräftigen Rhythmen des Stücks mich ansprachen. Jetzt war er mir aber gar zu fromm geworden. Er schrieb in mein Stammbuch:

> Nur der Sehnsucht fließt der Schönheit Quell;
> Nur der Demuth scheint die Wahrheit hell.

Die Frau von Stael-Holstein wohnte in der Nähe von Paris in Auberge en Ville, denn in Paris wollte Napoleon ihr den Aufenthalt nicht erlauben. Ich besuchte sie einmal da, und traf bei ihr A. W. Schlegel und Benjamin Constant de Rebecque, der nachher eine so ehrenvolle politische Rolle gespielt hat. Die geistreiche Frau empfing mich sehr freundlich, obschon ich noch sehr schlecht französisch sprach, und lud mich ein, sie in Coppet wieder zu besuchen. Ich werde nachher von diesen merkwürdigen Personen sprechen.

Jetzt legte ich mich mich Eifer auf das Französische und las Rousseaus Heloise zum ersten Male. Das Buch rührte mich eben so sehr, wie Werthers Leiden, flößte mir aber bei weitem nicht den Respekt für den Verfasser ein. Die Beredsamkeit darin ist eben so groß, die Leidenschaften und Naturscenen eben so stark und schön geschildert. Der wunderliche, grillenhafte Eigensinn, die Paradoxenjägerei und das Allerärgste: etwas Unwürdiges (um nicht Niederträchtiges zu sagen) in der Gesinnung des Verfassers, das von ihm mitunter in seine Personen übergeht, ärgerte mich

oft so, daß ich das Buch auf den Boden schmiß und darauf trat. Dann konnten mich wieder seine schöne Gedankenfülle, die zarten, edeln Gefühle, und die echtpoetischen Schilderungen des menschlichen Herzens, der Natur, des Unglücks und der Wehmuth aufs Innigste rühren und entzücken. Gewiß, Rousseau war ein großes Genie und ein sehr merkwürdiger Mann. Als ich kurz darauf seine Bekenntnisse las, ward mir Vieles klar, was ich in Heloise nicht verstehen konnte. Er hatte keine Erziehung gehabt, seine Gesundheit in der Jugend geschwächt. Sein stolzer Eigensinn kämpfte unaufhörlich mit seinem guten Herzen, und seine überreizte Empfindlichkeit hinderte ihn daran, seines Verstandes ungeachtet, über den Verhältnissen zu stehen, und sie mit Ruhe und Besonnenheit zu überschauen. Die tägliche Gewohnheit, gegen so vieles Schiefe zu opponiren, verleitete ihn auch zum Widerspruch gegen das Schlichte und Wahre. Und so versteht man es erst, wie dieser geniale Kopf zuletzt in Fehler und Tollheiten verfiel, wovor sich der größte Dummkopf mit Leichtigkeit hüten kann.

Ich ging viel mit zwei jungen Malern Oliviers um, guten, freundlichen Jünglingen. Der eine malte mein Bild. Das that auch ein norwegischer Maler, Lieutenant Munk, der sich in Paris aufhielt. Der geniale Musiker Kienlen gehörte ebenfalls zu meinen täglichen Gesellen; er komponirte einige schöne Melodien zum Aladdin.

Besonders freute es uns Dänen, als eine ganze norwegische Familie, Knudtzon, von Drontheim nach Paris kam und mit uns mehrere Wochen hindurch ganz auf vaterländische Art zusammen lebte.

Der wunderliche Alterthümler Arndt, von dem ich schon gesprochen habe, kam auch. Die Pariser wunderten sich über die Maßen, als sie diesen Mann sahen, fast wie ein Bettler gekleidet, mit den Taschen voll Manuskripte. Er wäre früher gekommen, wie er aber beinahe Paris erreicht hatte, merkte er, daß er ein Manuskript in einem Steinhaufen unweit Lübeck vergessen hatte. Er ging also zurück, es zu holen, und das nahm ihm einige Zeit. Millin, Professor der Alterthümer und Aufseher des Antiken- und Medaillenkabinets, war sehr höflich gegen ihn, und er sehr grob gegen Millin. Er warf ihm Unwissenheit vor. Man kann sich nicht zwei größere Kontraste denken. Jener reich und vornehm, ein schönes Haus bewohnend, wozu alle Gelehrte an gewissen Tagen der Woche freien Zutritt hatten, und in schönen Zimmern alle neuere Bücher und wissenschaftliche Journale finden konnten; — und Arndt im groben blauen Friesrock, die langen Haare unter dem Rock verbergend, und alle Taschen voll von Papieren strotzend.

Zuletzt ward ich auch seiner müde. Als ich ihm eines Morgens einen abgetragenen Rock, etwas Leinwand und ein Paar alte Stiefel verehrt hatte, und mit ihm mein Frühstück getheilt, fing er an, während er die Sahne mit einem Stück Brod aus dem Topfe schabte, bitter und unverschämt von der dänischen Regierung zu sprechen. Jetzt bat ich ihn, sich gleich zu empfehlen, wenn ich ihn nicht zur Treppe hinunter werfen sollte. Er ging, und seitdem sprach ich ihn nicht wieder.

Freilich wäre der Fall ziemlich tief gewesen, denn ich wohnte jetzt im Hôtel de Quince Vingts, im siebenten Stockwerk. Das Ungewitter fing an über dem dänischen

Horizont aufzuziehen, und während wir bei den Friedensfesten in Paris Zeugen waren und Napoleon in der notre dame unter einem Thronhimmel als Ritter gekleidet sahen, von allen Räthen und Senatoren umgeben; während das versammelte Volk im Garten der Tullerien sang: Où peut-on être mieux, qu'au sein de sa famille, und die ganze Stadt illuminirt war, — schlugen unsere dänischen Herzen voll banger Erwartung, eine ärgere Illumination in unserer Vaterstadt ahnend.

Ich bewohnte erst eine untere Etage in dem genannten Hause; als ich aber gar keinen Brief mehr von Kopenhagen bekam und meine Ressourcen ausblieben, wollte ich in ein schlechtes, wohlfeiles Wirthshaus ziehen. Meine brave Wirthin, eine Madame Gautier aus Genf, (ich glaube ihr Mann war Pfarrer gewesen) wollte mich aber nicht weglassen. Monsieur Oehsleng, sagte sie (denn meinen Namen konnte sie, wie die meisten Franzosen, gar nicht aussprechen) wenn Sie auch zwei Jahre bei mir bleiben, und ich während der Zeit keinen Heller bekäme, so lasse ich Sie doch nicht weg. Ich sehe es Ihnen an, Sie werden mich nicht betrügen. Bleiben Sie hier. Wollen Sie mir aber einen Dienst erweisen, so nehmen Sie meine obersten Zimmer, statt dieser; Sie sollen dann Ihr Mittagsessen, Frühstück und Aufwartung täglich für ein Viertel weniger haben, und eben so gut, wie jetzt.

Dies edelmüthige Anerbieten kam mir wie vom Himmel gesandt; und so bezog ich den siebenten Stock, dem Karrousselplatze und den Tuillerien gegenüber, so wie dem Triumphbogen, worauf die ehernen Pferde standen, die von Griechenland nach Venedig, Berlin und Paris galoppirt waren, und jetzt wieder über dem Brandenburger

Thore stehen. Da sah ich oft Napoleon mit seinen Garden beschäftigt, während ich — Hakon Jarl übersetzte.

Eines Tages, wie ich fröhlich mit Bröndsted schwatze, tritt Koes blaß wie der Tod in's Zimmer herein und ruft: „Kopenhagen ist von den Engländern genommen!“ Wir waren wie vom Blitze getroffen. Mehrere falsche Gerüchte gingen: Daß Friedrichsberg verbrannt wäre, daß beinahe alle Kopenhagener Studenten nach einem Ausfalle geblieben wären. — So hatte ich vielleicht Vater, Schwester Braut und Freunde verloren, und mein Geburtsort war in einen Schutthaufen verwandelt. Doktor Klinger hatte uns an demselben Tage nach dem Jardin des plantes hinausgebeten, um uns das Naturalien-Kabinet zu zeigen. Wir setzten uns in einen Wagen und fuhren schweigend mit ihm hinaus. Alles, was ich sah, schien mir kleinlich und abgeschmackt, bis wir vor dem Skelette eines ungeheuern Mammuththieres standen. Hier kroch ich in's große Beingerippe hinein und schlug ein unmäßiges Lachen auf. Klinger fragte, warum ich lachte? Ich antwortete: „Es geht mir, wie dem besoffenen dänischen Matrosen, der, als er von seinem Rausche aufwachend den Mond im Rinnstein sah, ausrief: „Kannst du hier liegen, so kann ich es auch!“ Was reden wir Ameisen von Umwälzungen und Verheerungen? Dieser beinerne Kerl hat ganz andre Schicksale erlebt; und wie ruhig und besonnen steht er doch da auf seinen vier Knochenbeinen, und stiert mit den großen Augenhöhlen, während er noch die Hörner unverletzt wie zum Spott auf der Stirne trägt.“ — So lachte und spaßte ich immer fort, bis ich wieder in ein schwermüthiges Schweigen versank.

Es war so schlimm nicht gewesen! Alle meine Lieben lebten noch, und Friedrichsberg hatte nichts gelitten; Ko-

penhagen war bombardirt worden; ein großes Quartier der Stadt war abgebrannt, die Domkirche, das Universitätsgebäude und der schöne Hof meines künftigen Schwiegervaters in Asche gelegt.

Kurz darauf kam Baggesen nach Paris; er hatte viel in der Familie meiner Schwester gelebt und sie liebgewonnen; seinen halberwachsenen Sohn hatte mein Vater in's Haus genommen und ein Paar Jahre als eigenes Kind gepflegt. Ursachen genug, um auch gegen mich, den Sohn, Bruder und neulichen Verehrer günstig gestimmt zu sein. Baggesen hatte mir auch eine poetische Epistel geschrieben und gedruckt nach Paris geschickt; es sollte eine Huldigung meines Talents sein, es war aber so viel Anmaßung und Dünkel darin, daß mich das Gedicht nicht erfreuen konnte. In Aladdin wäre ich noch, wie ein Knabe in der dunkeln Höhle der Phantasie, mit Tieckschen Birnen und Schlegelschen Pflaumen in den Taschen herumgekrochen; in Hakon Jarl dagegen hätte ich mich zum Berge hinaufgeschwungen; jetzt sollte ich getrosten Muthes weiter klettern, bis zum Gipfel des Berges, da sollte ich Glückseliger mich an Baggesens Seite setzen, so wollte er mich, als ein weiser und gelehrter Noureddin, die Lampe des Genies recht scheuern lehren.

Ich antwortete ihm ernst und bescheiden in einer ebenfalls gedruckten Epistel; rühmte sein schönes, poetisches Talent, machte ihn aber darauf aufmerksam, daß ich seine Hülfe nicht brauche, und daß er mich nicht lehren könne, Dramen zu schreiben.

Als er nach Paris kam, hatte ich mir vorgenommen, etwas kalt und zurückgezogen gegen ihn zu sein. Daraus ward aber nichts. Als er zu mir in die Stube hereintrat

und ich höflich: „guten Tag, Herr Professor Baggesen,“ sagte, rief er weinend: „Nicht so! Du, Du!“ Damit schloß er mich in die Arme und benetzte meine Wange mit Thränen, indem er mich zu wiederholten Malen küßte.

Es ging mir, wie so vielen Andern, diese schöne, augenblickliche Rührung bewegte mich, und er hatte mich wieder gewonnen. Wir gingen von diesem Tage an fortwährend mit einander um, und keiner sagte dem andern ein böses Wort. Baggesen war ein Chamäleon, das seine Farbe von der Umgebung leiht. Hier in unserm Cirkel sah er wohl ein, daß ihm sein Dünkel und seine halb französische, halb Wielandsche Aesthetik nichts helfen würde. Er bescheidete sich also; fühlte wohl auch — augenblicklich — daß ich mich auf Tragödien besser, als er, verstand, und sagte selbst einmal: „Obschon ich der Aeltere bin, schäme ich mich doch nicht, etwas von Dir zu lernen.“ — Als ich ihm meinen Palnatoke vorgelesen hatte, stürzte er mir entzückt zu Füßen. — „Pfui, Baggesen,“ sagte ich verstimmt, „solche Uebertreibungen liebe ich nicht. Möge das Feuer langsam und dauerhaft brennen.“ — Einige Jahre nachher, als er mich fast wahnsinnig ohne alle Mäßigung angriff, als einen Elenden, der nichts wüßte und nichts ordentlich könnte, hieß es: „er wäre mir in Paris zu Füßen gefallen, um mich zu überreden, die Fehler des Stücks zu verbessern.

Weil es ihm nun damals darum zu thun war, mich zu gewinnen, so gewann er mich auch; denn ich habe keinen Menschen gekannt, der sich bei Jedermann so sehr einschmeicheln konnte, wobei ihm sein augenblickliches Gefühl, sein Witz und seine Beredsamkeit so sehr zu Statten kamen. Auch hatte er damals noch nicht so stark gesündigt; und wer sah nicht gern durch die Finger bei vielen kleinen

Schwächen, um einen so unterhaltenden Gesellschafter zu haben?

Baggesen war eigentlich ein Improvisator; Alles war bei ihm Geburt des Augenblicks und auf den Augenblick berechnet. Ich fühlte selbst, wie unendlich intressanter er in einer Gesellschaft sein mußte, als ich, der ich eigentlich gar nicht gesellig bin, meistens verlegen still schweige und nur leise mit meinem Nachbar spreche. Erst unter Freunden, und wenn ich mit Jemandem allein bin, gewinne ich Leben und Lust zur Mittheilung. — Als einem Improvisator mußte man es ihm also auch nicht übel nehmen, wenn viel Gedichtetes in seinen geselligen Mittheilungen mitunterlief, denn der Gesellschaftssaal war meistens sein poetisches Arbeitszimmer — wo er die Horazische Regel: „veris falsa remiscet“ oft gelten ließ; wobei denn freilich seine Mittheilungen ein Interesse gewannen, dessen wir andern, die wir uns an die nackte Wirklichkeit hielten, uns nicht rühmen konnten. Was er schön und gut gedichtet hat, sind, wenn nicht geistreiche Gelegenheitsgedichte, Geburten einer kurzen, glücklichen Gemüthsstimmung. Zu größern Werken, die Anstrengung und fortdauernde Begeisterung erforderten, hatte er weder Kraft, noch Willen. In seinen größeren Sachen können wir nur die einzelnen schönen Stellen bewundern; und wo er ernst ohne Laune sein will, ist er affektirt und hochtrabend.

Viele schöne Stunden habe ich mit diesem höchst merkwürdigen Manne verlebt. Was er mir Gutes that, dessen erinnere ich mich lebhaft, was er mir Böses that, habe ich vergessen. Ich habe ihm ein Blümchen auf's Grab gepflanzt und will ihm keine Distel daneben setzen. Er hätte immer mein Freund sein können, wenn er selbst gewollt.

Er griff mich eigentlich erst an, als mich seine Angriffe auf Andere erzürnten. In seinem Faust hatte er Goethe und Tieck sehr bitter und höhnisch behandelt; ich äußerte ihm meine Indignation darüber, dadurch reizte ich ihn auch gegen mich; und meine Feinde benutzten seine Schwäche, hetzten ihn noch mehr an, und billigten und bewunderten seine Persiflage.

Ich besuchte ihn in Marly, und er kam oft zu mir nach Paris. Einst fand er Holbergs dänische Geschichte bei mir und nahm sie mit nach Marly. Als wir uns wieder sahen, sagte er: „Jetzt habe ich auch ein Sujet gefunden und will eine nordische Tragödie schreiben.“ — „Nun, das ist schön,“ antwortete ich. — „Eigentlich werde ich drei Tragödien daraus machen.“ — „Und ich,“ versetzte ich, „habe auch ein Sujet gefunden (Axel und Walburg) und will eine Tragödie schreiben.“ — „Hm!“ sagte er lächelnd, eine Prise Tabak nehmend und sich selbst zum Besten habend, was er mitunter mit vieler Grazie that, „ich fürchte, Du wirst eher fertig mit Deiner Einen, als ich mit allen meinen Dreien.“

Neuntes Kapitel.

Würtemberg; die Schweiz.

Ich war achtzehn Monate in Paris gewesen; mit dem Gelde, das mir endlich aus Kopenhagen geschickt wurde, konnte ich meine Schulden bezahlen, hatte aber weiter nichts, um meine Reise fortzusetzen. Ich lieh eine kleine Summe von einem guten Freunde, packte meine Manuskripte zusammen, und so reiste ich nach Deutschland, um an Cotta meine Schriften zu verkaufen und mit der dafür zu hoffenden Summe nach Italien zu reisen. Koes war zurück nach Dänemark gegangen, um seine Sachen nach dem Bombardement in Ordnung zu bringen; in Italien hofften wir uns wieder zu treffen; Bröndsted blieb noch in Paris.

Unser guter Minister Dreyer gab mir einen Paß; in der Eile hatte man aber nicht des französischen Polizeiministers Fouché Namen darauf setzen lassen. Zwar versicherte mir Guillauman, der dänische Legationssekretär, mein guter Freund, es habe nichts zu sagen; als ich aber nach Straßburg kam, mußte ich mich da acht Tage aufhalten, bis mein nach Paris geschickter Paß wieder mit Fouchés Namen zurückkam. Ich hatte nichts dagegen, wie-

thete mir ein Stübchen, verschaffte mir Bücher und ging alle Tage nach dem Münster. Ich kletterte so hoch hinauf, als ich kommen konnte; auf dem Steintritte außerhalb des Thurmes, wo man nur auf einem Fuße stehen kann und sich an der Eisenstange halten muß, hätte ich beinahe meinen Hut verloren, ich wagte aber die eine Hand von der Stange zu nehmen und den Hut tiefer in die Stirne zu drücken. Ein Fremder, Namens Parmazenser, mosaischen Glaubensbekenntnisses, schloß sich während der Zeit an mich an und gewann mich lieb. Nun kam der Paß, und ich reiste weiter, über Rastadt und Karlsruhe nach Stuttgart.

Der achttägige Aufenthalt in Straßburg hatte meine Ausgaben vermehrt und meine Börse erschöpft. Ich eilte zu Cotta. Als ich nach Stuttgart kam und die Reise bezahlt war, hatte ich keinen Heller mehr in der Tasche; mein Koffer, den ich mit einer andern Gelegenheit vorangeschickt hatte, war noch nicht angekommen — und als ich nach Cotta, meiner einzigen Hoffnung, fragte, sagte man mir, er sei nach Baden gereist und komme erst in drei Wochen wieder.

Indeß ließ ich den Muth nicht sinken. Ich ging in den Gasthof zum König von England und sagte dem Wirthe: „Ich habe Geschäfte mit dem Herrn Dr. Cotta abzuthun und wolle im Gasthofe bleiben, bis er nach Hause käme.“ — Der Wirth bedankte sich vielmals. So hatte ich wieder keine Noth, der Koffer kam auch glücklich, und ich setzte mich fröhlich zu Tische.

An der Table d'hôte traf ich einen artigen, heitern Mann, der sich mit mir in ein Gespräch einließ und mir Vieles erzählte; als wir von einander Abschied nahmen,

wünschte er mich wieder zu sehen und sagte: „Sie werden vermuthlich mich öfter sehen, wenn Sie einige Wochen in Stuttgart bleiben." — „Wie so?" fragte ich. — „Ich bin Schauspieler," sagte er, „bei'm hiesigen Theater und heiße Vinzenz." — Ich sah ihn oft nachher, er war ein sehr guter Komiker. Der König von Würtemberg mochte ihn besonders gern leiden, und Vinzenz wagte ohne Gefahr den König Holofernes vor ihm zu spielen, mit goldpapierner Krone, in schwarzen, wollenen Strümpfen und mit dem Reichsapfel sehr sinnreich zur Tabaksdose eingerichtet.

Ich machte noch hier eines andern guten Schauspielers Bekanntschaft. Eines Tages kam er zu mir und sagte: „Sie könnten mir einen Dienst thun." — „Gern! welchen?" — „Der König ist krank gewesen und ist jetzt wieder wohl. Ich möchte ihm gern ein Gedicht überreichen, das würde ihm gefallen und mir nützen." — „Gern!" — Ich machte ihm das Gedicht, er brachte es dem König und bekam eine bedeutende Gabe, die er wohl mehr seinen Talenten, als meinem Liede verdanken konnte.

Bei dem Hofrathe Vellnagel machte ich die Bekanntschaft der Frau Hendel-Schütz; ich hatte sie schon vorher in Berlin Schillers Johanna d'Arc spielen sehen. Bekanntlich that sie sich in einer neuen Kunst hervor, und wie Lady Hamilton in Italien vorher die Stellungen schöner Statuen nachmachte, so machte die Frau Schütz jetzt viele Bilder italienischer und deutscher Meister nach. Weil sie nun eine gute Schauspielerin war, ein schönes Gesicht hatte und sich besonders wohl auf Drappirungen verstand, so waren diese Darstellungen sehr anziehend und auch lobenswerth, insofern jede sinnreiche Erfindung Lob verdient. Indeß wäre die Fortsetzung dieser Kunst kaum zu empfehlen,

Denn diese Nachahmung der Nachahmungen würde zuletzt ohne Werth sein. Die geniale Frau machte es freilich vortrefflich, so daß man sich nicht genug darüber wundern konnte; allein selbst gut nachgeahmt, liebe ich doch nicht eine Mutter Gottes zu sehen, die eben mit mir Thee getrunken hat, lustig gewesen ist und wieder lustig mit mir das Abendbrod verzehrt. Dieses Spiel mit dem Heiligen kann zwar Geist und Geschmack verrathen, nicht aber das Gemüth zu ernsten Gefühlen erheben. Und was ist es denn? Besser läßt sich das mit weltlichen Dingen thun, und die Frau Hendel stellte auch Bilder der niederländischen Schule noch besser dar, als die italienischen.

Es ergötzte mich sehr, wie ich es zum ersten Male sah, und ich schrieb der Künstlerin ein Gedicht zum Danke, das sie in ihrem Stammbuch hat abdrucken lassen. Ich verlebte viele angenehme Stunden mit dieser geistreichen Frau, und machte mit ihr, mit dem Hofrathe Bellnagel und einigen Andern eine schöne Lustfahrt nach dem Walde, wo uns mehrere Schauspieler alte süddeutsche Farcen im Grünen ganz exzellent improvisirten, wie die italienische Comedia dell' arte. Bei Bellnagels sah ich auch den trefflichen Carl Maria von Weber. Ich wußte nur, daß er ein junger Musiker von Geist, ein Schüler Voglers war. Kein Mensch ahnete damals, was in ihm wohnte, und daß er der Komponist der „Pretiosa," des „Freischütz" und des „Oberon" werden würde.

Kurz darauf kam Cotta nach Hause, und ich besuchte ihn in Tübingen. Er empfing mich freundlich und gastfrei; seine Tüchtigkeit, sein Verstand und sein schlichtes Wesen sprachen mich an; ich gefiel auch ihm. Er honorirte mir meinen Hakon Jarl, Palnatoke rc. und meine Gedichte

gut; und mit dieser Summe reiste ich von Tübingen, um durch die Schweiz nach Italien zu gehen. Erst machte ich aber des trefflichen Uhlands Bekanntschaft, der damals noch ein junger Mensch war und in mein Stammbuch „des Knaben Berglied“ schrieb. Auch den lebendigen, edeln Professor Conz lernte ich kennen, den Uebersetzer einiger Komödien des Aristophanes.

Er schrieb mir zum Andenken:

„Das Pergament ist nicht der heil'ge Bronnen,
Aus dem ein Trank den Durst auf ewig stillt.
Erquickung hast Du voll gewonnen,
Da sie Dir ganz aus eigner Seele quillt.“

Im schönsten Septemberwetter reiste ich nach Schaffhausen. Schon hier, an der Grenze Deutschlands, hat die Natur ein erhaben-schönes Schauspiel bereitet, um den Wanderer für das Abenteuerliche und Kühne zu stimmen, wenn er aus dem idyllisch lieblichen Schwaben heraustritt, um sich den ungeheuern Gletschern zu nähern. Der ehrwürdige Vater Rhein, der sonst majestätisch und königlich durch Germanien strömt, bis er sich dem Meere vermählt, wird hier plötzlich wild und ungehalten, poltert wie ein Kobold, macht Bocksprünge, Burzelbäume, steht auf dem Kopf, bricht seinen blauen Spiegel entzwei, und in dem ungeheuern Lilienbeete, wo die Blumen alle Augenblicke kommen und verschwinden, und doch wieder da sind, blüht im Wasserstaube ein ewiger Regenbogen, sobald die Sonne scheint.

Ganz allein besuchte ich, mit einem Lustspiele Shakespeares in der Tasche, dieses geniale Lustspiel der Natur, hörte fern das milde Rauschen, dann in der Nähe das gräßliche Getöse und lagerte mich drauf an einem anmuthi-

gen Orte, als ich den ertrunkenen Engländern einen Seufzer geweiht hatte. Sie ertrinken immer und wollen doch immer hinüber, wo das Wasser am gefährlichsten ist, wie die Mücken in's Licht fliegen! — So liegend freute ich mich ein Stündchen über Shakespeare und über die große Natur; das will sagen: über eins und dasselbe, in verschiedenen Bildern.

In Zürich traf ich den schönsten Gasthof an dem herrlichen See und in Herrn Peter den trefflichsten Wirth. Alles war gut: Aussicht, Zimmer, Essen, Trinken, Aufwartung, Gäste, Wirth. Herr Peter hatte gemächliche Wagen und Boote, man konnte zu Wasser und zu Lande fahren; Alles zu billigen Preisen. Ich machte da, im Schwerdte, Bekanntschaft mit einem Hamburger und einem Wiener Kaufmanne, die mit ihren Frauen die Schweiz durchreisten. Sie fragten mich, ob ich mit ihnen reisen wolle, und dieses nahm ich dankbar an, weil ich so freie Beförderung bekam und angenehme Reisegesellschaft hatte. Ein reicher Baron wohnte auch im Schwerdte, der viel traktirte und Herrn Peter viel zu verdienen gab. Aus Dankbarkeit stellte der Wirth ihm zu Ehren den Abend vor seiner Abreise ein Transparent auf die Brücke, mit Namenszug und zwei Posaunenengeln.

Ich brachte einen Brief an Herrn Dr. Römer, einen ausgezeichneten Botaniker und echten Schweizer. Er hatte große Aehnlichkeit mit einem treuen, rüstigen Norweger, und so wurden wir bald Freunde. Er brachte mich zu Frau von Harmes, gebornen Berlepsch, einer geistreichen Dichterin. Wir disputirten über das Goethesche Gedicht, Miedings Tod, sie fand, daß der Gegenstand zu klein, und ich, daß er herrlich war.

Vor unserer Abreise vom Schwerdte überraschte uns der Wirth noch auf eine angenehme Weise. Die Flügelthüren des Speisesaals öffneten sich plötzlich, und hier gab Herr Peter uns, als Schäfer gekleidet, noch zu guter Letzt ein Ballet. Ich konnte mich nicht genug über die Geschicklichkeit des Mannes wundern. Hatte ich ihn doch vorher nur in Stiefeln mit gelben Klappen gesehen; ein Mann von mittleren Jahren, stark und wohl beleibt, und jetzt machte er Entrechats, wie man es sich nur wünschen konnte, während zum Abschiede der Champagner sprudelte. Ich glaubte in einem Feenschlosse zu sein!

Wir reisten jetzt in trefflichen Equipagen ab, unter unzähligen Wallnußbäumen, so voller Früchte, als die wilden Kastanienbäume bei uns. Wir machten uns deshalb kein Gewissen daraus, mitunter Nüsse während des Fahrens abzureißen und einander damit zu bombardiren. Wo wir in ein Wirthshaus traten, rief immer mein Hamburger Freund auf der Schwelle: „Was haben Sie Gutes? Geben Sie uns vom Besten!" Das bekamen wir denn auch, die Rechnung ward aber dadurch bedeutend größer. Als bezahlt werden sollte, legte ich auch mein Scherflein auf den Tisch. — Der Kaufmann sah mich verlegen an, schwieg und nahm das Geld. Als ich es aber am folgenden Tage eben so machen wollte, schob er das Geld zurück und sagte: „Nehmen Sie es nicht übel, lieber Herr, aber wir können Ihr Geld keinesweges nehmen. Sie sehen ja wohl, daß wir gar nicht ökonomisch reisen, und doch sparen wir mehr dabei, als wenn wir zu Hause blieben. Sie sollen aber nicht unseretwegen überflüssige Ausgaben haben! Sie könnten wohlfeiler reisen und eben so gut. Jetzt erfreuen Sie uns mit ihrer Gesellschaft, dafür sollen Sie nicht büßen.

Stellen Sie sich vor, daß Sie uns in Hamburg oder Wien besuchen, und sein Sie unser Gast! dann brauchen wir uns auch nicht Ihretwegen mit den Ausgaben zu geniren." Das war liberal gesprochen; ich zierte mich nicht und machte weiter keine Einwendungen. Als ich zu Bette ging und meine kleine Goldbörse unter das Kopfkissen legte, freute ich mich brüderlich darüber, daß sie jetzt eine Weile geschont werden sollte.

Nächsten Morgen, als ich mit den Kaufleuten bei'm Frühstück saß, tritt das Stubenmädchen herein und reicht mir meine Börse; ich hatte sie im Bette vergessen. — Die Kaufleute schwiegen, sahen sich aber an und lächelten. Ich dachte: „Verfluchte Distraktion! Ganz kann man sich doch nicht ihrer entwöhnen. Das ist mir zum ersten Male passirt. Sollen nun diese Geschäftsleute gleich von mir denken, ich sei auch ein Genie, in schlimmer Bedeutung des Worts? Und bin ich doch ganz ordentlich gereist, und es ist mir nichts Aehnliches arrivirt, wenn ich den Paß in Dresden, und den Koffer in Quedlinburg, und die Verspätung in Halberstadt, und den Paß in Straßburg, und den Koffer in Stuttgart — ausnehme!"

So reisten wir über den Albis nach Zug, wo ich den Roßberg sah, der zwei Jahre vorher in seinem Sturze zwei Dörfer bedeckt hatte. Ueber den Zugersee kamen wir nach Arth und bestiegen den Rigi, einen der schönsten Berge, der leicht zu ersteigen ist. — Ich hatte noch immer den Straßburger Münster im Kopf, und als ich droben auf einer Höhe stand, fragte ich: „Ist dieses wohl weit höher, als der Straßburger Münster?" — „Ach, geben Sie mit ihrem Straßburger Münster!" antwortete ein Schweizer, „die Ameise kommt hier gar nicht in Betracht." —

Man kann sich nach dem bloßen Augenschein in einer Höhe leicht irren. Nur die schroffe Tiefe wirkt auf die Phantasie, und das allmählige Hinaufsteigen einer ganzen Berggegend merkt man nicht.

Wir übernachteten auf dem Rigi. Die Schweizermädchen sangen uns alte Lieder vor. Eins davon gefiel mir sehr, sie wiederholten darin immer den Refrain:

„Durch keine Adelshand; —
Mit Guot und Muot, mit Herz und Bluot,
Wirst g'rettet, Vaterland!"

Am nächsten Morgen stiegen wir höher hinauf, um eine recht weite Aussicht zu bekommen; die trübe Luft erlaubte uns aber nicht, etwas zu sehen. Ich schrieb in ein Buch, das da im Hause lag voll schöner Sentenzen vieler Reisenden:

„Ich kam hinauf — und sah — und sah —
Gar nichts! Der Nebel war schon da."

Später, als wir hinunterstiegen, vertheilten sich die Nebel. Wir hörten die Glocken der grasenden Kühe. In einer Kluft, ganz von Felsen umgeben, stand eine Kapelle bei einer Quelle. Mehrere Landleute von Freiburg kamen dahin, um das Wasser zu trinken, das Taubheit heilen sollte. Die Sonne ging gegen Abend so schön unter, die Glocken klangen in Quarten und Quinten, Freiburger Mädchen sangen geistliche Lieder, von der heiligen Quelle zurückkehrend. Das Gras an den Anhöhen war frisch und grün. Ueber die Seen kamen wir nach Tells Kapelle, worauf geschrieben steht:

„Hier schlug Thäll Gieselers Huochmuoth."

Man zeigte mir einen Baumstumpf; die guten Leute meinten, es wäre noch derselbe Baum, wohinter er gestanden,

als er dem Tyrannen den Todespfeil zusandte. — Es war mir, als sähe ich Schillers-Schatten mit einer Harfe im Arme über den Berg schweben; die seltsamen Physiognomien der fernen Gebirgsketten brachten mir Lavater in's Gedächtniß, und im grünen, schattigen Thale schien es mir, ich sähe Geßner Landschaften malen und Idyllen singen.

Die schönen Schweizerhäuser mit den breiten Dächern, die freundlichen Mädchen mit Sonnenhüten und langen Haarflechten luden uns ein. Ich wiederholte leise bei mir die Hallerschen Zeilen:

„Wohl dir, vergnügtes Volk! O danke dem Geschicke,
Daß dir der Laster Quell den Ueberfluß versagt;
Dem, den sein Stand vergnügt, dient Armuth selbst zum Glücke,
Da Pracht und Ueppigkeit der Länder Stärke nagt.
Als Rom die Siege noch bei seinen Schlachten zählte,
War Brei der Helden Speis' und Holz der Götter Haus;
Als aber ihm das Maaß von seinem Wohlstand fehlte,
Trat bald der schwächste Feind den feigen Stolz in Graus.
Du aber hüte dich, was Größres zu begehren,
So lang die Einfalt dau'rt, wird auch der Wohlstand währen.

Zwar die Natur bedeckt dein hartes Land mit Steinen;
Allein dein Pflug geht durch und deine Saat errinnt;
Sie warf die Alpen auf, dich von der Welt zu zäunen,
Weil sich die Menschen selbst die größten Plagen sind.
Dein Trank ist reine Fluth und Milch die reichsten Speisen
Doch Lust und Hunger legt auch Eicheln Würze zu;
Der Berge tiefer Schacht giebt dir nur schwirrend Eisen,
Wie sehr wünscht Peru nicht, so arm zu sein als du.
Ja, hier hat die Natur die Lehre, recht zu leben,
Dem Menschen in das Herz und nicht in's Hirn gegeben.

Wenn der entfernte Strahl die Schatten dann verlängert
Und nun das müde Licht sich senkt in kühle Ruh,

So eilt die satte Schaar, von Ueberfluß geschwängert,
Mit schwärmendem Geblök gewohnten Ställen zu.
Die Hirtin grüßt den Mann, der sie mit Lust erblicket,
Der Kinder muntre Schaar frohlockt und spielt um ihn,
Und, ist der süße Schaum der Euter ausgedrücket,
So sitzt das frohe Paar zu schlechten Speisen hin;
Begierd' und Hunger würzt, was Einfalt zubereitet,
Bis Schlaf und Liebe sie umarmt in's Bett begleitet!

Zehntes Kapitel.

Coppet und Genf.

Mit meiner Reisegesellschaft fuhr ich an Küßnacht vorbei, über den Vierwaldstädter See nach Luzern, und von da durch Reith und Morgenthal nach Bern. Hier blieben wir ein Paar Tage in der Gesellschaft einer sehr gebildeten, geistreichen, jungen Frau von Haller; in Lausanne trennten wir uns; ich stand wieder allein und fuhr mit einem Retourwagen nach Coppet, um die Frau von Stael-Holstein zu besuchen, wie ich ihr in Auberge en ville versprochen hatte.

Ich stieg in einem dunkeln Wirthshause ab, trat in eine traurige, kalte Stube und ließ mir einige Bündel Reißholz in dem Kamin anzünden, um das feuchte Herbstzimmer zu erwärmen und zu erheitern. — Sonst, wenn ich in ein solches ländliches Wirthshaus allein trat, pflegte ich gewöhnlich die Küche zum Aufenthalte zu wählen. War es kalt, so konnte man sich da an's Feuer setzen, wo das eine Ende eines ganzen Baumstamms brannte, der nach und nach hineingeschoben wurde. Der Braten, der verzehrt werden sollte, wälzte sich dann gar lustig auf dem Spieße. Ich sprach mit den Leuten. Mädchen und Knechte kamen, und setzten sich an einen entferntern Tisch; eine Treppe

führte gewöhnlich zu einer Gallerie hinauf, wo alle Thüren des zweiten Stocks hinausgingen. Indeß wurde das Wohnzimmer geheizt und das Bett zurecht gemacht. — Heute that ich nun Verzicht auf das hübsche Bild der niederländischen Schule; ich hatte Herrn A. W. Schlegel sagen lassen, daß ich hier wäre, und erwartete seine Antwort, vor dem Kamin sitzend, in's Feuer schauend und aller verschwundenen Freuden eingedenk. Es dauerte nicht lange, so kam ein Bedienter mit einer Einladung von der Frau von Stael, und mein Koffer wurde gleich auf das Schloß getragen. Auf dem Schlosse war Alles heiter und elegant, und die witzige Frau kam mir freundlich und lachend entgegen, lud mich ein, einige Wochen bei ihr zu bleiben, und neckte mich, weil ich noch nicht besser französisch sprach. Mit ihr konnte ich nun, was das betraf, nicht in Verlegenheit kommen, denn sie verstand sehr gut deutsch. Ihre Kinder, der neulich verstorbene, wackere August und ihre Tochter, die jetzige Herzogin von Broglio, damals ein halberwachsenes Mädchen, sprachen sogar gut deutsch. Auch der Herr Benjamin Constant, den ich da traf. August Wilhelm Schlegel sprach alle Sprachen gleich gut; und der alte Baron Voigt aus Altona, ein Zeitgenosse Schröders und Lessings, war eben damit beschäftigt, ihnen Nathan den Weisen vorzulesen. So konnte man recht sagen, die Deutschen hätten hier in der französischen Schweiz eine Eroberung gemacht. Sprach doch der alte, liebenswürdige Bonstetten auch eben so gut deutsch, wie französisch. Und wie gut Benjamin Constant deutsch verstand, merkte ich einige Abende darauf, als er uns eine Uebersetzung von Schillers Wallenstein Racinisirt vorlas; eben wie Goethe und Schiller Racines Phädra und Voltaires

Mahomet und Tankred Goethisirt und Schillerisirt hatten. Noch waren der berühmte Historiker Sismonde de Sismondi da, ein trefflicher Mann, und ein Graf de Sabran, der gar kein Deutsch verstand. Weil ich zu viel schwieg in den französischen Unterredungen, so sagte Sismondi zu der Frau von Stael von mir: „C'est un arbre, sur lequel il croit des tragedies!“ Schlegel war höflich, aber kalt gegen mich. Ich hatte große Achtung vor seiner gründlichen Gelehrsamkeit, vor seinem Scharfsinn, seinem Witze und seinem außerordentlichen Sprachtalente. Ich kenne keine besseren Uebersetzungen, als die seines Shakespeares und Calderons. Mit großer Beredsamkeit hat er über Poesie und Kunst viel Treffliches und Wahres gesagt. Er schien mir aber von einer gewissen Einseitigkeit und Parteilichkeit nicht frei zu sein. Wie sein Bruder und die ganze neuere Schule, hielt er mir zu viel auf Hierarchie und Aristokratie. Er zog Calderon dem Shakespeare vor; Luther und Herder tadelte er scharf, und sein ganzes Wesen hatte etwas, was mir nicht zusagte. Wahrscheinlich gefiel ich ihm noch weniger. Meinen Palnatoke ging er mit mir durch und half mir viele Fehler korrigiren. Nie rühmte er etwas von mir. Zehn Jahre später, als ich in Paris die Frau von Stael wieder sprach, erzählte sie mir, er habe meinen Correggio gelobt. Das freute mich, denn es ist natürlich, daß man gern von denen geachtet sein will, die man selbst achtet. Als ich von Genf wegreiste, schrieb er höflich in mein Stammbuch:

„Fremdling, doch altverbrüdert, tritt herein!
Willkommen gern im deutschen Dichterhain!
Sing' nord'sche Sagen uns auf deutsche Weisen,
Und unsrer Wälder Nachhall soll Dich preisen.“

Schlegel ritt alle Tage, um sich eine Motion zu machen, ein zahmes Pferd. Einst hatte man ihm ein unbändigeres gegeben; er weigerte sich, es zu reiten. Die Frau von Stael foppte ihn, und Benjamin Constant erbot sich, das Roß zu reiten, um Schlegel zu beweisen, daß keine Gefahr dabei sei. Wir gingen alle in den Thorweg hinunter, um Zeugen dieses Abenteuers zu sein. Constant bestieg das Pferd und galoppirte von dannen; kaum aber war er eine Strecke Weges geritten, so wurde er in einen nassen Graben geworfen. Ich vergesse nie das Mitleid, welches ihm Schlegel bezeigte, als er ziemlich naß, zu Fuße gehend, unverrichteter Sache zurück kam.

Wie lebendig, geistreich, witzig und liebenswürdig die Frau von Stael war, ist der Welt bekannt. Ich wüßte kein Weib, das so viel Genie verrathen hätte. Darum war sie einem Manne auch sehr ähnlich, stark untersetzt, mit einem markirten Gesichte. Hübsch war sie nicht; ihr brillantes, braunes Auge hatte indeß doch viel Anziehendes, und das weibliche Talent, Männer zu gewinnen, und durch Anmuth und Feinheit die verschiedenartigsten Charaktere zu beherrschen und gesellig zu vereinen, besaß sie im hohen Grade. Ihr Genie und ihr Gesicht, selbst beinahe ihre Stimme, waren männlich; ihre Seele aber war im hohen Grade weiblich, das hat sie in Delphine und Corinna bewiesen. Rousseau hat nicht feuriger die Liebe geschildert; und Kenntnisse hatte sie, und denken konnte sie, wie ein Mann. Sie schrieb eben damals ihr Buch über die deutsche Literatur und las jeden Tag einen Band. Man hat sie beschuldigt, sie habe nicht selbst die Bücher gelesen und ihr Urtheil von Schlegel überkommen; das ist aber nicht wahr. Sie las selbst deutsch mit großer Leichtigkeit; nur

die Aussprache war ihr schwer, weswegen sie auch, wenn sie mir eine Stelle aus einem deutschen Buche vorlesen wollte, dieselbe lieber gleich in's Französische übersetzte. Schlegel hatte freilich vielen Einfluß auf sie gehabt, sie hatte durch ihn die deutsche Literatur erst kennen gelernt; ihr Urtheil wich aber in Vielem von dem seinigen ab. Sie konnte selbst denken, sie widersprach ihm häufig und neckte ihn oft, wenn er ihr zu parteiisch schien. In ihrem Urtheile über die französische Tragödie wichen sie besonders von einander ab.

Die Frau von Stael hat das Verdienst, die französische Nation zuerst auf die Schönheiten der deutschen Poesie aufmerksam gemacht zu haben. Ist nun Vieles in ihren Aeußerungen flüchtig und gar zu rasch, so muß man ihr das als einer Frau und einer Französin vergeben. Viel Gutes und Schönes hat sie über deutsche Schriftsteller gesagt. Freilich mangelte ihr das tiefe, stille, ernste Gemüth, um in den eigentlichen Geist der germanischen Poesie hineinzudringen; auch hat es etwas Unangenehmes, alle die großen Männer vor dem Zelte dieser poetischen Revue haltenden Semiramis vorbei passiren zu sehen: doch behandelt sie alle ausgezeichneten Schriftsteller mit Achtung und spendet ihnen nicht karg ihre Ehrenzeichen.

Ihr größtes Talent bestand darin, über Alles, was ihre Aufmerksamkeit auf sich zog, etwas Treffendes und Pikantes zu sagen. Dieses Talent machte sie zu einer sehr angenehmen Gesellschafterin. Wo sie sich zeigte, zog sie, trotz der jungen schönen Anwesenheit, alle Männer von Kopf und Herz in ihren Kreis. Nimmt man nun dazu, daß sie sehr reich, sehr gastfrei war und alle Tage prächtige Diners gab, — so wundert man sich nicht darüber, daß

sie wie eine Königin, wie eine Art von Fee in ihrem Zauberschlosse die Männer an sich zog und beherrschte; und, um die Herrschaft anzudeuten, sollte man glauben, daß sie immer am Tische den kleinen Blätterzweig in der Hand hielt, mit dem sie während des Gesprächs unaufhörlich spielte, und den der Bediente täglich neben ihr Kouvert legen mußte, weil er ihr eben so nothwendig, wie Messer und Gabel war.

Ich war schon einige Zeit bei ihr, als Zacharias Werner eines Tages in die Stube hereintrat, mit einer großen Schnupftabaksdose in der engen Westentasche, mit vielem Schnupftabak in den Nasenlöchern und mit tiefen Verbeugungen. Er sprach, wie ich, schlecht französisch, das genirte ihn aber nicht. In seinem eigenen Patois hielt er der Gesellschaft täglich bei Tische Vorlesungen über seine mystische Aesthetik. Sie hörten ihm mit großer Aufmerksamkeit zu, und es fehlte nicht viel, so hätte er Proselyten gemacht. Denn, obschon sich die Franzosen immer gegen fremde Natürlichkeit gesträubt haben, so wären sie dagegen immer geneigt, fremder Unnatürlichkeit Gehör zu geben; wie man es an Cagliostro, Mesmer, dem Grafen St. Germain und der Frau von Krüdner gesehen hat. Selbst die Frau von Stael hörte Werner sehr aufmerksam zu und schalt auf mich, weil ich nicht andächtiger auf seine Herzensergießungen Achtung gab. — Es schmerzte mich, diese Veränderung bei Werner zu entdecken. Mit vielem Vergnügen hatte ich seine Söhne des Thales und seine Weihe der Kraft gelesen; obgleich schon in diesen Werken der Keim zu seiner folgenden Krankheit zu erkennen ist. — Jetzt sollten wir aber die Unkraft weihen; dazu hatte ich gar keine Lust. Er las uns seinen Attila vor,

worin noch viel Schönes ist; obschon die Krankheit hier sehr deutlich hervortritt und die folgende Vernichtung kund giebt. Besonders graute mir vor der Replik: „Umarme mich, Jüngling! Jetzt lasse man ihn von Pferden zerreißen!“

Die Stael bewunderte Alles sehr enthusiastisch; ich konnte diesen Enthusiasmus nicht theilen; sie betrachtete das als einen Mangel an Verstand oder Geist bei mir. Noch kannte sie gar nichts von meinen Schriften, denn sie waren noch nicht angekommen.

Ich liebte Werner persönlich; es war ein gutherziger Mann, offen und theilnehmend; mit einer gewissen Laune wußte er sich selbst auf eine liebenswürdige Weise Preis zu geben; er hatte Vieles in der Welt erlebt und erfahren, und ich sprach sehr gern mit ihm, wenn wir allein waren; auch war er weder arrogant, noch animos, wenn man nicht seiner Meinung war.

Wir gingen einmal mit einander spazieren auf der Heerstraße zwischen Coppet und Genf. Ich hatte meinen Correggio im Kopfe und theilte ihm den Plan mit. Ich hatte gehört, daß er auch ein neues Stück schreiben wollte, und bat ihn, mir den Inhalt zu sagen. Wir waren indeß wieder nach Hause gekommen. „Nein, vergeben Sie, lieber Freund,“ sagte er, eine Prise nehmend, „das kann ich nicht! Ich habe schon öfter Andern meine Pläne mitgetheilt, dann ist es in die Zeitungen gekommen und hat mir viele Verdrießlichkeiten verursacht.“ — Ich war schon an sein wunderliches Wesen so gewöhnt, und er sagte mir das so gutherzig und naiv, daß ich nicht auf ihn böse werden konnte; ich spaßte mit ihm über seine Weigerung und wiederholte mein Verlangen. Als wir so sprachen, trat die

Frau von Staël in's Zimmer und fragte, wovon die Rede sei. Ich sagte ihr lachend: „ich schelte auf Werner! Ich habe ihm meinen Plan zu meiner neuen Tragödie mitgetheilt, und jetzt will er mir nicht den seinigen mittheilen. Ist das nicht arg?" — „Ah," — antwortete sie ganz ernsthaft und zurechtweisend — „c'est une autre chose, vous etes encore jeune; vous avez besoin de vous former!" Ohne zu antworten, kehrte ich ihr schnell den Rücken und verließ das Zimmer. Sie erwartete immer, daß ich wieder kommen sollte; wie sie endlich einen Bedienten nach mir schickte, erzählte er ihr: „ich packte meine Sachen in meinen Koffer, um wegzureisen." Jetzt suchte sie mich sehr freundlich auf und bat mich, zu bleiben und nicht böse zu sein; „ich wisse ja, wie sehr sie mich achte; Werner schätze sie seiner Gedichte wegen, für mich hege sie persönliche Freundschaft." — Ich antwortete, „daß ihre Freundschaft mich ehre und freue, und wenn ich weiter nichts als ein hoffnungsvoller Jüngling wäre, so müsse das mir vollends genug sein; ich habe aber schon eben so lang und so Vieles, als Werner, gedichtet; ich glaube nichts von ihm lernen zu können, er habe Genie und Herzensgüte, aber keinen gesunden Geschmack, und wenn es lange so fortdauern sollte, würde es ihm bald an gesundem Menschensinn gebrechen! Ich könne nicht verlangen, daß Sie etwas auf mich als Dichter halten sollte, weil sie noch nichts von meinen Arbeiten kenne, nur ihr Urtheil über meine dichterischen Bedürfnisse solle sie bis auf Weiteres aufschieben." Sie gab mir Recht, und so ward der Friede geschlossen. Kurz darauf bekam sie Aladdin und Hakon Jarl zu lesen, und fand denn auch, daß ich nicht bei Werner in die Schule zu gehen brauchte.

Auch Werner hatte wohl ein ähnliches Gefühl; er gab

mir in meinem Stammbuche (jetzt nach seiner Meinung als ebenbürtig) folgende Satisfaktion:

Wir Söhne von dem fernen Norden
Sind hoher Lust gewürdigt worden,
Zu schaffen vor der Menschen Schaar,
Was lebend, dauernd, schön und wahr.

Gesellt durch gleichen Ruf und Meister,
Zieh'n, gleichen Theils theilhafte Geister,
Wir, ob getrennt der Pfad auch scheint,
Zu gleichem Ziel, das uns vereint.

Das schrieb mit redlichem Gemüthe, der sich Ihrer als eines gleichgesinnten, mit schöner Kraft ausgerüsteten Mitarbeiters erfreut, zur Erinnerung und Befestigung unsers Vereins u. s. w.

Der Winter nahete sich, und die Frau von Stael stellte mir vor, es wäre thöricht, jetzt nach Italien zu reisen; ich sollte diesen Winter bei ihr bleiben, einen italienischen Sprachmeister nehmen und dann mit dem Frühlinge über die Alpen gehen. Das war sehr vernünftig und freundlich gesprochen, ich dankte ihr und blieb.

Ich übersetzte bei ihr Axel und Walburg; und Werner half mir brüderlich bei der Durchsicht des Stückes, er rühmte es, sogar auf eigne Kosten.

„Wenn ich nun ein solches Stück hätte schreiben sollen," — sagte er lächelnd — „so hätte ich einige Partien brillanter ausgearbeitet, um die sogenannten schönen Stellen hervorzubringen. Der Erzbischof hätte weit mehr zu sagen bekommen. Sie haben auf das Ganze gesehen, ohne Vorliebe für etwas Einzelnes, und daran thaten Sie Recht." —

Noch eines andern talentvollen Mannes Bekanntschaft machte ich in Coppet. Der Bildhauer Tieck, Bruder des

Dichters, der die schöne Büste von Goethe gemacht hat, kam, um Schlegel zu besuchen. Er machte, während er da war, Schlegels Büste und die Büste der Frau von Stael.

Im Winter reisten wir alle nach Genf, und hier bekam ich ein Zimmer in der Stadt, weil nicht Platz für mich im Hause war. — Es wurde viel in den Cirkeln getanzt, sie wollten alle, daß ich tanzen sollte, und es half nichts, wenn ich sagte: „ich könne nicht tanzen.“ Um der Sache ein Ende zu machen, ließ ich mir einen kleinen piemontesischen Tanzmeister holen, der mich in der Geschwindigkeit das Walzen lehren sollte, weil man versicherte, daß dies kinderleicht zu begreifen sei. Nun wohnte ich unglücklicherweise einer Mädchenschule gerade gegenüber. Damit sie nun nicht mich alten Menschen mit dem kleinen Piemonteser am lichten Tage herumwalzen sähen, mußte ich erst mit Schirmbrettern (es waren keine Rollgardinen da) künstliche Nacht in der Stube machen und Licht anzünden. Kaum war das gethan, so packte die kleine Gestalt mich wie einen Zauberzweig um den Leib, und nachdem er mir gesagt, wie ich die Füße setzen sollte, drehete er mich zu wiederholten Malen herum, so daß mir ganz schwindlich wurde, und ich beinah auf den Kamin gefallen wäre und mir den Hirnkasten zerschlagen hätte. Kaum war ich wieder zur Besinnung gekommen, so bezahlte ich das ihm für einen Monat versprochene Geld und bat ihn, sich ferner mit mir keine Mühe zu machen. — So lernte ich noch in meinem neun und zwanzigsten Jahre das Walzen in Genf.

Die Genfer sind gescheidte, wohlerzogene, sittliche Leute; sie sind aber, mit Erlaubniß zu sagen, weder recht Fisch noch Fleisch, weder Franzosen noch Deutsche, haben weder die Lebendigkeit jener, noch die Derbheit dieser; sie sind

südliche Protestanten und demokratische Aristokraten. Alles geht kalt und abgemessen da zu. Das vornehme Wesen ist hier zu Hause, und obschon kein eigentlicher Adel da ist, halten doch gewisse Familien sehr viel auf ihre Herkunft. Alles ist da abgesondert, sogar die Jugendgesellschaften von den Gesellschaften der Aelteren. Uebrigens sind sie sehr höflich, gebildet und wohlunterrichtet. Weil ich im Gefolge der Frau von Stael war, so hatte ich Zutritt zu allen ihren Cirkeln und genoß viele Gastfreiheit. Die Stael ward ihrer großen Talente, ihres Ranges, Vermögens und ihrer feinen Lebensart wegen sehr geachtet; übrigens paßte ihr freies, lustiges Wesen nicht eigentlich in diese Kreise, und sie gehörte höchstens nur, wie ein seltner Komet, dessen Bahn sich nicht berechnen läßt, in dieses strengmathematisch bestimmte Planetensystem. Daß übrigens auch hier viele ausgezeichnete Menschen waren, versteht sich von selbst; und das Genie der Frau von Stael zog die besten Köpfe und tüchtigsten Leute in ihre Nähe.

Alle Tage beinahe gab sie Diners und Soupers. Zu den Mittagsmahlen fand ich mich ein; weil es mir aber zu viel war, auch des Abends zu essen, so blieb ich oft zu Hause. Mein Zimmer war sehr kalt; ich machte mir mit den bewußten Schirmbrettern eine kleine Stube in der größern, einen Status in Statu, feuerte tüchtig in dem Kamin und steckte beinahe die Beine in's Feuer hinein, während ich bei einer Tasse Thee den Plutarch las. Wie ich eines Abends die Strümpfe auszog, um zu Bette zu gehen, entdeckte ich große, braune Flecken auf meinen Schienbeinen, die ich, ohne es zu merken, mir bei'm Kaminfeuer gebrannt hatte, und doch fror ich.

Die Frau von Stael wollte, daß ich auch des Abends

kommen sollte, und ward auf mich böse, weil ich so oft wegblieb. Weil mir nun meine Freiheit immer sehr theuer war und ich lieber in der Ballance (im Wirthshause) ein Gericht Kohl mit Liebe, als bei ihr einen fetten Ochsen mit Haß, essen wollte, so fand sie sich darein, und ich bekam Erlaubniß, zu kommen, wenn ich wollte.

Einmal überraschte es mich sehr bei ihr, die herrliche Musik von Schulz zu den Gesängen der Racineschen Athalie zu hören. Ich begriff nicht, wie diese Herzenstöne des Nordens nach Süden gekommen wären. Nachher erfuhr ich, daß meine Landsmännin, die Dichterin Friederike Brun, Schulzes große Verehrerin, die Musik nach Genf gebracht hatte. Die Frau Brun wurde in Genf sehr geliebt, besonders von dem Herrn von Bonstetten und der Frau von Stael; ihr Aufenthalt daselbst mit der liebenswürdigen Ida stand noch im frohen Andenken.

Elftes Kapitel.

Reise nach Italien. Simplon. Turin. Mailand.

Als der Frühling kam und die Vögel wieder herumflatterten, breitete ich auch meine Flüglein aus, um mich über die Alpen zu schwingen. Die Jungfrau jenseits des Genfersees hatte schon lange mit mir geliebäugelt und mein Herz gewonnen, wie eine kalte, hübsche Blondine, die durch ihre phlegmatische Koketterie täglich mehr Oel in die Flamme gießt. Ich nahm von der Frau von Stael Abschied, und sie schrieb in mein Stammbuch:

„l'introduis pour la premiere fois le français dans ce livre, mais bien que Goethe l'ait apellé une langue perfide, j'espere, mon cher Oehlenschläger, que vois croirez à mon amitié pour vous, et à ma vive estime pour l'auteur d'Axel et Valburg.“

Sismondi schrieb darein:

„Vas, Poete, voir l'Italie!
C'est la terre des souvenirs,
Des arts la brillante patrie,
Le trône enchanté des plaisirs.

Mais aussi aux rives de Tibre
Pense, qu'un peuple, grand et libre,
Fonda l'eternelle cité;
Vois ses murailles entrouvertes,
Ses palais, ses places désertes:
Tout meurt avec la liberté!

Benjamin Constant schrieb hinein:

„Un sublime essor te raméne
A la cour des Soeurs d'Apollon,
Et bientòt avec Melpomene
Tu vas d'un nouveau Phénoméne
Enrichir le sacré vallon,

Zum Andenken der freudigen mit einander genossenen Tage."

So reiste ich am ersten März 1809 mit der Diligence ab, durch Ancy nach Chamouny, wo ich in einer schlechten Stube in einem Bette schlief, wo, wie man mir erzählte, ein junger Reisender geschlafen hatte, der neulich von Räubern ermordet worden war. Ich schlief doch ruhig und dachte: wo die Räuber neulich gewesen sind, kommen sie nicht so bald wieder.

Um zwei Uhr fuhr ich weiter, konnte nicht sehen, wer mit mir im Wagen saß, und setzte den Schlaf, den ich im Wirthshause gar zu früh unterbrochen hatte, im Wagen sitzend fort. Als ich erwachte, wunderte ich mich über meine Reisegesellschaft. Mir gegenüber sah ich Aladdin mit seiner Mutter Morgiane; aber Aladdin aus der ersten Periode: ein kleiner, dicker, rothbackiger Junge, der immer aß, was die Mutter von Aepfeln und Semmeln im Sacke

hatte, immer lustig und ungezogen war, während die Mutter mit bekümmertem Gesichte im dünnen, kattunenen Mantel fror und ängstlich daran dachte, woher das Brod kommen sollte, das der Knabe mit vollen Backen kaute, immer versichernd, daß es sehr gut schmecke.

Wir kamen durch Savoien, einen langen, engen, von schwarzen Steinwänden eingeschlossenen, horizontalen Schornstein, wo sich die Jungen im Klettern üben, um nachher in Paris perpendikulair hinauf zu kriechen. Ich hatte neulich in Genf das liebe Singspiel von Dalairac, die Savojarden, gesehen, und in vielen hübschen Jungen glaubte ich meine Freunde Piedro und Joseph wieder zu erkennen. Eine große, krause Wolke flog hoch in der Luft durch's Thal; sie schien mir der herrliche Savojarden-Held Prinz Eugenius, mit Federhut, Allongeperücke und gezogenem Schwerte zu sein.

Lange begegnete uns nichts, als arme unter der Last gebeugte Esel und Eseltreiber; endlich galoppirte ein französischer stolzer Kriegsmann vorbei, feuerbraun im Gesicht. Ich fing schon an, Betrachtungen und Vergleichungen anzustellen, als einer der Eseltreiber sich klagend der Diligence näherte und bat: wir möchten dem Franzosen um Gotteswillen zu Hülfe kommen, er sei vom Pferde gestürzt und habe sich den Kopf gefährlich verwundet. Der Mann lag wirklich ohne Bewußtsein da. Als er zu sich selber kam, fing er bitterlich zu weinen an und beklagte seine arme, junge Frau, die ihn so früh verlieren sollte. Bald entdeckten wir, daß er einen Rausch hatte, und daß dieser mehr, als die Wunde, wirkte. Wir nahmen ihn in den Wagen und brachten ihn zu seiner Frau, die im nahen Dorfe wohnte. Sie wunderte sich nicht sehr darüber und war

vermuthlich daran gewöhnt, daß der Mann oft mit Beulen und Blessuren nach Hause kam.

Wie erstaunte ich am nächsten Tage, als ich früh Morgens im Wagen die Augen aufschlug und mich mitten im Schnee, mitten im Winter fand. Ich hatte bereits schöne Frühlingstage in Genf erlebt, jetzt auf dem Mont Cenis war es wieder Januar.

Unter Allem, was ich auf meiner Reise gesehen, bin ich über nichts so sehr, als über die Alpen, erstaunt. Immer hatte die Phantasie sich schon vorher ein Bild von der Sache gemacht; meistens übertrieben; und so mußte erst genauere Kenntniß und Genuß mich dazu bringen, die schöne Wirklichkeit dem vagen Traume vorzuziehen. Aber hier hatte die Phantasie nicht übertreiben können, denn die Natur war gewaltiger und wilder, als die wildesten Geburten der Phantasie, und die ungeheure Solidität der Wirklichkeit machte alle Nebelbilder wie schwache Schatten vor dem Lichte verschwinden. Diese granitsteinernen Phantasien des Schöpfers ließen mich in hoher Ehrfurcht schaudern. Mein eigner Körper schien mir, von diesen festen Bergketten umgeben, so locker und lose zusammen geleimt, daß ich mich ordentlich fürchtete, meine Glieder zu schütteln, damit sie nicht wie mürber Zunder von einander fielen. Hier war kein Merkmal der Geschichte! Seit Jahrtausenden war nichts verändert. Nur der schöne bequeme Weg, der Italien mit Frankreich verbindet, wand sich die Felsen entlang, bald über Abgründe, bald durch Klippenhöhlen gehend, das merkwürdigste Denkmal Napoleons, dauerhaft, wie die Pyramiden des Nils, und eben so nützlich, als jene eitel und albern.

Allein auch an andere Helden dachte ich, während

meine Augen die fernen, dunkeln Flecken an den Steinwänden betrachteten, die wie Moos aussahen und ungeheure Tannenwälder waren. Auch an meine Vorfahren, die Cimbern, Teutonen und Longobarden, dachte ich, auch an den tapfern Hannibal — die alle über diese Alpen kletterten und auf ihren Schilden glitten, ohne einen Weg zu haben.

Weil es jetzt hurtig im Schlitten ging, konnte ich nicht umhin, die ganze Reise mit dem Grafen Benjowsky und seinem Verfasser, dem Herrn von Kotzebue, in Gedanken zu machen, lächelte aber schalkhaft dabei, denn ich wußte wohl, daß mein Sibirien Italien, und mein Tobolsk und Kamtschatka Florenz und Rom sein würden. Oben am Berge steht ein Haus, wo der Kommandant die Päße durchsieht, und wo fromme Mönche unentgeltlich Punsch, Wein und Kaffe hergeben. Es ist schön, eine solche menschliche Gastfreiheit in der ungastfreien Natur zu finden; es ist meistens umgekehrt.

Jetzt ging es wieder hinunter. Der Schnee verlor sich nach und nach. Der Abend war außerordentlich schön, die kahlen Steinmassen wichen zurück; die Vegetation fing wieder an in doppelter Blüte, und der Gedanke erhöhte Alles: Jetzt bist du in Italien, wo die Citronen blühn und die Goldorangen glühn. Es schien mir, nachdem die gewaltige Scene überstanden war, als erhöbe sich nach und nach die neugeborne Welt aus dem wüsten Chaos. Dort landete Noah mit der Arche auf dem Ararat. Bei jener Höhle saßen Deukalion und Pyrrha unter dem Baume. Hier spielten Baldur und Vidar im Grase mit den gefundenen goldenen Würfeln, und die vorigen Drangsale des Lebens lagen vor ihnen wie ein verschwundener Traum.

Ein ältlicher französischer Kaufmann saß bei mir im Wagen. „Welch' ein Werk!" brach er plötzlich aus, „welch' ein Meisterstück!" — Ich glaubte, er meinte die Schöpfung der Natur, er meinte aber nur die Heerstraße. Er war auf die Italiener aufgebracht und mochte deshalb gar nichts Italienisches leiden. Immer schwieg er, wenn ich begeistert bewunderte, bis wir unten im Thale einigen Kühen mit großen Hörnern begegneten. „Sehen Sie einmal, mein Herr," brach er jetzt aus, „wie monströs Alles in diesem verfluchten Lande ist, übertrieben und geschmacklos; die Leute hier haben gar keinen Geschmack." — „Aber was wollen Sie denn in Italien, mein Herr?" — Er zuckte die Achseln und seufzte: „Kaufmannsgeschäfte!" — „Freilich," dachte ich, „da muß man oft mit Geschmacklosigkeit und großen Hörnern vorlieb nehmen." — „Sollten Sie wohl glauben," sagte ich nach einigem Stillschweigen, „daß es Menschen gegeben hat, die diese Berge überstiegen, als noch gar kein Weg da war?" — „Das müssen denn einzelne Wagehälse oder Engländer gewesen sein!" — „Nein, ganze Nationen." — „Das muß denn in der fabelhaften Zeit geschehen sein!" sagte er mißtrauisch.

In Turin hätte ich mich beinahe verirrt, weil die Häuser und Straßen sich da alle ähnlich sehen; sehr prächtig, aber zu monoton und menschenleer. Ich ging in's Schauspiel, es war nichts Besonderes. Am nächsten Tage besah ich das große Opernhaus zum Ersatz, weil da nicht gespielt wurde. Ich guckte in den dunkeln, ungeheuern Raum. Um mich doch etwas zu amüsiren, zeigte man mir die Maschinerie. Das half aber wenig. Mein einziger Trost war eine große Trommel, worauf ich einige Donnerschläge und Kanonenschüsse, wie ein zweiter Jupiter oder

Napoleon anbrachte. Der Tag draußen war trübe, und hier fand ich die Sonne, zwar vergoldet, aber bestäubt mit zerrissenen Strahlen, im Winkel stehen. Drauf wurde mir ein Druckwerk gezeigt, wodurch man wirkliches Wasser (kein poetisches) auf die Bühne bringen konnte. Man konnte auch die Bühne im Hintergrunde öffnen und die Zuschauer in's Blaue der wirklichen Welt hinaus schauen lassen, wenn der gar zu lange Aufenthalt in der Phantasienwelt ihnen unheimlich wurde. Denn es geht dem großen Haufen wie den Seehunden, sie können wohl im Reiche der Poesie ein Stündchen aushalten, wünschen aber doch bald in's (ungesalzene) Meer der Prosawelt wieder hinauszuplumpen. Am stolzesten war der Aufseher auf den Pferdestall, woraus die vierbeinigen Komödianten, oder eigentlich Tragiker, (denn sie spielen wie Talma nur in der Seria) heraus kommen konnten, um in den musikalischen Haupt- und Staatsaktionen auf den Brettern zu agiren. In Berlin haben sie auch Theaterpferde, es war mir nichts Neues. —

Ich besuchte in Turin noch Herrn Bonzanigo, einen Sculpteur en bois, wie er sich nannte, der auch sehr artige Basreliefs in Elfenbein schnitt. Er hatte ein seltnes Talent, und es war eine schöne Erfindung in vielen seiner Sachen. Er selbst war ein hübscher alter Mann. „Man muß Genie haben, um solche Kunstwerke zu machen." sagte ich zu ihm. — „Ja wohl," antwortete er ernst und freundlich, „sehr viel Genie." Es war gar keine Anmaßung in seiner Behauptung, keine Prahlerei; er betrachtete Genie als ein nothwendiges Erforderniß, um Kunstwerke zu liefern. Wer es nicht hat, soll sie nicht machen, dachte er wohl, und darin hat der alte Mann nicht Unrecht.

Ich reiste mit einem Vetturin nach Mailand. Im Wagen traf ich wieder meinen französischen Kaufmann und ein hübschgekleidetes Frauenzimmer, eigentlich ein Dienstmädchen, das nach Mailand reiste, um — wie wir nachher entdeckten — Kinderwärterin zu werden. Sie erzählte uns, daß sie aus einer kleinen französischen Stadt, älter als Rom, gebürtig sei, die ihren Namen nach einem wilden Menschen bekommen habe, den man dort splitternackend im Walde gefunden hätte.

Ein drolliges kleines Ding von 38 Jahren. Wie sie sah, daß wir höflich gegen sie waren, machte sie auch gleich die Dame und nahm eine kleine Schachtel mit Spielkarten hervor. Ihre Schürze wurde mit Stecknadeln auf die Knie der Gegenübersitzenden geheftet, und auf diesem Tisch lud sie uns ein, Mariage und Piket mit ihr zu spielen. Es schien, als ob die Jungfer Lust hätte, um ein wenig Geld zu spielen, um das Spiel pikanter zu machen; gewiß nicht aus Eigennutz denn sie verlor immer. Darum wollten wir auch nicht mit ihr um Geld spielen. Der alte Kaufmann, der sich freute, eine Landsmännin im fatalen Italien zu finden, bat, sie möchte doch ein wenig singen, sie hätte gewiß eine schöne Stimme. Darum ließ sie sich nicht zwei Mal bitten, mit einer Prise Tabak in der einen und den Spielkarten in der andern Hand, fing sie an wie eine Trutznachtigall zu trillern. Es war eine Romanze, worin viel von tendresse und von einem traitre die Rede war. So kamen wir nach Chivasco, wo das künftige Kindermädchen bei Tische die Honneurs machte, aber mit dem Essen gar nicht zufrieden war. Sie erzählte uns hier, daß sie lange in einem Kloster gelebt habe, ohne doch das Gelübde abzulegen; daß es Festtage da gegeben, wo ohne

Ansehung der Personen das ganze Klosterpersonale, von der Aebtissin an bis zur fille du basse cour (vermuthlich sie selbst) im großen Refektorium gegessen habe.

In Cilano, wo wir einige Stunden übernachteten, schlief ich in einer großen Stube, wo zwei andre Betten standen; in dem einen lag der französische Kaufmann, im zweiten ein junger, fremder Italiener. Hier hatte ich meine alte Räubervision wieder und sprang aus dem Bette heraus. Glücklicherweise schrie ich nicht, denn sonst wäre das ganze Haus gewiß in Aufruhr gekommen, in einem Lande, wo Räuberabenteuer nichts Ungewöhnliches sind. Weniger hörte man freilich jetzt, als sonst und nachher von solchen Vorfällen. Die strenge französische Polizei hielt die Vagabunden in Schrecken und verminderte sehr die Gewaltthätigkeiten.

Endlich kamen wir nach Mailand und waren alle froh, nur nicht unsere Gesellschafterin; sie sollte jetzt ihren Dienst antreten, und das kurze Damenleben war vorbei. Sie war sehr gerührt, als sie von uns Abschied nahm.

Unser Vetturin, ein großer, langer, ernster Mensch im grünen Oberrock, die schwarzen Haare in einen langen Zopf gebunden, war einmal auf der Reise so saumselig und langsam gewesen, daß wir sehr spät nach dem Ave Maria in die Herberge kamen, welches immer in Italien gefährlich ist, denn nach dem Ave Maria sind die Heerstraßen vor Räubern nicht länger sicher. Ich hatte ihn deswegen einen Schlingel geheißen. Kaum war das Wort gesagt, so verdroß es mich. Der Mensch war sonst ehrbar und gravitätisch, und sah mehr einem Herrn, als einem Bedienten gleich. Er schwieg, sah mich ernst an — ich dachte an die italienische Rachgier, und es war mir nicht ganz wohl dabei

zu Muthe. — Indeß ging Alles gut bis nach Mailand. Der Vetturin trat hier höflich zu mir in die Stube herein, um sein Geld zu bekommen. Ich grüßte ihn freundlich, zahlte ihm das akkordirte Geld, drauf das Trinkgeld und legte noch einen Skudo hinzu. Er strich das Geld ein, nahm drauf den Skudo, sah erst auf ihn, dann auf mich, und sagte im Weggehen mit einem gutherzigen, doch bedeutenden Lächeln: „Das war für den Schlingel!“ Die Dienstleute in Italien haben ein reizbares Ehrgefühl; man muß sich wohl hüten, solches nicht zu verletzen, und lieber ihre Trägheit dulden.

In Mailand ergötzte es mich besonders, den großen herrlichen Marmor-Dom zu sehen, ganz gothisch noch jenseits der Alpen, ein Merkmal deutscher Einwirkung im Mittelalter. Ich habe schon früher erwähnt, ich liefere hier keine Reisebeschreibung, sondern meine Lebensgeschichte, und deshalb eile ich schnell bei den Merkwürdigkeiten vorbei, von denen man in hundert anderen Büchern lesen kann.

In Mailand traf ich meinen Landsmann, Herrn Theatermaler Wallich, der mich in's Theater zu einigen Mailändischen vornehmen Damen brachte, die begierig waren, den jungen Dänen zu sehen, „der die Frau von Stael heirathen sollte.“ — Ich bat Herrn Wallich um Gotteswillen, die Damen gleich aus ihrem Irrthum zu bringen, und begriff nicht, wie solche leere Gerüchte sich über die Alpen hätten verbreiten können. — In den Theaterlogen nehmen die italienischen Frauen Visiten an; auf's Schau- oder eigentliche Singspiel wird wenig Achtung gegeben, außer, wenn eine beliebte Bravouraria getrillert wird. — Bei diesen hübschen, artigen Damen traf ich auch den Maler Rossi, der das herrliche Bild Leonardo da Vincis,

das bekannte Abendmahl in San Maria delle Grazia, kopirte, oder eigentlich divinirte; denn vorher mit Kalk überstrichen und wieder abgewaschen, sind die Formen und Farben kaum mehr zu unterscheiden.

Noch einen Landsmann, Herrn Dalgas, hatte ich das Vergnügen hier zu treffen. Ich sah in Mailand zum ersten Male mit großem Vergnügen eine Opera buffa, Le nozze di Lauretta, mit allen Lazzis und graziösen Ausgelassenheiten der italienischen Laune aufführen. Mit Schaudern wohnte ich den Tag darauf einer Hinrichtung bei. Ein elender, blasser, zitternder Räuber wurde guillotinirt. Der kräftige, rothwangige Scharfrichter, malerisch gekleidet, mit dem breiten Hute über dem grünen Haarnetze, stach sonderbar ab gegen diesen armen Wicht, der in Lumpen gehüllt, auf einer hölzernen Bahre hingetragen wurde, während der Mönch ihm zur Seite lief und ihm einen Holzschnitt des Gekreuzigten, auf Pappe gekleistert, als Fächer vor die Augen hielt. Als der Kopf abgehauen war, nahm der Scharfrichter sein Schnupftuch und steckte es unter das Kinn, als wenn er sich barbiren wollte. Es war aber, um nicht blutig zu werden, während er das Haupt auf eine Eisenspitze setzte, unter welcher der Name und die Missethat des Verbrechers mit großen Buchstaben geschrieben standen. — Kaum hatte ich den Namen „Rafael“ gelesen, so eilte ich von dannen. Es that mir weh, den großen Namen auf solche Art entweiht zu sehen. Ich hatte eben ein schönes Bild der ersten Epoche des großen Meisters, die Trauung Josephs und Marias, in einer Gallerie bewundert.

Zwölftes Kapitel.

Reise durch Bologna und Florenz nach Rom.

Wie nothwendig eine strenge Strafe gegen Straßenräuber war, merkte ich, als ich einige Tage später nach Lodi fuhr und uns achtzehn Räuber in Ketten begegneten, die neulich eingefangen waren. Als wir den voranreitenden Kommandirenden nach ihrem Schicksale befragten, machte er ein Zeichen mit dem Finger um den Hals, das sie wenig getröstet haben mag.

Diese Gegenden sind sehr gefährlich, obschon weder Felsen, noch Höhlen da sind; mehrere Meilen fährt man aber durch häuserleere Wiesen mit dicken Weidenhecken zu beiden Seiten; in dieser Einsamkeit können Reisende leicht überfallen werden; die Räuber können sich in den Hecken leicht verbergen, und die wenigen Bauern, die hie und da in der Nähe wohnen, wagen es nicht, die Räuber zu verhindern, stehen wohl sogar mit ihnen in Verkehr.

Jetzt wurden wir auch in vielen schlechten Wirthshäusern von dem armseligen Leben der italienischen Landleute überzeugt. Können sie nicht Steine in Brod, so können sie wenigstens Brod in Steine verwandeln, denn vieles Brod,

das man uns gab, war hart wie Stein. In ein Haus kamen wir, wo das Schild eine Katze vorstellte, die eine Maus in den Krallen hielt. Sehr einladend; und wenn wir mit Mäusen hätten vorlieb nehmen wollen, so hätte uns auch Wildpret nicht gemangelt.

Kamen wir nun in bessere Wirthshäuser, so wurden da wieder oft, um dieses oder jenes Heiligen willen, Fastenspeisen genossen; doch war oft auch ein Tisch für durchreisende Ketzer gedeckt. Bei einem solchen zu essen, verführte ich in San Donino eine junge Römerin, die von Hunger sehr entkräftet war. Mein Frevel wurde aber gleich in der Nacht folgendermaßen gestraft:

Wie ich im süßesten Schlafe lag, wurde an meine Thüre geklopft, und der Hausknecht kam mit einer Leuchte, mir die Hiobspost verkündend, daß ich aufstehen müsse, der Kutscher wolle weiter fahren. Ich sprang aus dem Bette, fing an mich anzuziehen, wie ich aber nachsah, war es erst drei Uhr, und ich wußte, um fünf Uhr sollten wir abfahren. Ich lief hinunter in den Hof — wo ich wenigstens die Fuhrmannsscene aus Shakespeares Heinrich dem Vierten zu sehen hoffte. — Kein Mensch war aber da. Endlich entdeckte ich den Kerl wieder mit dem Irrlichte. Er sagte mir ganz gelassen: „es möge eine andre Herrschaft gewesen sein," und ging seines Weges. Ich legte mich wieder schlafen. Kaum war ich aber eingeschlummert, so klopfte der verwünschte Hauskobold wieder. „Jetzt sei es richtig!" meinte er. Ich sprang aus dem Bette, sah auf die Uhr — sie zeigte auf vier. — Als ich die Uhr an's Ohr gebracht und mich davon überzeugt hatte, daß sie ganz richtig ginge, fluchte ich gewaltig über den Kerl, der so unrichtig ging; nahm mich aber in Acht, ihn einen Schlingel zu heißen;

legte meine Uhr neben mich auf das Kissen und schwur darauf, ich bleibe jetzt liegen bis fünf Uhr. Der Hauskobold ließ sich nun nicht wieder sehen, und hätte ich nicht selbst Achtung gegeben, so wäre der Wagen vielleicht ohne mich fortgerollt. — Ich nahm mir aber diese Geschichte ad notam und habe nie nachher versucht, Katholiken zu Ketzereien zu verführen.

In Parma sah ich in San Giuseppe und San Giovanni die Freskogemälde Correggios. Wie ich so stand und durch meine Brille hinauf auf das schöne Gewölbe schaute, füllte sich die Kirche nach und nach mit Menschen, die um mich auf den Knieen lagen und inbrünstig beteten. Ich wollte ihnen kein Aergerniß geben, auch nicht mit ihnen knieen, weil das affektirt gewesen wäre, ich stellte mich in einen Winkel hin, und da betete ich auch. Ich finde dies Gebet in meinem Tagebuche aufgeschrieben zwischen weitläuftigen Kunsturtheilen, die hier nicht am rechten Platze wären. Mein Gebet in San Giovanni war ohngefähr so: „Lieber Gott, mache mein Herz offen und rein, Deine Größe, Güte und Schönheit in Natur und Menschenwerk zu erkennen! Bewahre mein Vaterland, meinen König, meine Geliebte, meine Freunde. Laß' mich nicht in der Fremde sterben, sondern glücklich nach der Heimat wiederkehren. Gieb mir Heiterkeit und Muth, den Weg auf Deiner schönen Erde zu wandeln, ohne kränklich und bitter meinen Nächsten zu hassen und zu verachten, ohne mich knechtisch und feige den Vorurtheilen der Welt zu unterwerfen. Laß' mich ein guter Dichter sein, lieber Gott. Du hast meinen Geist für die Kunst erschaffen, und sie ist das schärfste Fernrohr, wodurch ich Dich erblicken kann. Mache, daß ich in meinen Werken nach meinem Tode leben

wie dieser gute Corréggio; daß, wenn ich Staub bin, noch manch' jugendliches Herz von meinen Bildern begeistert wird!"

So war ohngefähr das Gebet; ich habe es weder verändern, noch verbessern wollen; so bat ich unter der Kuppel des Correggio; damals entstand der Gedanke, ein Stück über ihn zu schreiben, wieder klar in meiner Seele (schon in Paris hatte ich die Idee gehabt); und in Modena, als ich das kleine Freskobild im herzoglichen Palaste über dem Kamin sah, welches er schon in seinem 17ten Jahre gemalt haben soll, ward der Beschluß bestimmt gefaßt.

Ein Engel bietet dem kleinen Jesus Kirschen auf einem Gefäß; auf seiner Mutter Schooß ißt der Heiland gern davon. Die Schönheit, Liebenswürdigkeit und Unschuld, besonders in Marias und des Engels Gesichtern, können nicht herrlicher sein. Noch sieht man Joseph und einen andern Mann. Joseph hat ein Spielwerk in der Hand, eine Stadt (vermuthlich Jerusalem), wie die jetzige Nürnberger Arbeit. Zwei Kaninchen spielen zu des Engels Füßen. Junges Myrthenlaub blüht im Hintergrunde. — Kann man sich etwas Lieblicheres, Naiveres denken? Man hat eine Legende von Christus, wie er als Kind Vöglein aus Thon machte, die zu fliegen anfingen, als er vor Freude darüber in die Hände klatschte. Das Bild ist ganz in diesem Sinne erdacht; und hätte Correggio sonst nichts in der Art gemacht, so wäre das schon genug, um seinen Verhältnissen zu Weib und Kind in meinem Trauerspiele historische Wahrheit zu geben.

In Bologna fand ich wieder Bogengänge, wodurch man die Straßen entlang gehen kann, wie in Bern, nur weit schöner. Ich sah hier die alte französische Komödie,

den Advokaten Patelin, von französischen Schauspielern sehr gut aufführen. Die herrlichen Kirchen imponirten mir mit ihren schönen Verhältnissen und mit ihrem bunten Marmor. Neptun, von Giovanni, steht auf dem Markte, mit dem Fuße auf einem Delphin, mit seiner Quos ego's-Miene, den mächtigen Dreizack in der Hand. Ueppige Najaden sitzen ihm zu Füßen und drücken das Wasser aus den vollen Brüsten mit ihren niedlichen Händen. Knaben spielen mit dem Delphine, Alles sprudelt reichliches Wasser.

In der Kirche St. Petronio stellte ich meine Uhr nach einem seltsamen Sonnenzeiger. Durch ein Loch in der Kirchenwölbung fällt das Licht auf ein Marmorkreuz im Boden der Kirche, eben wenn die Glocke zwölfe schlägt. Ich sah noch in Bologna die anatomischen Wachspräparate, viele Gemälde und ein schönes Silberwerk Benvenuto Cellinis, die Abnehmung vom Kreuze. Weil nun die Lebensbeschreibung Cellinis, von Goethe übersetzt, mich sehr angezogen hatte und mir dazu verhalf, ganz deutlich in das alte Haus- und Privatleben der italienischen Künstlerzeit hineinzuschauen, so freute es mich sehr, ein Bild von ihm zu sehen, wie nachher in Florenz seinen Perseus.

Wenn man über die Alpen gekommen ist, fühlt man sich geneigt, die Apenninen mit Remus-Augen als eine Romulusmauer zu betrachten; doch war es kälter auf diesen Bergen, als ich vermuthet hatte, und als wir höher hinaufkamen und der Berg uns seine kahlen Scheitel zeigte, bekamen wir Ehrfurcht.

In den schattigen Felsenritzen schlief noch eine nordische Blondine, Gesträuch deckte den weißen Schneekörper. Sie war wie ein Zugvogel von Thule nach Italien geflogen.

und hatte sich hier verspätet. Wir sahen ihr Schicksal voraus: Bald würde Phöbos Apollon sie mit seinen brennenden Pfeilen treffen, und ihr klares Blut würde hinunter in den Arno fließen. — Wild und wüst haben die Cyklopen hier in müßigen Stunden mit den Felsenstücken gekegelt. Vulkan mag sie plötzlich zu ihrer Arbeit gerufen haben, denn über einander geworfen liegen Kegel und Kugeln in größter Unordnung. Geheuer ist's nicht hier; man versicherte mir, ein kleiner Zwerg stecke noch mitunter, besonders wenn es regnete, die rothe Zunge aus der Erde heraus, um seinen Durst wie ein Lazarus zu löschen.

In Florenz hielt ich mich vierzehn Tage auf und hatte also Gelegenheit, die Seltenheiten dieser schönen Stadt zu sehen; besonders, da ich ganz allein war und nur meine Zeit damit zubrachte, von Morgen bis Abend mich mit allem Wichtigen bekannt zu machen. Freilich regnete es stark einige Tage, es hinderte mich aber nicht, in Brunelleschis großen Dom zu gehen und die Bilder der ehernen Thüre des Battisterio zu betrachten. In der Romanze, „die Rosenbäume“ habe ich eine alte Legende mit der Erinnerung dieses herrlichen Doms verbunden. Weil ich Niemanden kannte und neulich den Benvenuto Cellini gelesen hatte, so lebte ich hier wie im sechzehnten Jahrhunderte. Ich besuchte den Palazzo vecchio, die Logen, wo Cellinis Perseus stand, Cosimo di Medici's Statue von Giovanni Bologna, und nichts konnte mich aus dem Traume wecken. Alles deutete auf's Alterthum hin. Ich besuchte die Mönche im Kloster und sah sie in ihrem Laboratorium Heilmittel bereiten. Ich hörte Musik in den Kirchen. Mitunter begegnete ein Leichengefolge mir mit dem Todten auf offener Bahre. Die Priester liefen mit angezündeten Lich-

tern, und die Gassenjungen daneben mit kleinen Papierduten, um darin das von den Lichtern fließende Wachs aufzufangen. Ich sah Michael Angelos David außer dem Palaste, und in den Gallerien große Büsten-Reihen der Mediceer und der alten römischen Kaiser, nebst herrlichen Antiken. Ueber Pan und den Satyr schrieb ich ein Gedicht, das sich in dieser Sammlung findet. Ich spazierte im schönen Haine außer der Stadt, wo bei der Quelle dem Narciß ein Denkmal errichtet ist, und hörte die Nachtigall flöten. Am Sonnabend zwischen Charfreitag und Ostern sah ich den Aufzug mit dem Feuerwerke außer der Kirche, welches ich in der Novelle „die Glücksritter" benutzt habe. Das Einzige, was mich aus der alten Zeit in die neue versetzte, war die moderne Musik der Opern, die ich hörte; denn die Gegenstände selbst, Gerusalemme destrutta und Judith, konnten es nicht thun. Mit meinem Wirthe in Aquila nera hatte ich ein Abenteuer, das sich eben sowohl in alter, als neuer Zeit hätte zutragen können; denn er betrog mich um etwas Geld.

Man hatte mir sein Haus als ganz vortrefflich angepriesen, obschon ich später hörte, daß man bei Schneider weit besser wohne. Der aquilinische oder eigentlich aquilonische Wirth kam mir sehr galant und vornehm entgegen, erzählte, wie viele Dänen in seinem Hause gewohnt hätten; unter andern die Dichterin Brun und der Minister Schubart, der einmal alle die von Livorno über Land zurückkehrenden dänischen Matrosen da traktirt und mit ihnen Hurrah gerufen habe. In den ersten Paar Tagen befand ich mich auch ganz gut bei ihm. Am dritten Morgen, als ich noch im Bette zwischen Schlafen und Wachen lag, trat er zu mir in's Zimmer herein und bat mich sehr geschäftig:

ich möchte ihm fünf Louisdors geben, er sollte in diesem Augenblicke etwas Gold auszahlen, und die Juden hätten des Sabbaths wegen zugeschlossen. — Ich betrachtete dies als eine große Ehre, nahm mein Beutelchen hervor und hätte ihm gern mehr gegeben. Solch' einem Manne! der der über dreißig Jahre ein vornehmer Gastwirth in Florenz gewesen. Aber er wollte nur fünf Louisdors haben. Das lohne ihm Gott! Sonst wäre ich nicht nach Rom gekommen. Den Tag darauf wurde das Essen schlechter. Ich schalt darüber und sagte dem Kellner, ich würde mich bei seinem Herrn beklagen. „Ah," sagte der Kerl und machte ein Zeichen mit dem Finger, „il Padrone va via!" Und nun hörte ich erst, daß der Mann eben heut Bankerot gemacht, und daß ein Andrer seine Stelle vertreten würde. Dieser Andre fing eine neue Rechnung mit mir an — und von meinen Louisdors bekam ich keinen Heller wieder.

Das Wetter war in der letzten Zeit immer schlecht. Um drei Uhr Morgens reiste ich den sechsten April von Florenz ab. Mein alter französischer Kaufmann, den ich in vierzehn Tagen nicht gesehen hatte, saß wieder im Wagen und schalt auf das italienische Wetter. In einem Hohlwege, ziemlich weit von allen Menschen entfernt, stürzte das eine unserer Maulthiere; glücklicherweise kam es doch wieder auf die Beine. Wir konnten wirklich singen: „Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg" — waren aber zum Singen gar nicht aufgelegt. In Siena sah ich die schöne alte Kirche. Unser Kutscher war ein Grobian und ein toller Kerl, aber ich nannte ihn doch keinen Schlingel. Vor einem Dorfe lag ein großer Stein mitten auf der Straße, worüber er beinahe den Wagen umgeworfen hätte. Blaß

wie eine Leiche im Gesichte — nur die Augen funkelten ihm wie glühende Kohlen — fing er nun an, mit gräßlichen Flüchen die Stadt, alle Einwohner, und sogar ihre Aeltern und Voraeltern in die Hölle hinunter zu verdammen. So kamen wir den Lago di Bolsena vorbei, wo die Leute alle gelb wie Leder sind, dicke, wassersüchtige Wänste tragen und genöthigt wurden, ihr Flecken St. Laurenzo zu zerstören, um ihre Wohnungen höher zu bauen. Vielen wilden Steinhöhlen am Wege fuhren wir vorbei, die mir Polyphem und die Griechen; Ulysses und Circe, Aeneas und Dido, David und Saul in's Gedächtniß brachten. Der beständige Regen verwandelte sich zuletzt in Schnee, der Fingerdick auf den Weg und die Bäume fiel. Jetzt glaubte ich wirklich, daß wir nach Tobolsk reisten, und konnte mich gar nicht darein finden, daß wir zwischen Florenz und Rom sein sollten. Mein alter Franzose ward aber immer heiterer und aufgewärmter, weil er jetzt mit Recht auf Italien schelten konnte; auf der ersten Reise an den schönen Tagen, wo Alles lächelte und blühete, war er ganz mürrisch und verdrießlich; er mußte sich damals immer nur an die schlechte Bewirthung und das großgehörnte Rindvieh halten. Jetzt konnte er „le beau Sol d'Italie" spotten, wodurch sich sein Herz sehr erleichtert fühlte.

In Montefiascone ward wieder magro gegessen. Wir fragten, ob wir denn gar nicht ein wenig Fleisch bekommen könnten. Ein junger Römer, der in der Küche stand und sehr eifrig Eier aß, sagte: „Wir sind hier in einem christlichen Lande! In einem christlichen Lande ißt man nie Fleisch des Sonnabends." Mein alter Franzose fragte, „ob Er denn glaube, daß wir Juden seien; Er möchte seine Eier essen und sich nicht um andre Leute

bekümmern." Der Italiener sagte: „er hätte nur im Allgemeinen gesprochen." Ich versetzte: „er thue besser, im Besondern zu schweigen und uns im Allgemeinen essen zu lassen, was wir wollten." Drauf entfernte er sich sehr höflich.

Während wir bei'm schlechten Mahle und noch schlechtern Weine da saßen, kam ein deutscher Reisender aus der Kirche, wo er das Grab eines berühmten Landsmannes gesehen hatte. Dieser deutsche Prälat reiste vormals hier in der Gegend umher, um gute Weine zu finden. Wo er sie fand, blieb er einige Zeit und schrieb an die Thüre: „Est!" Hier in Montefiascone hatte ihn nun der Wein vorzüglich angesprochen, er hatte sich in selbigem todt getrunken, und sein Bedienter schrieb ihm dieses Epitaphium:

> Est, est, est!
> Propter nimium est,
> Hic Johannes de Fugger
> Dominus meus mortuus est.

Hätten wir viel von dem heutigen Weine getrunken, wären wir dem seligen de Fugger vielleicht nachgefolgt.

In Ronziglione brach unser Wagen entzwei; wir dankten Gott, daß es nicht mitten auf der Heerstraße geschehen war. Während der Kasten mit Schnüren wieder zusammen gebunden wurde, suchte ich vor dem Platzregen Obdach in einem Stalle, wo ich ein Schaf und einen Esel an die Krippe gebunden fand. Meine müßige Phantasie, verlassen von Göttern und Menschen, wie ich war, ließ mich in diesen Thieren ein Paar hübsche, alte Biederleute sehen. Der Esel schien mir ein Mann in gesetzten Jahren zu sein, der viel Menschenkenntniß zu haben schien, der

aber nicht viele Worte machte und mehr dachte, als er sprach: Das Schaf, seine Frau, schien in ihrer Jugend eine hübsche Blondine gewesen zu sein; ihr Teint hatte aber jetzt viel gelitten und fiel etwas in's Gelbliche. — Ich fragte den Mann, „ob er die Zeitungen gelesen, ob es wahr wäre, daß der König von Schweden abgesetzt sei?" — Er schwieg. — Ich konnte es ihm nicht verdenken; wer mochte wohl gern damals, wo so viele Spione herumschlichen, mit fremden Leuten von Politik reden? — Ich änderte das Gespräch, wandte mich zu der Frau und fing an, die italienischen Naturschönheiten zu rühmen. — Sie schwieg. Vielleicht aus Bescheidenheit, vielleicht glaubte sie, daß es Satyre sei, weil wir arme Ultramontaner seit langer Zeit ein so erbärmliches Wetter in Italien gehabt hatten. Darauf lenkte ich die Rede galant auf sie, rühmte ihre Blondheit, sagte, sie sehe mehr einer Nordländerin, als einer Italienerin ähnlich, zweifelsohne fließe Longobardisches Blut in ihren Adern. — Sie lächelte freundlich. Gern hätte ich mich noch länger mit diesen kreuzbraven Leuten unterhalten, die mir ganz die alte Geschichte von Philemon und Baucis zurück in die Seele riefen; der Wagen war aber zusammengebunden, und wir mußten abbrechen. — Das ist das Uebel der Reisen, kaum ist eine angenehme Bekanntschaft angeknüpft, so reißt der Faden gleich wieder entzwei!

Wie gern würde ich jetzt eine schöne Naturschilderung liefern, den schönen Seelen zu gefallen, die solche poetische Stallfütterung nicht leiden, und die nur zwischen Blumen im Felde grasen. Was soll ich aber thun? Es regnet noch immerfort, und der schlecht zusammengebundene Wagen kriecht wie eine Schnecke.

Den Abend vor unserer Ankunft nach Rom klärte der

Himmel sich auf, und ich konnte wieder im schönen Wetter spazieren gehen, während der Wagen langsam die kleinen Höhen am Wege hinauf kroch. In der Ferne sah ich mitten auf dem Felde das Haus, wo wir zu Abend essen sollten. Ich dachte: „Ist das nun wieder solch' ein Hundeloch, wie gewöhnlich?" Das Haus war aber groß und reinlich, und, was noch besser war, auf der Treppe begegnete mir des Wirths Tochter, mit einem Römerinnengesichte, das nicht idealisirt zu werden brauchte. Sie verschwand aber wie ein fliegender Stern. Als ich in der Stube stand und daran dachte, wie ich die schöne Erscheinung wieder herbeizaubern sollte, hörte ich Jemand auf dem Gange gehen; ich öffnete die Thüre, in der Hoffnung, sie wieder zu sehen. Indeß eine kleine, weibliche Gestalt stand hausmütterlich mit dem Schlüsselbunde in der Thüre, fragend: „Ob der Herr etwas zu befehlen habe?" Ich glaubte erst, in der Dämmerung eine kleine Zwergin zu sehen. Als sie aber in die Stube trat, war es ein niedliches, siebenjähriges Kind, die Schwester des schönen Mädchens und eigentlich ein Miniaturbild von ihr. Die schwarzen Augen waren beinahe eben so groß, wie auf dem Originale; weil es Sonntag war, hatte man sie geputzt, mit einem grünen, seidenen Tuche um den Kopf. Ich nahm sie auf den Schooß, küßte sie und fragte: „Wie heißt Du, mein Kind?" — „Santta!" sagte sie und erhob die niedlichen Händchen, damit ich die silbernen Ringe an den Fingern sehen sollte. Als ich sie niedersetzte, verschwand sie wie eine Elfin, aber bald kam sie mit zwei großen Weinflaschen wieder, die sie auf die Diele setzte, weil sie den Tisch nicht erreichen konnte.

Die erwachsene Schwester kam nicht wieder zum Vorschein. Nachher hörte ich sie (wie ich meinte,) mit der

kleinen Schwester durch den Gang nach einem etwas entfernten Zimmer gehen. Ich machte mir ein Geschäft dahin und öffnete die Thüre, um etwas zu verlangen; hier stellte sich ein schöner Anblick meinen Augen dar.

Ein hübscher, dreijähriger Knabe saß auf ihrem Schooß, und sie entkleidete ihn, um ihn in's Bett zu legen. Während sie ihm die Kleider abzog, sagte sie ihm stückweise das Abendgebet vor, welches der Kleine wiederholen mußte, um es so nach und nach zu lernen. Er that es, halb willig, halb verdrießlich, weil er schläfrig war, und half aus allen Kräften sich ausziehen. Es war eine allerliebste Gruppe und allerliebst zu hören. Das Mädchen: „Heilige Mutter Gottes!" Knabe: „Mutter Gottes." Mädchen: „Ich bete an" — Knabe: „Ich bete an." Mädchen: „Deine hohe Macht und Herrlichkeit." Knabe: „Und Herrlichkeit." — „Ist das Ihr Bruder, Mamsell?" fragte ich. „Nein, mein Herr, es ist mein Brudersßohn," antwortete das schöne Kind. Ich hätte noch mehr mit ihr gesprochen, jetzt trat aber die Mutter herein und bat mich, zu Tische zu gehen, es sei angerichtet.

Dreizehntes Kapitel.

Rom.

„Da ist die Kuppel des St. Pietro!“ rief, wie gewöhnlich, der Kutscher, als wir uns endlich der großen Stadt näherten, von der man wenig in der Ferne sieht, weil sie tief im Thale liegt. Die Umgebung von Rom ist eine Wüste. Wir fuhren des Abends hinein zur **Porta del Popolo**, dem großen Obelisk auf dem Platze vorbei, an den drei lange Straßen stoßen, wovon die mittelste der Corso ist. Die schöne Welt promenirte, und es that mir Leid, daß wir abwärts nach einem Gasthofe fuhren. Von Rom ist so viel gesagt worden, daß es unvernünftig wäre, eine Lebensbeschreibung mit römischen Lokalnachrichten zu füllen.

Der Ort selbst, die Trümmer und Statuen der antiken Zeit, die Gebäude und Kunstwerke des späteren Mittelalters, die südliche Natur, das Volk, das Zusammentreffen fremder Künstler und Reisender geben Rom ein vielfaches Interesse. Man muß aber Vergangenheit und Kunst lieben, wenn man sich hier unterhalten soll, denn Rom hat sonst Weniges von den Lustbarkeiten einer Hauptstadt.

Wir hatten schlechtes Wetter in den ersten Wochen, und der Sirokko blies oft. Das erste, was ich da that, war, meinen Freund Koes, der sich schon ein halbes Jahr hier befand, gleich aufzusuchen und mit ihm nach Thorwaldsens Atelier zu gehen. Thorwaldsen war nicht zugegen. Wie erstaunte ich, als ich seinen Jason, seinen Mars und alle die andern göttlichen Sachen von ihm sah. Ich kannte noch nichts von ihm, ich hatte ihn nie selbst gesehen. Wie ich so im Schauen vertieft stand und die Augen endlich von den Statuen zur Seite warf, entdeckte ich einen ziemlich schlecht gekleideten Mann, mit einem regelmäßigen, sehr geistreichen Gesichte, mit schönen, blauen Augen, mit lehmbespritzten Stiefeln neben mir, mich sehr aufmerksam betrachtend. „Thorwaldsen!" rief ich. „Oehlenschläger!" rief er. Wir fielen einander in die Arme, küßten uns, und so hatten wir gleich Brüderschaft geschlossen. Ein unbeschreibliches Gefühl durchströmte mich. Ich dachte an unsere barbarischen Vorfahren, die ohne Sinn für Kunst so oft hier in Rom unbändig gewüthet hatten. Jetzt umarmten sich zwei Dänenkünstler, wovon der Aeltere mit den edelsten Griechen wetteifern konnte, und in des Jüngern Brust brannte wenigstens eine kräftige Flamme und ein jugendlicher Muth, etwas Ungewöhnliches zu leisten.

Thorwaldsen und ich sahen uns nachher alle Tage, und damit wir uns sicher treffen konnten, trafen wir mit den Malern Riepenhausen die Abrede, daß wir und Koes bei ihnen essen wollten, und sie versprachen uns, für ein Billiges den Tisch zu besorgen.

Die Riepenhausen sind Leute von Talent, besonders der Jüngste, Christel; sie arbeiten im brüderlichen Verein. Damals malten sie eigentlich nicht, sie zeichneten mit schwar-

zer und weißer Kreide ihre eigenen Kompositionen. Thorwaldsen half ihnen mitunter etwas bei der Zeichnung; er schätzte ihre Erfindungskraft. Von alten italienischen Bildern hatten sie viele Kopien gemacht, und da mochten wohl mitunter einige Reminiscenzen sich einmischen. Sie waren sonst ganz Leute von der neueren Schule, und also stimmten wir in unsern Ansichten nicht immer überein.

Mit Thorwaldsen sympathisirte ich vortrefflich, und er mochte die neueren Uebertreibungen eben so wenig, wie ich. Er zeigte mir viele Kunstwerke, und es freute mich, daß er mit meinen ästhetischen Ansichten übereinstimmte, indem er mich das Technische der Kunst besser einzusehen lehrte. Ich las ihm mehrere meiner Dichtungen vor, die ihn freuten.

Meine Landsmännin, die Dichterin Brun, traf ich mit ihren Töchtern Ida und Auguste, und mit ihrem Sohne Karl wieder in Rom. Letzterer verließ uns bald und reiste nach Dänemark. Ich fuhr oft aus mit diesen lieben Freundinnen und besah die Merkwürdigkeiten der Stadt. Die gute Friederike Brun lebte ganz mit Herz und Seele in der antiken Welt, kannte jeden alten Stein, jede Trümmer, und es war mir sehr angenehm, durch ihren beredten Mund auf eine bequeme und leichte Weise von vielen Dingen Kundschaft zu bekommen. Ich selbst hatte, wie der Leser weiß, keine Lust, im heißen Sonnenscheine allen Sehenswürdigkeiten nachzulaufen. Thorwaldsen ging es eben so. Er pflegte, wenn von solchen Dingen die Rede war, zu sagen: „Im ersten Jahre, als ich hier war (also vor 20 Jahren), sah ich das auch alles durch, jetzt kann ich Dir keinen Bescheid davon geben." In die großen, schönen Kirchen, in den Vatikan und die Bildergallerien ging ich dagegen oft, wenn ich nur Kühle und Ruhe haben konnte.

Weil ich ihr nicht eifrig genug in meiner Liebe für die alten Ueberreste war, foppte mich mitunter die liebe Frau Brun, und ich wieder sie, wenn sie mir gar zu eifrig schien. Eines Abends traten wir zusammen in's Coliseo. Es fing zu dunkeln an, die Sterne funkelten am Himmel und die Glühwürmer im Gesträuch. Der Mond kam und warf sein Schattenlicht in die ungeheure Ruine. Die Brun war entzückt; was war natürlicher? Der Anblick war malerisch und groß. Meiner aber hatte sich ein Teufel des Muthwillens bemeistert, und es gefiel mir, ihrer Begeisterung mit Scherz zu begegnen, vielleicht auch, um die schöne Ida zum Lachen zu bringen, die oft hier gewesen war, sich heute nicht ernst gestimmt fühlte und die Fröhlichkeit liebte. „Oehlenschläger," sagte die Mutter, die hohen Mauern mit Epheu in den Löchern, wodurch der Mond schien, betrachtend, „ist das nicht göttlich?" — „Ja!" antwortete ich; „aber wie weit schöner muß das alles noch gewesen sein, als die zwölftausend gefangenen Juden dazu geprügelt wurden, dies Amphitheater in größter Geschwindigkeit zu erbauen! Als" — versetzte ich ernster — „die von wilden Thieren zerrissenen Gladiatoren mit Eisenhaken durch die Todespforte geschleppt wurden. Mir kömmt das Ganze vor wie ein ungeheurer Rabenstein!" Meine Freundin lächelte gutmüthig — sie liebte eine gewisse launenhafte Ironie des Mannes, selbst, wenn diese ihr weibliches Gefühl angriff — und sagte nachher zu Ida: „Der Oehlenschläger ist doch ein wunderlicher Kauz, in der ganzen, schönen, großen Ruine hat er nichts als eine Schinderhöhle gesehen." — „Ach Mama," antwortete Ida, „er hat das eben so gut, als wir, gefühlt; er sagt es nur so!" —

Merkwürdig genug kam ich nach Rom, als die große

Staatsveränderung geschah und Miollis Befehlshaber war. Auf dem spanischen Platze hörte ich einen französischen Offizier im großen Cirkel der Bewaffneten vorlesen: „daß von heute an der Kirchenstaat dem französischen Reiche einverleibt wäre.“ — Die Römer standen umher wie blasse Gespenster mit Feueraugen, und: „**Ah, il scelerato! Ah, il maledetto!**“ hörte ich mehrere in der Nähe leise sagen.

Pius der Siebente wurde des Nachts am sechsten Juli vom General Radel in seinem Palaste festgenommen und weggeführt, so daß ich den Papst gar nicht zu sehen bekam. Sonst war Alles ruhig in Rom, und sogar ruhiger und sicherer, als gewöhnlich, weil die Franzosen eine bessere Polizei einführten. Sobald es Abends dunkelte, mußte man mit einer Laterne gehen, sonst lief man Gefahr, arretirt zu werden. Diese papiernen Laternen konnte man sehr wohlfeil haben. Eines Abends, als ich spät nach Hause ging, gerieth meine Leuchte in Feuer und brannte ganz auf. Glücklicherweise begegnete ich keiner Patrouille, sonst hätte sie mich arretirt.

Mein Sommerschnupfen inkommodirte mich sehr, und es rieth mir ein junger Arzt, kalt statt warm zu baden. — Dieses nahm ich ganz buchstäblich. In eine kalte Marmor-Wanne füllte ich eiskaltes Wasser und sprang hinein. Die Folgen waren, daß ich beinahe erstickte und gleich aus dem Wasser heraus mußte. Ich war so matt, daß ich mich kaum anziehen und nach Hause schleppen konnte. Glücklicherweise war draußen eine brennende Sonnenhitze. Ich blieb auf dem Platze in der Mittagssonne stehen, bis ich wieder in Transpiration kam, und das hat mich vermuthlich gerettet. Wie ich nach Hause gekommen, warf ich

mich auf's Bett und schlief mehrere Stunden tief. — Dann war ich wieder leicht, wie ein Vogel in der Luft.

Aber in ein anderes, noch gefährlicheres kaltes Bad, worunter der Tod laurte, sollte ich, ehe ich Italien verließ!

Bei unsern Wirthen Riepenhausen sammelte sich nach und nach eine größere Gesellschaft junger, gebildeter Deutscher: Beaulieu, Kestner, Mayer aus Hannover und Schlosser aus Frankfurt. Mit einigen von diesen und mit Koes machte ich eine Lustreise nach Tivoli, um die Trümmer des Horazischen Bades, die Hadrianische Villa, und besonders, um den berühmten Wasserfall zu sehen.

Man muß über einen schmalen, geländerlosen Steindamm hinübergehen. Zur Linken stürzt der Strom in den bodenlosen Schlund; zur Rechten ist ein kleines, stillstehendes Wasser. Wenn man hinüber gekommen ist, sieht man droben aus der Höhle die unendliche Flut im schneeweißen Schaume heraussprudeln. Ein außerordentlich schöner Anblick!

Als ich meine Augen genug an diesem seltenen Schauspiele geweidet und den schmalen Steig glücklich zurückgelegt hatte, entdeckte ich Christel Riepenhausen, der nicht mit uns andern gegangen war, sondern am entfernten Ufer stand und sich begnügte mit dem, was er in der Ferne wahrnehmen konnte. „Warum stehen Sie da, wie eine Henne, die sich dem Teiche mit den Enten nicht zu nähern wagt?" fragte ich lustig. — „Ich habe es schon so oft gesehen," antwortete er, „ich mag heute nicht hinüber." — „Jetzt sollen Sie sehen, daß ich über den schmalen Steig tanzen werde!" rief ich übermüthig. Ich tanzte wirklich glücklich hinüber; als ich aber zurück sollte, machte

ich (der ich auf der flachen Erde nicht tanzen kann) einen Fehltritt, glitt — und sollte eben in den Strudel hinunter. Mit Blitzesschnelle fuhr mir der Gedanke durch den Kopf: „Du mußt hinunter! Wirf Dich über den Steig in das ruhige Wasser, da kannst du vielleicht noch gerettet werden.“ — Ich warf mich dahinüber, beinahe auf den Kopf, kam wieder herauf, griff um mich mit den Händen, ein Freund nahm mich bei'm Kragen. Triefend von Wasser stand ich wieder da, zwischen meinen entsetzten, todtblassen Freunden, und ehe sie Zeit bekamen, sich zu fassen, rief ich:

„Hoch lebe der König! Es freue sich,
Wer da athmet im rosigten Licht;
Da drunten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht!
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen!“

„Laßt uns nun laufen, damit ich nicht das Fieber kriege,“ versetzte ich.

Somit lief ich hinauf in's Wirthshaus, und die Andern folgten mir schweigend nach. Christel hatte meinen Fall gesehen, die Augen verzweifelt weggekehrt und gerufen: „Ich sehe ihn nie wieder!“ Als wir hinaufkamen, und ich mich ausgezogen und abgetrocknet hatte, gaben sie mir ein flanellnes Wamms und flanellne Beinkleider, die mir sehr wohl zu Statten kamen. Die Andern gingen jetzt zu Tisch, froh, daß ich gerettet war. Ich konnte aber nicht essen. Ich legte mich in einer entfernten Stube auf's Bett; und wie ich da noch den erstaunlichen Wasserfall drunten im Thale brausen hörte, faltete ich meine Hände und dankte Gott für meine Rettung.

Des Nachmittags, als wir durch's Dorf gingen, zeigten

die Leute mit Fingern auf mich und riefen: „Da geht der Mann, der in den Wasserfall gestürzt ist, ohne zu ertrinken.“ Es war ein unerhörter Fall, und viele Leichtsinnige hatte schon die Tiefe verschlungen.

Als ich an demselben Abend im alten Garten des Hauses Este unter den großen Cypressen stand und die Sonne in ihrer ganzen Herrlichkeit untergehen sah, fühlte ich mich wieder tief bewegt. Es schien mir, als umflatterten mich Horazens und Ariostos unsichtbare Geister, als flüsterten sie mir in's Ohr: „Wir haben Dich heute gerettet! Bist nicht nach Italien gekommen, hast nicht unsere Gräber besucht, um im Frühlinge Deines Lebens den Tod zu fahn. Sollst gesund nach Deiner Insel zurückkehren und noch viele Jahre die nordische Harfe schlagen!“

In der heißesten Jahreszeit zog ich mit Koes, den Riepenhausen, Kestner und Schlosser nach Grotta ferrata hinaus, wo es uns an allen Bequemlichkeiten mangelte, nur hatten wir im großen, verfallenen Hause (einer gewesenen Villa) Kühle und Frische, wonach uns so sehr verlangte. Obschon auf dem Lande, konnten wir weder Sahne, noch Milch bekommen; in unserm Morgenkaffe mußten wir Eier trinken. Die Wirthin besorgte unsere Wäsche, als wir aber dieselbe geplättet wünschten, lächelte sie erstaunt, als über etwas, das ihr im Leben noch nie vorgekommen war, und wir mußten mit ungeplätteten Hemden gehen. Ein altes Billard stand in einer Stube, wo die Kugeln alle fünf- oder siebeneckig waren. Ueberhaupt war es schwer, Kunstwerke ausgenommen, etwas Neugeleistetes im Kirchenstaate zu finden. Alles war wenigstens ein Paar hundert Jahre alt. Es schien, als seien die Römer seitdem in einem schweren Traume begriffen, als seien sie Nachtwandler. Wir ver-

weilte aber nicht gern einige Monate in einer solchen verzauberten Stadt, wo noch die schönsten Feenpaläste mit herrlichen Kunstwerken und kühlen Gärten dem Wanderer offen stehen, wo man immer schöne Frauen unter einem blauen Himmel findet; sind gleich die Männer im Ganzen unthätig und schlaff, und die Erde von der Sonne verbrannt.

Mit der grünen Frische nordischer Buchenwälder kann sich Italien gar nicht messen. Wir machten einmal eine Fahrt durch die Campagna, wo Heuschrecken wie dicker Schnee auf dem Felde lagen. Wo wir fuhren, spritzten sie wie Wasser zu beiden Seiten auf, und die Wagenspur war naß von zerquetschten Heuschrecken. Es ward nachher ein Priester hinaus geschickt, der sie förmlich in die Hölle bannte; ob das etwas half, weiß ich nicht.

Der Baumschatten ist dem Italiener versagt; er fürchtet in der großen Hitze den feuchten Baum als ungesund; die Frauen können nicht den Blumengeruch vertragen, weil er zu stark ist; von den herrlichen Früchten darf man nur Weniges und immer nur mit Brod essen, weil man sonst leicht das Fieber bekommt. Der Sirokko kam häufig von den afrikanischen Wüsten her; das Mittelmeer hatte ihn nicht kühlen können, und er lähmte mir alle Glieder. Von Aria cattiva litten die Leute sehr. Schöne, große Straßen stehen beinahe menschenleer, weil man da nicht wohnen darf.

Ich besuchte den berühmten Maler Müller, der zum Dichter geboren war und doch ein Maler sein wollte. Ein kräftiger, lebenslustiger, feuriger Mann, damals über 60 Jahre, sah er noch wie ein Vierziger aus. Er wohnte gut, zu sehr billigem Preise. Als ich mich darüber wun-

derte, sagte er: „Es kommt daher, weil hier in dieser Straße Aria cattiva ist; das macht mir aber nichts.“ Er gewann mich lieb und war ein Freund meiner Muse.

Damit man nun nicht von mir glaube, ich sei ein Archenholz, der nur die Kehrseite Italiens gesehen hat, so will ich gern gestehen, daß mir das römische Volk im Ganzen sehr zusagte. Das will sagen: nicht die Vornehmen, denn sie sind abgeblüht, (obschon die Weiber körperlich schön blühen,) sondern die schlichten Leute. In ihnen ist noch Kraft und Heiterkeit, und eine glückliche Anlage, Alles leicht zu fassen und zu begreifen. Sie sind lustig und gutherzig, und gar nicht falsch. Viele kalte Ultramontaner sind im Ganzen weit falscher, als sie. Nur rachgierig sind sie, meistens aus eifersüchtiger Liebe, und dann können sie wohl boshaft und hämisch werden, wie tolle Hunde, die im gesunden Zustande treu und anhänglich sind. Der Zorn brennt heftiger in ihrem warmen Blute, als bei uns. In Marino sah ich in einer Schenke zwei junge Bauern in Kampf mit einander. Sie waren bei'm Weine uneinig geworden, sprangen von den Bänken auf, zogen ihre Röcke ab, die sie wie Schilde um den linken Arm wickelten, indem sie mit langen Messern einander zu verwunden suchten. Der Eine wurde etwas in den Arm geschnitten und blutete. Ein Bildhauer oder Maler würde in diesen schönen zornigen Gesichtern, in den edeln Bewegungen der Glieder gute Motive zu einer Komposition gefunden haben. Endlich sollte Frieden zwischen ihnen gestiftet werden; mit zitternden Händen stießen sie an, todtblaß im Gesicht. — Ein Italiener, der bei mir stand, flüsterte mir in's Ohr: „Das geht nimmer gut! Einer von diesen macht den Andern kalt, ehe das Jahr um ist.“

Das ist ein sehr schlimmer Zug, diese Blutrache, das haben die Italiener mit den Schotten gemein; aber wie weit fröhlicher, gutherziger und angenehmer sind sie, wenn sie nicht gereizt werden.

Die Dichterin Brun erzeigte mir große Gastfreiheit, und ich brachte frohe Stunden in ihrem Hause zu, wo ich auch die jungen Barone von Rennenkampf kennen lernte. Ich verdankte noch meiner Landsmännin die Bekanntschaft der geistreichen Frau von Humboldt. Wie gern hätte ich auch ihren Mann kennen gelernt, einen der trefflichsten Aesthetiker Deutschlands.

In Rom und in Grotta ferrata schrieb ich meinen Correggio. Ich war bis zum fünften Akt gekommen, als ich in den Wasserfall bei Tivoli fiel; die frische Erinnerung daran hat zu Laurettens Gesang Anlaß gegeben. Ich habe versprochen, dieses Stück gegen den Tieckschen Tadel zu vertheidigen; der Leser erlaube mir ein eigenes Kapitel dazu. Ich thue es nicht aus gereizter Empfindlichkeit, nicht aus Rache, sondern der Wahrheit wegen. Es geht Künstlern wie Kriegern, gewisse Beleidigungen kann man nicht in die Tasche stecken, ohne in den Verdacht der Feigheit und eines bösen Gewissens zu kommen. So wenig ich mich nun sonst im Allgemeinen um seichte Widersprüche und Verdrehungen meiner Schriften bekümmere, so ist Tieck mir zu wichtig, seine Meinung hat auf Viele einen zu großen Einfluß, als daß ich seinen Angriff stillschweigend verachten sollte. Ich bedenke mich also nicht, mit diesem rüstigen Gegner eine Lanze zu brechen.

Vierzehntes Kapitel.

Correggio.

Ich hatte bei Vasari, in dem Buche — „das," wie A. W. Schlegel sagt, „immer die Grundlage der italienischen Kunstgeschichte während der großen Jahrhunderte bleibt" — die Anekdote von Correggios Tod gelesen, und es entstand in mir die Lust, ein bedrängtes und doch großes Künstlerleben in den wichtigsten moralischen Verhältnissen darzustellen. Schon der Zufall, daß er sich am schweren Kupfersacke zu Tode geschleppt, hatte für mich eine rührende Bedeutung. „Wie mancher große Mann," dachte ich, „nachher vergöttert, hat sich nicht, bei'm schweren Erwerb anstrengend, von der Mitwelt verkannt, am kargen Gewinn zu Tode geschleppt?" Schon Goethe hatte in seiner schönen Skizze, Künstlers Erdenwallen und Apotheose, dies Gefühl ausgesprochen. Ich wollte auf diesen Grund weiter bauen. So entwarf ich den Plan und stellte Antonios Leben dar: eine historisch-tragische Idylle. Er hat Genie, Herz, Heiterkeit, Begnügsamkeit, ein edles Weib, ein liebes Kind, einen würdigen, weisen Freund; allein ein vorhergehender Unglücksfall droht seinem Leben, vornehme und niedrige Gemeinheit (Ottavio und

Battista) feinden ihn an. Selbst Tüchtigkeit und ebenbürtiges Genie (Michael Angelo) verkennt ihn augenblicklich; allein Besonnenheit, Gemüth und Verstand führen (als Giulio Romano) seine Sache, und versöhnen ihn mit der augenblicklichen Ungerechtigkeit der bessern Mitwelt. Wie ihn vornehme, höfliche Gemeinheit, ohne es zu fühlen, am ärgsten kränkt, tröstet ihn ein himmlischer Traum; er fühlt seine Größe, und die Muse krönt als reizendes, unschuldiges Mädchen (Coelestina) sein Haupt mit Lorbeeren. Noch kurz vor seinem Tode hat er den Triumph, dem Sohne seines Blutfeindes das Leben zu retten; und der Mörder entflieht mit Zerknirschung und Reue. Wilde, grausame Menschen werden von der Kraft seines Werkes zur Menschlichkeit und Milde gebracht. Das kalte Schicksal geht ihm dann singend vorbei (als Lauretta) und reicht ihm den Todeskelch, ohne es selbst zu wissen. Dann entschläft der Held in den Armen seines Kindes; Liebe trauert, und Dankbarkeit und Anerkennung der Nachwelt stehen zuletzt da, als ein Herold, der zu spät erscheint.

Diese Ideen sind ohne Ziererei in eine schlichte, natürliche Handlung eingekleidet. Und doch behauptet der Verfasser von Genoveva und Oktavian, daß kein Stück lockerer und loser in der Komposition sein könne, als mein Correggio!

Drei Künstlercharaktere wollte ich in diesem Stücke darstellen: Liebliche Naivität eines Naturgenius, strenge Kraft und bizarre Laune eines durch Studium gebildeten, sich seiner Größe bewußten Meisters, und dann Verstand, Gemüth und Besonnenheit eines dritten Großen, als vermittelndes Prinzip.

Daß der wirkliche Correggio nicht ganz wie der Meinige hätte sein können, merkte ich gleich; eine solche Freiheit haben sich aber die Dichter immer erlaubt. Von Shakespeare und Calderon nicht zu reden, in deren Werken es von solchen Freiheiten wimmelt; wer schätzt aber nicht Tasso und Iphigenia von Goethe als Meisterstücke? Und doch sprechen Tasso und der menschenopfernde Thoas mehr wie gebildete Deutsche, als wie Italiener des sechzehnten Jahrhunderts und wie Griechen der Heroenzeit. Tieck sollte am wenigsten so viel Aufhebens über dergleichen machen, der so Vieles (Schätzbare) gedichtet hat, worin gar keine historische Wahrheit zu finden ist.

Was hilft also das viele vornehme „Hin- und Herreden" über des wirklichen Correggios Genie und Bilder, womit mein Freund beweisen will, daß mein Stück gar nichts tauge? „Den fröhlichen Taumel der Phantasie, die poetische Trunkenheit für Farbe und Licht, einen selig Berauschten," wollte ich in Correggio gar nicht darstellen. Möge Tieck oder „sein eben von Rom gekommener Freund" die Feder ergreifen, um, durch jene geniale Farben- und Licht-Betrunkenheit begeistert, eine Tragödie über des wirklichen Malers „irdisches und himmlisches Walten" zu dichten. Wie das möglich ist (wenn es schön wäre, einen solchen Rausch darzustellen), begreife ich nicht, der ich immer geglaubt habe: zu einer Tragödie gehöre eine bestimmte, äußere Handlung und nicht die bloße Entwickelung einer geistigen Fähigkeit oder Sonderbarkeit. Ich wollte die Kunst gar nicht darstellen, sondern Menschen, die Künstler waren; und daß man ein großer Künstler sein kann, und doch einfach und schlicht über Kunst sprechen, beweist die Erfahrung alle Tage. Wie

einfach und schlicht spricht nicht Thorwaldsen, und doch ist er ein großer, vollendeter Künstler. War Correggio vollendeter? Und würde Thorwaldsen, wenn er noch eine große, neue Bildersammlung sähe, sich nicht mit kindlicher Freude, mit abgerissenen Worten im ersten Augenblicke darüber äußern, statt uns einen Tieckschen Catalogue raisonné darüber zu liefern? Wie naiv war nicht Mozart! Hätte er nicht so wie mein Correggio sprechen können, und war er nicht ein großer Künstler? Wie derb und unverblümt ist nicht meistens Goethe in seinen Gesprächen? War Michael Angelo größer? Und hat Goethe nicht oft wie Michael Angelo in meinem Stücke gesprochen, ohne bäuerisch zu sein! Und wenn auch! Giebt es nicht eine gewisse Derbheit des Bauern, die nicht unedel ist, und die der kräftige Genius mehr liebt, als die abgeschliffene Sprache des Höflings oder die hochtrabenden Redensarten des Rhetorikers?

Wie wahr sagt Goethes Faust:

„Such' Er den redlichen Gewinn!
Sei Er kein schellenlauter Thor!
Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor;
Und wenn's Euch Ernst ist, was zu sagen,
Ist's nöthig Worten nach zu jagen?
Ja, Eure Reden, die so blinkend sind,
In denen Ihr der Menschheit Schnitzel kräuselt,
Sind unerquicklich, wie der Nebelwind,
Der durch die dürren Blätter säuselt!“

Mein Correggio war nicht nach der Mode zugeschnitten, konnte also nicht der ästhetischen beau monde gefallen, das wußte ich sehr gut. Alles hätte klösterlicher und mystischer sein müssen. Das Stück gefiel nicht einmal allen deutschen Freunden in Rom; den Dänen aber, und beson-

ders Thorwaldsen, gefiel es sehr Und nie vergesse ich, wie, als ich ihnen das Stück vorlas und Christel Riepenhausen bei der Stelle, wo Coelestina Correggio krönt, ziemlich gleichgültig sagte: „Hm, das ist hübsch!" Thorwaldsen aufsprang, mit funkelnden Augen auf ihn sah und rief: „Nein, das ist groß!"

Wie wenig Werth man auf den rauschenden Beifall eines Augenblicks legen darf, weiß ich sehr gut; auch das Schlechte kann diesen Beifall gewinnen, das Gute vermißt ihn oft, und er verschwindet wie ein Nebeldampf. Allein mein Correggio hat sich jetzt in beinahe zwanzig Jahren bei den Bessern und Gebildeten gehalten, und Schiller sagt: „wer den Besten seiner Zeit gelebt, der hat gelebt für alle Zeiten."

Doch das gehört mit zu Tiecks Eigenheiten, den Geschmack aller Andern zu verachten, so daß er glaubt, man könne jetzt nicht (selbst den Besseren und Edleren) gefallen, ohne „eine falsche Sentimentalität," ohne an den Gebrechen der Zeit zu leiden.

Als Schiller noch lebte — das können Viele bezeugen — fand Tieck Vieles an ihm zu tadeln, meinte, daß er einen unrichtigen Weg der Poesie eingeschlagen; deshalb war auch von Schiller in Zerbinos poetischem Garten gar nicht die Rede, wozu doch sogar (der verstorbene und von Schiller getadelte) Bürger ein Entreebillet bekommen hatte. Jetzt rühmt Tieck (den gestorbenen) Schiller, besonders polemisch gegen Nochlebende. Er sagt von mir: „ich könne mich weder in der Gründlichkeit der Komposition, noch im Pathetischen der tragischen Wirkung, noch in dem Adel und der Wahrheit der Charaktere mit diesem deutschen Heros vergleichen." Mag das wahr sein! Woher

aber weiß Tieck das? Kennt er meine Tragödien? Hat er sie aufmerksam gelesen? Stehen sie klar und deutlich in allen Umrissen vor seiner Seele? — Gewiß nicht! — Ich weiß aus sichern Privatnachrichten, daß ihn das nordische Wesen meiner Tragödien befremdet, daß sie ihn, des Fremdartigen wegen, nicht ansprechen; und doch sollen sie jetzt nur für Kopien deutscher Vorbilder gelten.

Er frage aber gebildete, geistreiche, gemüthliche Dänen, Norweger und Schweden, ob sie nicht den skandinavischen Charakter, den Geist der nordischen Geschichte in meinen Tragödien finden. Ich weiß, was ich Goethe und Schiller schuldig bin, aber eben so viel verdanke ich Sophokles und Shakespeare, die keine Deutsche waren; eben so viel den vaterländischen Sagen, die mich begeisterten, und auch dem dänischen Ewald verdanke ich nicht wenig.

Von Axel und Walburg, Hagbarth und Signe und andern Liebestragödien will ich nicht reden, denn die Sprache der Liebe, (wenn sie nicht ganz so wie die in Romeo und Julie klingt,) rechnet Tieck mit zu moderner Sentimentalität; strebe ich aber z. B. in Hakon Jarl, Palnatoke, Stärkodder, Erich und Abel, nicht nach der Tiefe? Sind diese Stücke nur „bunte Teppiche, worin mir die eigentliche tragische Kraft versagt ist?"

Wenn Tieck endlich mit der Bemerkung schließt: daß etwas aus mir hätte werden können, „wenn ich die echten Muster, die großen Vorbilder alter und neuer Zeit studirt, mich gesammelt und nicht immer von der Kritik gering gedacht," — so ist das doch ein wenig gar zu arg. Es ist jetzt zwanzig Jahre her, seit ich meinen Correggio schrieb, achtzehn Jahre lang hin

ich Professor der Aesthetik bei der Kopenhagener Universität gewesen; habe alle Jahre öffentliche Vorlesungen über große Dichter alter und neuer Zeit gehalten; immer vor einem zahlreichen Auditorium nicht blos junger Studirender, sondern auch reifer Männer, in einer Stadt, die keiner andern an geistiger Bildung nachsteht, und doch muß ich Verweise hören, wie ein Schulknabe, der gefaulenzt hat.

Nein, kritisiren kann ich auch! Meine Kritik ist aber „eine unechte," das will sagen: keine Tieck'sche Kritik. Lassen wir das gut sein! Nur so viel noch:

Mein Correggio ist kein Schwindsüchtiger, keine „kümmerlich zusammengedrückte Nebelgestalt." Besser könnte man Leben und Tod der heiligen Genoveva so nennen. — Correggio ist von keiner schwachen Konstitution, kein schwacher Charakter. Er ist lebendig, freundlich, begeistert, hurtig, das ganze Stück durch. Er hat kurz vorher (seine Frau nennt es selbst einen wunderlichen Zufall) einen Blutsturz gehabt. Das ist durch eine plötzliche Verletzung geschehen, keine Folge einer langen Schwachheit. „Die kleine Wunde hat sich von selbst geheilt," glaubt Silvestro, der ihn täglich sieht; er ist nur noch blaß, beklagt sich aber gar nicht und glaubt selbst, daß ihm nichts mehr fehle. Durch das Unglück, das von Außen kommt, bricht die neu geheilte Wunde wieder los, und er verblutet sich. Das ist keine Krankheitsgeschichte! Dann ist jeder Mord oder Todschlag in den Tragödien eine Krankheitsgeschichte. Denn Correggio stirbt nicht aus ekelhafter Schwäche; sein Blut wird von der Bosheit anderer Menschen in Wallung gebracht und vergeudet. Ob der Druck ein physischer oder moralischer ist, das thut zur Sache nichts, wenn er nur ein tragischer ist.

und eigentlich ist jeder tragische Dolch ein moralischer. „Nicht der Dolch, sondern die Hand, die ihn führt, ist poetisch.“ sagt Jean Paul. —

Dem Unglücke, das den Künstler im fünften Akt überwältigt, erliegt er nicht kümmerlich und feige, er begegnet ihm mit Begeisterung, mit erleichterndem, poetischem Troste. Der Schmerz drückt nur seinen Körper zu Boden; seine Seele entfaltet die Flügel, um sich hinaufzuschwingen. Dadurch reißt er die Zuschauer zum Mitleid hin; es ist aber kein erbärmliches Mitleid, es ist mit Hochachtung und Bewunderung gemischt. Schon Aristoteles bemerkt, daß ein Stück durch Schrecken und Mitleid rühren müsse.

Auch das Herzliche meines Correggio wird in Tiecks Rezension angegriffen. Der alte Eremit Silvestro wird ein Barbar genannt, weil er ein Bild des Malers in seine Waldkapelle aufhängt. Tieck will, daß es ein Bild sein soll, das in Dresden hängt, blos um wieder zu beweisen, daß es dieses Bild durchaus nicht sein könne. Daß Correggio den Rafael bedauert, weil dieser keine edle Frau, wie er, gehabt, nennt Tieck „moderne Heuchelei.“ Also ist Correggios Dichter ein moderner Heuchler! Sehr hart und sehr ungerecht!

Einen sonderbaren Grund giebt er noch an, warum er meinen Correggio nicht leiden mag: das Stück habe zu schlechten Nachahmungen Anlaß gegeben. Ich kenne keine solche. Van Dycks Landleben von Kind setzt ja Tieck weit über meinen Correggio. Gesetzt aber, es würden einige gemacht, wäre das mein Fehler? Hat nicht Götz von Berlichingen zu schlechten Ritterdramen Anlaß gegeben? Hat Schiller, hat Tieck keine schlechten Nachahmer gehabt? Ist das nicht ein Beweis mehr, daß eine

Dichtung kräftig wirkt, wenn sie Nachahmungen veranlaßt? Giebt es einen warmen Frühling, ohne Maikäfer auszuhecken, und sollte man einen kalten wünschen, damit weder Blüthen, noch Maikäfer gediehen? —

Funfzehntes Kapitel.

Abschied von Rom. Livorno. Pisa.

Als der Sommer nicht mehr so heiß, der Himmel kühl und heiter geworden war, als ich wieder frei athmete, genoß ich auch die Schönheiten Roms und der Umgegend mehr. Acht Tage lang war ich bei der Frau Brun in Albano, und da ritten wir des Abends auf Eseln, um kleine Wallfahrten zu machen. Unter andern erinnere ich mich eines Besuchs in einem Kloster alter Mönche auf dem Berge. Als wir nach Hause ritten und ich meinen Esel ein wenig stark den Berg hinunter laufen ließ, hörte ich meine Freundin, ziemlich stark hinter mir her galoppirend, rufen: „Oehlenschläger, reiten Sie um Gottes Willen nicht so schnell!" — „Warum, liebe Freundin?" fragte ich. — „Wenn Sie stark reiten, muß ich auch stark reiten;" seufzte sie; „denn mein Esel läuft immer dem Ihrigen nach." Ich versuchte jetzt langsamer zu reiten, wenn aber ich und mein Esel in Gedanken verfielen, eilten wir wieder fort, den ziemlich schroffen Bergweg hinunter, bis der Dichterin Ruf und der reizenden Ida Gelächter unsern Lauf wieder hemmten.

Welch' ein wunderliches Gefühl hat man, wenn man die Gegend drunten überschaut! An jenem kleinen See lag Alba longa; etwas entfernter landete Aeneas, ein abenteuerlicher Schiffer mit einer Handvoll trojanischer Matrosen an einer fremden Küste, wo sie eine unbedeutende Kolonie anlegten; und aus diesem Fünklein entstand das gewaltige Weltfeuer!

Man fragte mich immer, ob ich nicht nach Neapel reisen wollte; ich war aber fünftehalb Jahr von Braut, Familie und Vaterland weggewesen, das Heimweh überfiel mich, und ich hatte gar keine Lust, mich weiter zu entfernen. Hätte der Vesuv noch Feuer gespien, so wäre ich doch hinunter gereist; einen beschwerlichen Weg aber zwei Mal durch die pontinischen Sümpfe zu machen, um einige Tage nur in Neapel zu verweilen und dann schnell — nach Kopenhagen zu reisen, sagte mir nicht zu. Ich wollte noch auf der Rückreise einige Besuche machen und mußte mich so einrichten, daß ich nicht zu spät im Winter nach Dänemark käme. Auch wollte ich gern bei der ersten Aufführung meines Axel und Walburg zugegen sein.

Darüber mußte ich nun, halb im Scherz und halb im Ernste, vielen Spott hören, als ein nordischer Barbar, der keinen Sinn für südliche Naturschönheiten hätte, besonders von Christel Riepenhausen; ich ertrug es aber mit christlicher Geduld.

Im Anfange meines Aufenthalts in Rom hatte es mich gefreut, mit jungen deutschen Künstlern viel umzugehn; ich rathe aber jedem Reisenden, lieber gleich mit den Eingebornen des Landes Bekanntschaften zu machen. So genießt man mehr das Einheimische des Landes, und deshalb reist man ja doch eigentlich. Die Ultramontaner

bringen ihre Sitten und Gewohnheiten mit; da muß man mit ihnen in der Mittagshitze laufen (was die Römer nie thun), mit ihnen zechen und in die Nacht hinein wachen. In jugendlicher Unwissenheit preisen sie alles Halbgekannte mit einem zwar außerordentlichen, aber nicht immer erquicklichen Enthusiasmus, und setzen das Vaterländische, was sie oft noch weniger kennen, gar zu tief herunter. Auch herrscht gewöhnlich ein roher Ton unter ihnen. In unserm Cirkel, der aus den talentvollen Aelteren, mehr Gebildeten bestand, wo Thorwaldsen präsidirte, war es nun freilich weit besser; und ich habe viele schöne Abende im geistreichen Kreise verlebt, wenn wir unsern Accinlo und Orviello, unsern rohen Schinken und Latuga selbst geholt hatten, oder wenn wir uns in einer Osterie etwas zu Gute thaten.

In brillante Abendgesellschaften kam ich auch mitunter, wo man schöne Musik hörte, schöne Frauen sah, und dann Eiswasser und Gefrornes bekam, um sich wieder abzukühlen. — Einen herrlichen Abend brachte ich mit den Bruns bei'm Prinzen Colonna zu, in seiner herrlichen Villa, wo Marmortrümmer der ältesten Zeit in den jungen Myrthen- und Lorbeerhainen liegen.

Als ich Rom verlassen sollte, besuchte ich wehmüthig und allein zum letzten Male die Kirchen, den Vatikan, den Campo vaccino mit allen den merkwürdigen Ueberresten, Titus Ehrenpforte, mit dem siebenarmigen Leuchter, wo sich die Juden einen schmalen Weg zur Seite der Pforte gemacht haben, um nicht da durch zu gehen. Ich besuchte zum letzten Male die Villa Borghese, wo ich oft gewandert war, und wo ich während des Dichtens meines Correggio die Idee zu der Scene mit Coelestina bekommen

hatte. Denn, als ich eines kühlen Abends, so gehend, daran dachte, wie ich Correggio erheben wollte von der Schmach, die ihm Ottavio zugefügt, hielt mich ein Lorbeerzweig der Hecke freundlich im Gehen auf, und der Gedanke fuhr mir durch den Kopf: „Ein schönes Mädchen soll ihn lorbeerkrönen!“

Eben so Leid that es mir, mich von meinem Sprachmeister zu trennen, einem sehr gebildeten, geistreichen Römer, dessen Name mir entfallen ist, mit dem ich das Meiste von Dantes Hölle gelesen hatte; auch von Confidoli, meinem trefflichen Singmeister, trennte ich mich ungern. Eine schöne Guitarre hatte ich gekauft, weil ich auch Willens war, dieses Instrument spielen zu lernen; die Zeit war aber zu kurz dazu, und ich verehrte die Guitarre dem Franz Riepenhausen. Er und sein Bruder schenkten mir dagegen mein eigenes Bild, mit schwarzer Kreide gezeichnet und sehr ähnlich.

Zwei junge italienische Mädchen, Kinder der Aeltern, in deren Hause die Riepenhausen wohnten, spielten mir noch zu guter Letzt eine Pantomime vor, welche eine Abschiedsscene zwischen zwei Liebenden vorstellen sollte. Das jüngste Mädchen war der Liebhaber, die ältere die Geliebte. Als nun diese, die verzweifelt auf einen Stuhl sinken sollte, nicht leidenschaftlich und betrübt genug war, rief die Jüngere ihr entrüstet zu: „Fatte le smanie, Bestia!“

Am letzten Abende war eine Gesellschaft bei Thorwaldsen, wo mein wackrer Landsmann und Vetter, der Historienmaler Lund (der meine Schwester in ihrer Jugend das Zeichnen gelehrt hatte, wenn er uns auf Friedrichsberg besuchte) auch zugegen war. Wir waren alle lustig und froh

es wurde von Einigen gesungen, und ich sang Göthes „Musen und Grazien in der Mark," auf eine alte pathetische Freimaurermelodie mit Schnörkeln und Trillern, welches die Ironie des Ganzen unterstützte. Ich hatte das Lied Goethe selbst vorgesungen, und es hatte ihm gefallen. Hier gefiel es auch, nur nicht Christel Riepenhausen, der sich kalt an seinen Nachbar wandte und sagte: „Ich finde diese Melodie nicht passend. Wie meinst Du?" — Das verstimmte mich, wie natürlich, etwas. Ich hatte nicht gesungen, um Beifall einzuernten, sondern um zu der Fröhlichkeit mein Scherflein beizutragen. Morgen sollte ich wegreisen und vielleicht diesen Kreis nie mehr sehen. Doch vergab ich ihm gern, als er am folgenden Morgen früh — wie es Gebrauch in Rom ist — mich, wie alle meine übrigen Freunde, namentlich Thorwaldsen, eine kleine Strecke aus der Stadt begleitete. Koes reiste mit mir; wir wollten beide den dänischen Minister Schubart in Monte nero bei Livorno besuchen. Wir kamen durch schöne Berggegenden, sahen den malerischen Wasserfall in Terni, kamen durch Perugia, Pietro Vanuccis (Rafaels Lehrer) Geburtsort, und sahen sein Bild, welches die Einwohner selbst für einen ungeheuern Preis nicht haben verkaufen wollen, so stolz waren sie auf ihren Künstler. Drauf kamen wir über Cortona und Arezzio (Petrarchas Geburtsort) nach der Blumenstadt Italiens, meinem Lieblingsorte jenseits der Alpen.

Hatte ich nun auf der Hinreise nach Rom einen französischen Kaufmann zum Gefährten gehabt, der mit dem italienischen Wesen nicht zufrieden war, und der mich oft mit seiner übeln Laune quälte, so trafen wir dagegen auf unserer Reise nach Florenz auf einen deutschen ditto,

der weit interessanter und angenehmer war. Er schalt noch weit hitziger auf Italien, als der Franzose, und brauchte weit ärgere Redensarten, allein mit weit mehr Recht; denn es geschah nicht aus Nationalhaß, sondern weil er kein Wort Italienisch wußte, sich auf die schönen Künste nicht im mindesten verstand, die Hitze noch weniger, als ich, vertragen konnte und als ein reicher Gutschmecker die Wirthshäuser auf dem Wege ganz niederträchtig fand. Uebrigens war er ein außerordentlich gutmüthiger Mann, der bloß, um einem mitreisenden gelehrten Freunde zu dienen, sich dazu bequemt hatte, von Wien, wo er von gebratenen Händeln und delikaten Mehlspeisen wie in einem Paradiese umgeben saß, über die Alpen zu gehen; und hier schwärmte er nun freilich umher, wie die Fliege in einer Flasche. Immer trafen wir ihn wieder in den Wirthshäusern polternd und schimpfend, sich mit dem Schnupftuche das glänzende Gesicht abtrocknend; denn er war sehr korpulent. Immer hatte er es sich bequem gemacht; zuletzt ging er nur im dünnen, weißen Kamisole und leinenen Hosen; und ich erwartete, ihn zuletzt im bloßen Hemde oder splitternackend eintreten zu sehen. Es ging ihm, wie den Schiffbrüchigen, die nach und nach Alles über Bord werfen, um flott zu werden, und es hilft doch nichts. Stets, wenn er mich in einem Wirthshause wieder sah, frug er mich: „was er in Italien sollte?“ Und ich blieb ihm beständig die Antwort schuldig. Man sollte glauben, weil er so sehr fluchte und schimpfte, daß die Hausleute darüber aufgebracht geworden wären. Weil das aber alles auf Deutsch gesagt wurde, so reizte es sie nicht im mindesten, sie lachten darüber, weil der Italiener für das Komische vielen Sinn hat. Selbst wenn er: „Cattive gente!“ rief,

das einzige italienische Wort, dessen er sich bediente, lachten sie. Einige glaubten, daß er wahnsinnig sei, und hatten ein rechtes Mitleid mit ihm. In allem, was er sonst mit uns sprach, von Sachen, die ihn interessirten, zeigte er einen hellen Verstand, und er war gewiß ein tüchtiger und kenntnißreicher Kaufmann. Immer kam das aber wieder: „Was soll ich in diesem verfluchten Lande? Alte Steinbilder sehen, die ohne alle Anständigkeit ganz nackt sind, in katholische Kirchen gehen, um das Lirum larum zu hören, der ich ein guter Lutheraner bin! Mich von den Wirthen foppen, von ihren Flöhen beißen lassen, und Gift fressen!" Der gelehrte Freund suchte ihn zu beruhigen und hielt ihm kleine Vorlesungen; es half aber Alles nichts. Erst als wir wieder bei Schneider in Florenz zusammentrafen, war er guter Laune, lud uns zu einem prächtigen Diner ein, und seine natürliche Gutmüthigkeit kam vollends wieder zum Vorschein.

Nachdem wir uns in Florenz ein Paar Tage aufgehalten hatten, reisten Koes und ich über Pisa nach Livorno. Als ich hier das Meer wieder in der Nähe sah, brach ich in Thränen aus und fühlte ganz, was der Schweizer fühlt, wenn er seine Felsen wieder sieht. In Montenero feierten wir bei dem gästfreien Minister Schubart den Geburtstag seiner Gemahlin, und seine Excellenz folgte uns dann nach Pisa, wo er des Winters wohnt, und bewirthete uns zu guter Letzt in seinem eigenen Hause. In Pisa sah ich den schiefen Thurm und Campo santo. Die vornehmsten Aristokraten des Mittelalters liegen hier in heiliger Erde, welche in Schiffen von Jerusalem nach Pisa geführt ist, und sind — Erde und Würmer, wie die Bauern, die draußen im Felde modern. In den

Straßen wächst hohes Gras zwischen den breiten Fliesen, bei ihren verfallenen Palästen, und die ungeheure eiserne Kette, die ihren Hafen vormals sperren sollte, ist von den Florentinern zerbrochen und rostet noch bei'm Battisterio in Florenz. Dagegen blühen an den Wänden in Campo santo die Bilder der ältesten italienischen Meister in jugendlicher Frische. Das geistige Wirken hat doch auch etwas zu bedeuten, überlebt die Thaten körperlicher Gewalt, wenn diese sie auch augenblicklich übertölpelt; und Fichte sagte wohl mit Recht von Geistigwirkenden: „Wir sind auch eine Macht, und zwar keine geringe!"

Nach Florenz zurückgekommen, trafen Koes und ich unvermuthet unsern lieben Bröndsted. Wir wußten wohl, daß er bald nach Italien kommen würde, er überraschte uns aber hier, und das machte die Freude doppelt groß. Als wir einen fröhlichen Mittag mit einander genossen hatten, spazierten wir im schönen Wetter Arm in Arm durch die Stadt. An einer Straßenecke stand ein schlecht gekleideter Mensch mit schwellenden Rocktaschen und las eine Anzeige. „Da steht Arndt!" flüsterte ich leise, indem wir bei ihm dicht vorbeigingen. Er entdeckte uns nicht, wir eilten von dannen und sahen ihn nie wieder. Er lebte noch mehrere Jahre, ging von Süden nach Norden, von Norden nach Süden oftmals wieder, und zuletzt fand man ihn — ich weiß nicht, war es unweit Tornea, Marseille, Moskau oder Venedig — auf dem Felde unter einer Hecke von einem Nervenschlage getödtet, mit vielen Manuskripten in der Tasche, die man zu nichts brauchen konnte.

Eben so groß, wie die Freude gewesen war, Bröndsted in Florenz zu treffen, war auch meine Betrübniß, als ich mich kurz darauf von ihm und meinem treuen Koes

trennen mußte, den ich erst bei Gott wieder sehe, aber hier im Leben nie vergesse. Der edle Jüngling, dessen Geist nach Schönheit und Wahrheit strebte, starb in Griechenland. Wilde Myrthen und Lorbeern zieren sein Grab! Er ward nicht Zeuge von den Verheerungen und dem Jammer des Landes, das er so sehr liebte, aber er ahnete eine bessere Zukunft für die Enkel der Hellenen, und das thun alle dankbare Söhne der Musen.

Sechzehntes Kapitel.

Heimreise.

Ganz allein stand ich wieder in der weiten Welt, doch mit jugendlicher Heiterkeit und Zuversicht eilte ich so schnell gegen Norden, als die Vetturinräder rollen konnten, und so kam ich denn endlich nach Mailand, ging in die große Oper, wo sie eine langweilige Seria spielten, gähnte und schlief ein.

Als ich erwachte und mich im ungeheuern Raume des **Teatro della Scala**, statt im engen Bette befand, richtete ich mich erstaunt auf, um nach Hause zu gehen und bequemer da den Schlaf fortzusetzen. — Ein blonder Jüngling, der gar kein italienisches Gesicht hatte, stand etwas entfernt von mir, faßte mich scharf in's Auge, und als ich bei ihm vorbeiging, fragte er bescheiden auf Dänisch, ob mein Name nicht Oehlenschläger sei? — „Ja, mein Herr. Es freut mich, einen Landsmann hier zu treffen. Darf ich um Ihren Namen wieder bitten?" — „Ich heiße Peter Saabye und bin ein Sohn des Etatsrath Saabye, des Associé des Rybergschen Hauses." — „Es freut mich sehr, Sie hier zu treffen. Leider reise ich aber schon morgen

wieder fort." — „Das thu' ich auch." — „Nach Rom vielleicht?" — „Nein, nach Kopenhagen." — „Nach Kopenhagen? Ich reise auch nach Kopenhagen." — „Dann könnten wir vielleicht zusammen reisen!" — „Das wäre ganz exzellent! Ich muß aber noch Tübingen, Heidelberg und Weimar besuchen." — „Das muß ich auch." — „Nun dann ist gar nichts im Wege. Schade, daß wir uns nicht vorher gesehen haben. Ich bin erst heute angekommen." — „Ich auch." — „Von Rom?" — „Nein, von Genua." — „Hätten wir uns früher getroffen, dann hätten wir auch in einem Gasthofe zusammen wohnen können." — „Wo wohnen Sie?" — „In der **Albergo della citta**!" — „Ich auch!"

Wir gingen jetzt zusammen nach dem Gasthofe, und da ergab es sich denn, daß unsere Zimmer an einander stießen, so daß wir nur die Thüre zu öffnen brauchten, um Kontubernalen zu sein.

Mit dem guten Saabye reiste ich also nach Kopenhagen und fand in ihm einen angenehmen Gesellschafter. Er besorgte die Reisekosten, und als wir nach Hause gekommen waren, wollte er von gar keiner Bezahlung wissen. Wir besuchten im schönen Wetter die borromäischen Inseln im Lago maggiore. Jetzt litt ich nichts mehr von der Hitze und konnte mich recht freuen. In der klaren Luft schien es immer, als wären wir den Inseln ganz nahe, wenn wir noch eine weite Strecke dahin hatten. — Wir zogen über den Simplon. In einem Liede, das man in dieser Sammlung findet, sprach ich mein Gefühl aus. Ich befand mich wieder in einer einheimischen Natur auf den Alpen, obschon in Dänemark keine Felsen sind. Es war aber die Frische, die Kühle, die mich

entzückte. Als man mir den Grenzstein Italiens zeigte, sprang ich lustig hinüber, wandte mich gegen Süden und rief: „Du verschlangst mich doch nicht!“ — Immer hatte ich in Rom ein Gefühl gehabt, als ob ich da sterben sollte. Ich befand mich in der wärmsten Sommerzeit wie eine Maus unter einer Luftpumpe. — Wenn ich Göthes Vorliebe für Italien bedenke, so kommt mir meine Abneigung seltsam vor, weil ich doch in so vielen andern Dingen mit ihm sympathisire. Er hat aber die Reise auf die behaglichste Weise gemacht, in gut gewählter Jahreszeit. Sein südlicher Geist trieb ihn nach Süden, und mein nordisches Herz sehnte sich wieder nach Norden, wozu ich auch (wie die Römer) Germanien rechne; denn sollte ich einen Aufenthalt außer meinem Vaterlande wählen, so würde es das südliche Deutschland sein.

Darum machte es mir auch ein großes Vergnügen, nach dem schönen Heidelberg zu kommen, wo ich den alten Voß besuchte, zum Theil weil ich wußte, daß ich seinen Sohn Johann Heinrich Voß, meinen weimarischen Freund, bei ihm treffen würde. — Der alte Voß sah eben so aus, wie ich mir ihn vorgestellt hatte. Lang, schmal, etwas steif und gravitätisch, aber verständig, bieder und in seinem Hause sehr gemüthlich. Damals hatte er das Buch über Stolberg noch nicht geschrieben, sonst hätte ich ihn wohl kaum besucht; denn ich liebte immer Stolberg als einen edeln Mann, mit hohem dichterischem Fluge. Wenn auch seinem Schiffe ein gewisser Ballast der Besonnenheit mangelte, wenn auch die Vernunft nicht immer als Steuermann am Ruder saß, so schwellte doch der Sturm der schönsten Gefühle kühn und herrlich die schneeweißen, reinen Segel; und im Passatwinde der

Begeisterung legte Stolberg wie ein Adler große Strecken zurück. Erst, als er sein Dichterschiff zu einem mystischen Luftballon umbauen wollte, um sich so dem Himmel zu nähern, mochte und wollte ich ihm nicht folgen. Was Stolberg zu viel hatte, hatte Voß zu wenig, zu schweren Ballast und zu kleine Segel! Aber ein vortrefflicher Frachtschiffer war er zwischen der antiken Welt und der gegenwärtigen Zeit. Auch ein guter idyllischer Gärtner, und wie sehr ich seinen Lustgarten in Luise liebte, habe ich schon vorher geäußert. — Etwas intolerant und beißend ist Voß immer gewesen, schon in seinem Verhältniß zu Heyne that sich das kund. In seinen alten Tagen hetzten ihn die Uebertreibungen der Romantiker, ihre Verachtung gegen ihn ärgerte ihn, er meinte, Stolberg habe durch seinen Uebergang zur katholischen Religion dazu Anlaß gegeben; so ward er unbillig und ungroßmüthig, und obschon er in seinem Buche über Stolberg viel Wahres sagt, mit Rücksicht auf Aristokratie und Mönchthum, so hatte er doch im höchsten Grade Unrecht, einen alten Jugendfreund zu beleidigen und mit kleinlich erzählten Anekdötchen sich an ihm zu rächen.

Es freute Voß, in mir einen jungen Dichter zu sehen, der kein Ultra-Romantiker sein wollte, und der seine Liebe zur Poesie mit Liebe zur Billigkeit und Vielseitigkeit zu verbinden strebte. Auch der Dichterkreis in Göttingen, auch die Musenalmanache, die Voß in seiner Jugend herausgegeben hatte, waren mir lieb. Hatte ich nicht darin den naiven Claudius, den zarten Hölty, die feurigen Stolberge, den merkwürdigen Bürger zuerst kennen gelernt? Ich nenne Bürger merkwürdig, denn das wird er mir wegen der seltsamen Mischung eines wahren Dich-

tergeistes mit dem undichterischen, vernichtenden Prinzipe einer unruhigen, kranken Persönlichkeit immer sein; wenn mich auch — eben dieser Mischung wegen — seine Gedichte im Ganzen nicht ansprechen und ich nur in seiner Lenore ächte Wahrheit finde, weil der todte Ritter darin wirklich kein anderer ist, als Bürgers eigner, poetischer, melancholischer Poltergeist, der im wilden Humore zum Grabe galoppirt.

Ich las Voß meinen Correggio vor; nach geendigter Vorlesung umarmte er mich und sagte: „Ich wollte, daß Lessing heute Abend hier gewesen wäre." — Ich brachte einige sehr angenehme Stunden in diesem häuslichen Kreise zu. Die gute, verständige Hausfrau Ernestine machte uns Stahlpunsch, womit sie öfters Göthe traktirt hatte; und in seiner häuslichen Umgebung fand ich ganz in Voß den Verfasser der Luise wieder. Er schrieb in mein Stammbuch:

„Quod sis, esse velis, nihilque malis!"

Jetzt hatte ich in Deutschland für dies Mal nichts weiter zu thun, als Göthe in Weimar zu besuchen, mich in seinem freundlichen Gedächtnisse aufzufrischen, ihm meinen Correggio vorzulesen, ein Paar aufmunternde Worte von ihm zu hören und dann in Gottes Namen nach der Heimath zu eilen. Wie gern machte ich den Umweg von zwanzig Meilen seinetwegen!

Unglücklicherweise konnte ich, weil ich mit einem Andern reiste, nur ein Paar Tage in Weimar bleiben; und bei Göthe muß man auf gute Laune warten, wie der Schiffer am Strande auf guten Wind, wenn er eine glückliche Fahrt machen will. Ich hatte ihm meinen Aladdin dedicirt, meinen deutschen Hakon Jarl und Palnatoke ge-

druckt mit liebevollem Briefe geschickt, ich erwartete einen väterlichen Empfang, wie der Schüler vom Meister. Göthe empfing mich höflich, aber kalt und beinahe fremd. Hatten so viele andere nachherige Ereignisse „das Andenken guter Stunden," das mir so theuer und ewig unvergeßlich war, in seiner Seele ausgelöscht? Oder — schlummerten nur diese Erinnerungen, und wollten sie wieder geweckt sein? War ich zu ungeduldig, weil der Sohn nicht gleich den Vater wieder fand? — Ich weiß es nicht! Freilich suchte ich den Schmerz zu unterdrücken; auch hoffte ich, wenn ich Göthe meinen Corregio vorgelesen hätte, daß das alte Verhältniß wieder eintreten sollte. Aber daraus ward nichts! Als ich ihm durch Riemer sagen ließ, ich hätte eine neue Tragödie geschrieben, die ich ihm vorzulesen wünschte, ließ er mir wieder sagen: „Ich möchte ihm das Manuskript geben, er wollte es gern selbst lesen." — Ich sagte: „Er kann es nicht selbst lesen, ich habe nur eine schlecht geschriebene Kladde bei mir, voll umgeschriebener Worte und Veränderungen." Doch gab ich Riemer das Manuskript. Er brachte mir es zurück und sagte, Göthe könne es freilich nicht lesen, ich möchte aber das Stück drucken lassen, dann wollte er es lesen. Das schmerzte mich; doch suchte ich mich aufrecht zu halten und guter Dinge zu sein. Göthe lud mich höflich zwei Mal zu Tische, und da war ich keck und satyrisch, weil ich nicht kindlich und herzlich sein konnte. Unter andern recitirte ich ein Paar Epigramme, die ich nie habe drucken lassen, auf ein Paar bekannte Schriftsteller. Göthe sagte hier wieder gemüthlich: „So etwas sollt Ihr nicht machen! Wer Wein machen kann, soll keinen Essig machen." Ich: „Haben Sie denn keinen Essig gemacht, Herr Geheimerath?"

Göthe: „Teufel noch einmal, weil ich es gemacht habe, ist es darum Recht?“ Ich: „Nein! Indeß wo Wein gemacht wird, fallen viele Trauben ab, die zum Wein nichts taugen, sie können aber einen guten Weinessig geben, und Essig ist gut gegen die Fäulniß!“

Man sieht, wenn wir nur Zeit gehabt hätten, mit einander bekannt zu werden, so wäre Alles gut gegangen, und Göthe hätte mich gern mein Stück vorlesen hören. Ich mußte aber leider fort, und so nahmen wir einen kalten Abschied. Das war mir aber in meiner tiefsten Seele zuwider; denn keinen Mann in der Welt liebte und schätzte ich mehr, wie Göthe; und nun sollte ich ihn vielleicht nie mehr im Leben sehen! — Die Postpferde waren um fünf Uhr den nächsten Morgen bestellt. Die Uhr war halb elf des Abends, ich saß in meiner Stube betrübt allein, das Haupt an die Hand gelehnt, Thränen im Auge. Da ergriff mich ein unbezwingbares Sehnen, ihn noch zu guter Letzt an mein Herz zu drücken; aber zugleich rührte sich auch in meiner Brust der Stolz gekränkter Ehre, und ich wollte nicht in Demuth vor ihm erscheinen.

Ich lief nach Göthes Hause und sah noch Licht, ich ging zu Riemer auf sein Zimmer und sagte: „Lieber Freund, kann ich nicht Göthe einen Augenblick sprechen? Ich möchte ihm gern noch ein Lebewohl sagen.“ Riemer wunderte sich, weil er mich aber in Gemüthsbewegung sah und Alles wußte, antwortete er: „Ich will es ihm sagen; ich will sehen, ob er noch nicht zu Bett ist.“ — Er kam zurück und bat mich einzutreten, indem er sich selber entfernte. — Da stand der Verfasser Götz von Berlichingens und Hermann und Dorotheas im Nachtkamisol, und zog seine Uhr auf, um zu Bette zu gehen. Als er mich

sah, sagte er freundlich: „Nun, mein Bester, Sie kommen ja wie der Nikodemus!" — „Herr Geheimerath," sprach ich, „erlauben Sie, daß ich dem Dichter Göthe auf ewig Lebewohl sage." — „Nun leben Sie wohl, mein Kind!" versetzte er herzlich. „Nichts mehr! Nichts mehr!" rief ich gerührt und verließ schnell das Zimmer. — In den zwanzig Jahren nachher habe ich Göthe nicht gesehen und ihm nicht geschrieben, aber ich habe meinen ältesten Sohn nach ihm genannt, ich habe wiederholt seine herrlichen Schriften gelesen und oft darüber Vorlesungen gehalten; sein Bild hängt in meinem Zimmer; ich liebe ihn und bin davon überzeugt, daß, wenn das Schicksal mich einmal wieder in seine Nähe gebracht hätte, ich auch in ihm den alten väterlichen Freund gefunden haben würde. Auch weiß ich, daß er stets freundlich von mir gesprochen hat.

Bei meiner Ankunft in Kopenhagen fand ich Alles sehr freundlich gegen mich gestimmt. Meine Braut war eine vertraute Freundin der Gräfin Schimmelmann geworden. Im Schimmelmannschen Hause las ich ein Paar Mal meinen Coreggio in großen Abendgesellschaften vor. Auch des Königs Majestät erzeigte mir die Ehre, daß ich im Kabinet Ihrer Majestät der Königin meinen Correggio eines Abends der königlichen Familie vorlesen durfte.

Kurz darauf wurde ich als Professor extraordinarius der Aesthetik bei der Universität angestellt, und sollte im Winter anfangen, Vorlesungen zu halten. Der Graf von Schimmelmann hatte in der Nähe von Seelust ein schönes Haus, Christiansholm, anderthalb Meilen von der Stadt, wo er mir den ersten Sommer zu wohnen erlaubte. Nicht weit davon liegt Gjentofte, ein hübsches Dorf an einem kleinen See. Nach der Kirche dieses Dor-

fes fuhren meine Braut und ich an einem schönen Frühlingsmorgen ganz allein hinaus, wir fanden hier nach Abrede als dritte Person den Prediger; er traute uns, und als Mann und Frau fuhren wir nach Christiansholm.

Siebzehntes Kapitel.

Ueberblick meiner letzten zwanzig Jahre.

Ich habe mir vorgenommen, dem Leser meine Lebensbegebenheiten bis zum dreißigsten Jahre mitzutheilen, und stehe jetzt am Ziele. Komödien und Romane endigen mit der Heirath des Helden, die meisten Lebensbeschreibungen sollten es auch. Das Abenteuerliche und Zufällige, die psychologische Entwickelungsperiode eines Menschen, welches die Erzählung unterhaltend macht, hört dann meistens auf; denn nur Streben, nicht Zustand ist für die Mittheilung. Der Baum steht erwachsen da; wir sehen nicht mehr den Gärtner die Pflanze gegen Sturm und Würmer hegen, den jungen Baum impfen und die Wasserreiter wegschneiden — wir sollen ihn jetzt an seinen Früchten erkennen. So mögen denn auch die in dieser Sammlung folgenden Schriften, wovon der größte Theil nach jenem Zeitpunkte verfaßt ist, für oder gegen den Verfasser sprechen. Noch viel Anderes hindert einen Lebensbeschreiber, von dem letzten Drittel seines Lebens eine interessante Nachricht zu geben. Er kann sich nicht frei bewegen; hundert Rücksichten hindern ihn, die Begebenheiten mit ihren Motiven darzustellen; und dann mangelt der Erzählung eben das Wesentlichste. Dann ist

sein eignes Gemüth auch nicht frei genug; er steht selbst den Verhältnissen zu nahe, um Alles ruhig übersehen zu können. Er kann vielleicht sagen: **hoc olim meminisse juvabit!** Doch dieses **olim** ist noch nicht da. „Was er irrte, was er strebte, was er litt, und was er lebte," sind noch nicht „Blumen im Strauß" geworden. Deßhalb muß er auch den Teppich rasch fallen lassen, wenn er seine Zuschauer zu einem gewissen Ruhepunkt geführt hat.

Indeß will ich doch dem Leser eine kurze Nachricht von dem Wichtigsten geben, was ich in den letzten zwanzig Jahren „gelebt und gelitten."

Ich traf in Kopenhagen, nach fünfthalbjähriger Abwesenheit, viele Freunde und Gönner. Axel und Walburg machte bei der Aufführung großes Glück, auch Correggio; ich merkte aber bald, daß sich eine Partei gegen mich bildete. Grundtvig, ein junger Mann voll Feuer und Beredsamkeit, der in einigen Gedichten poetisches Talent bewiesen hatte, trennte sich nur von der neueren deutschen Schule in so fern, daß er als eifriger Protestant auf alles Katholische und Weltliche schalt, und behauptete: die Poesie habe nur einen religiösen und geschichtlichen Werth. Weil ich nun meinte, daß Poesie, als solche, sich besonders auf Wahrheit der Natur und Schönheit der Darstellung gründen müßte; daß, um solches zu erreichen, in der Kunst die Geschichte von der Poesie, und die Poesie nicht von der Geschichte abhänge; daß die Form einer geoffenbarten Religion nicht der Form einer Dichtung Werth gäbe: so betrachteten Grundtvig und seine Anhänger meine Schriften als Spielwerke eines verirrten Genius.

Indeß theilte der größere Theil des gebildeten Publikums nicht diese Meinung, und in meinen Vorlesungen suchte

ich auch bestens meine Grundsätze zu vertheidigen; mich gegen eine Theorie sträubend, die — meiner Ueberzeugung nach — allen eigentlichen Geschmack vernichtete, und der Dichtkunst ihre Selbstständigkeit und ihren eigenthümlichen Werth raubte.

Nachher kam Baggesen — und wie gern hätte ich noch Grundtvig zum Gegner behalten. Seine Begeisterung mußte ich achten, wenn ich auch seinen Eifer nicht billigen konnte; Baggesen dagegen — — Doch ich habe gesagt, ich wolle keine Distel auf sein Grab pflanzen; also nur so viel: Als er mehrere Jahre hindurch mich auf das Bitterste mit Persiflage und Verdrehungen meiner Schriften verfolgt hatte, gab ich endlich, der ich sonst immer geschwiegen hatte, eine Erklärung an das Publikum gegen ihn heraus, worin klar bewiesen wurde, daß er in keiner seiner Behauptungen Recht habe. Hiezu schwieg er. — Mein letzter Gegner ist J. L. Heiberg, der Vaudevillendichter, der sich, mit wenigem Erfolg, von dem Baggesenschen Wege nur wenig entfernt hat.

In den ersten Paar Jahren nach meiner Zurückkunft hielt ich sowohl öffentliche Vorlesungen für Studenten, als private vor der vornehmen Welt und der Kopenhagner beau monde; nachher ließ ich es bei den öffentlichen Mittheilungen bewenden.

Ich habe in den Wintern von 1810 bis 1829 (mit Ausnahme des Jahres 1817) Vorlesungen gehalten, über: Ewald, Schiller, Goethe, Shakespeare, Calderon, Sophokles, Holberg, Lessing, Tieck, Claudius, die meisten deutschen Lyriker, über alle bedeutenden dänischen Dichter, über die nordische Mythologie, die alten dänischen Heldenlieder, über romantische Dichtkunst und über die Romanliteratur.

Im Jahre 1815 erhob mich des Königs Gnade zum Ritter von Dannebrog, und seit 1827 bin ich Professor Ordinarius und Assessor Consistorii. Als Professor habe ich zwei lateinische Reden gehalten und ein lateinisches Programm geschrieben.

Vier liebe Kinder: Charlotte, Johannes Wolfgang, William Conrad und Maria Luise hat mir Gott gegeben.

Noch viele Jahre genoß ich die Freude des täglichen Umganges meiner lieben Schwester Sophia und der holdseligen Rahbek.

Um mich nach den fortwährenden literarischen Beleidigungen zu zerstreuen und nicht die gute Laune zu verlieren, reiste ich, im Jahre 1817, mit einem jungen Dänen, der einen ältern Freund als Begleiter zu haben wünschte, wieder nach Paris und durch Deutschland. Diese Reise habe ich in zwei Bändchen beschrieben, und sie ist von Herrn Lotz deutsch übersetzt. Ich sah auf dieser Reise die Frau von Stael zum letzten Male, machte des trefflichen Schellings Bekanntschaft in München und hatte das Glück, seine Freundschaft zu gewinnen. Auch Rückert mit dem hellklingenden, morgenländischen Glockenspiele, voll Zartheit und Kunst, sah ich in Stuttgart; er schrieb mir in mein Stammbuch:

> Gen Süden kam vom nord'schen Meeres Sunde
> Ein edler Vogel des Gesangs geflogen,
> Der, wie er dän'sche Luft hat eingesogen,
> So laut doch singen kann mit deutschem Munde.
>
> Es fühlte gleich sich in der ersten Stunde
> Mein Herz zu ihm entschieden hingezogen;
> Und ist mir sein's, wie meines ihm, gewogen,
> So bleiben nun fortan die Zwei im Bunde.

Ist er vom raschen Flug zu seinem Norden
Nun heimgekehrt, und ich bin fern im Süden,
So soll des Raumes Trennung uns nicht stören.
Dazu ist uns die Kunst des Lieds geworden;
Die wollen wir so brauchen, ohn' Ermüden,
Daß Einer soll des Andern Nachhall hören.

In Wien erzeigte man mir große Güte, und nach meiner Abreise hat sich da ein Klub schöner Geister gebildet, der sich mir zum Gedächtnisse Ludlams Höhle nannte. Ich lernte hier den heitern Castelli und die milde Karoline Pichler kennen; wie ich vorher der Therese Huber und der Amalie Helvig, geb. Imhof, Bekanntschaft gemacht hatte.

In Berlin verlebte ich einige fröhliche Tage mit Tieck, Schleiermacher, Hoffmann, Fouqué, Arnim und Arndt. In Dresden sah ich (wie in Wien) meinen Axel und Walburg im Ganzen sehr gut aufführen.

Kaum nach Hause gekommen, traf mich der Verlust meiner theuern Schwester Sophia, die lange an den Folgen eines Scharlachfiebers gelitten hatte; nur ihr kräftiger Geist konnte sie einige Jahre noch am Leben erhalten.

Ich hatte schon früher alte Freunde verloren — Rosing und O. H. Mynster. Sie wurden an einem Tage begraben; ich folgte ihnen zum Grabe, und weihete jedem ein Gedicht.

Mynster war unser Hausarzt gewesen; mein kleiner William (nach Shakespeare so genannt) hatte ein braunes Fleckchen auf dem Kinn; Mynster hatte mir gerathen, dies von einem Wundarzte wegschneiden zu lassen. Als der Freund gestorben war und noch im Bette lag, dachte ich an die sympathetischen Mittel, von denen man mir viel gesagt hatte; ich dachte: Der Freund soll uns noch einmal trotz

seines Todes helfen, nahm das Kind mit mir, und nach gegebener Erlaubniß traten wir allein in's Todtenzimmer. Ich hatte dem Knaben nichts gesagt, er hatte noch keinen Todten gesehen und wußte nicht, daß ein Mensch sterben könnte.—„Der gute Mynster", sagte ich, „er schläft! Komm, William, willst Du ihn sehen?" Das Kind trat schüchtern und langsam vor das Todtenbett; ich berührte das Fleckchen mit des seligen Freundes Finger, und wir gingen schweigend fort. — Erst auf der Straße fragte mich William bedenklich: „Vater, warum war denn Professor Mynster so weiß im Gesicht?" — Ich beruhigte das Kind. Die Kur half aber nichts, und wir mußten nachher zu dem Messer des Wundarztes unsere Zuflucht nehmen, welches die kleine Unzierde ganz entfernte.

Die zwei Gräfinnen Schimmelmann und Münster, geistreiche Frauen, die oft unterhaltende Cirkel bildeten, wo Kunst und Poesie das belebende Princip waren, starben auch kurz nacheinander; eben so die zartfühlende Friederike von der Maase, Kammerfräulein der Königin, die mich mit ihrer Freundschaft beehrte. Mein trefflicher Schwiegervater, der Konferenzrath Heger, mit dem ich im traulichen täglichen Gespräche so viele schöne Stunden verlebt hatte, entschlief auch früher, als wir es erwarteten. Seine Tochter, die herrliche Rahbek, folgte ihm ein Paar Jahre später. Mein eigner, rüstiger Vater bekam in seinem neun und siebzigsten Jahre ein kaltes Fieber, wovon der gute Greis nicht hergestellt wurde.

Ich denke an Mozarts herrliche Töne:

Requiem aeternam, dona eis, Domine!
Et lux perpetua luceat eis!

eile aber, den Leser aus dem Grabgewölbe zu bringen, in

das ich gern und oft, voll theurer Erinnerungen, hinuntersteige. Denn ich habe mich schon ziemlich daran gewöhnt, mit oft zurückschauendem Blick die fernere Lebensstraße fortzuwandern. Doch schaue ich zugleich keck und ruhig in die Zukunft; dazu winkt mir die schöne, nie veraltende Muse, Frau und Kinder; und ergebene Freunde machen mir auch die Gegenwart heiter und angenehm.

Denn mit meinen Kollegen bei der Universität lebte ich stets im freundschaftlichen Verkehr. Die Oerstede, die Heger, Rahbek und A. Mynster sind mir immer die Alten, und in Carsten Hauch, Adolf Bove und Peter Hiorth fand ich kräftige Neue. Auch überzeugten mich theils Briefe, theils Besuche, theils literarische Aeußerungen, Erinnerungen von Schelling, Steffens, Franz Horn, Karl Immermann, Heine, Castelli, Willibald Alexis, Schottky, Zedliz und Andern, daß ich noch Freunde in Deutschland habe.

Die größte Ueberraschung freundschaftlicher Güte entzückte mich in diesem Sommer (1829) auf einer kleinen Lustreise nach Schweden, wo meine skandinavischen Blutsverwandten mir so große Ehre erzeigten, und wo mir der herrliche Dichter Bischof Tegner im alten Dome Lunds, in Gegenwart des versammelten Volks, die Lorbeerkrone auf's Haupt setzte.

Die Dichtungen, die ich seit 1810 herausgegeben habe, sind folgende: Lyrische Gedichte; Aly und Gulhyndy, Mährchen; Faruk, Singspiel; Stärkodder, Hugo von Rheinberg, Hagbarth und Signe, Tragödien; der Kanarienvogel, Lustspiel; Ehrlich währt am längsten, Idylle; die Ludlams Höhle, dramatisches Mährchen; die Räuberburg, Singspiel; Helge, Romanzen und Tra-

gödie; der Fischer, dramatisches Mährchen; Hroar in Leire, Erzählung; der Hirtenknabe, Idylle; Friedrichsberg, Cyklus lyrischer Gedichte; Tordenskiold, Singspiel; Robinson in England, Schauspiel; Erich und Abel, Tragödie; die Götter Nordens, episches Gedicht; die Inseln im Südmeere, Roman; die Wäringer in Konstantinopel, Tragödie; die Flucht aus dem Kloster, Singspiel; Hrolf Krake, episches Gedicht; Karl der Große, Tragödie; die Longobarden, Tragödie; das Bild und die Büste, Singspiel; die Uebereilung, Singspiel.

Noch habe ich Goethes Götz von Berlichingen und Reineke Voß, Shakespeares Sommernachtstraum, Otways Waise und mehrere Singspiele für die Bühne übersetzt. In der Schule, wo ich meine erste Bildung genoß, habe ich eine Rede gehalten, und ebenfalls eine, als mein trefflicher Freund Thorwaldsen Dänemark mit einem Besuch erfreute und wir ihm zu Ehren ein Fest bereitet hatten. —

Die meisten jener obengenannten dänischen Schriften wird man in dieser Sammlung deutsch wieder finden. Man kann sie keine Uebertragungen nennen, obschon nur Correggio, die Inseln im Südmeere und diese Lebensbeschreibung gleich deutsch geschrieben sind; es sind freie Bearbeitungen und oft verbesserte Umarbeitungen von des Dichters eigener Hand. Der Zwang, die Forderung, in einer anderen Sprache genau das schon Gesagte wieder zu geben, hat mir nie Fesseln angelegt, weil ich selbst der Dichter war. Oft hab' ich ein anderes Bild gewählt, manchen neuen Gedanken zugefügt, Vieles verkürzt und zusammengedrängt, auch Manches verändert.

Es ist also gewissermaßen eine verbesserte Ausgabe, und diese deutschen Umdichtungen sind eben so original, wie die dänischen Dichtungen.

Ich wage es also, mich auch einen deutschen Dichter zu nennen, trete mit in Reihe und Glied der übrigen, und stelle mich des deutschen Publikums Lobe und Tadel dar. Ich habe in dieser neuen Ausgabe gesucht, meinen Schriften so viel Korrektheit, als möglich, zu geben. Mehrere kleine Fehler und Fremdartigkeiten werden, des besten Willens und allen Fleißes ungeachtet, noch da sein, für welche ich die Billigkeit um Verzeihung bitte.

Es gibt eine Art Aepfel, die man Borsdorfer nennt, sie sind saftig und wohlschmeckend, sehen gut aus, haben aber mitunter kleine braune Flecken hie und da, woran man sie gleich erkennen kann. In meiner Kindheit zeichnete sich ein edler Geist, der verstorbene Professor Johann Klemens Tode, in der dänischen Literatur als Dichter und prosaischer Schriftsteller aus; weil er aber ein geborner Deutscher war, so konnte er gewisse kleine Fehler nicht ablegen, woran man seine Geburt erkannte, sonst schrieb er die dänische Sprache besser, als viele Eingeborne, und war ganz in den Geist derselben eingedrungen. Als nun einmal ein strenger Kritiker diese Fehler rügte, verglich er selbst seine Gedichte mit den Borsdorferäpfeln. Ich bediene mich gleichfalls im umgekehrten Verhältnisse dieses Gleichnisses und hoffe, bei edeln Deutschen dieselbige Liberalität zu finden, die seit langer Zeit in Dänemark mehreren ihrer Landsleute erwiesen ist.



